Ht. Sing. 1444 m

<36625475910017 S

<36625475910017

Bayer. Staatsbibliothek

C

Reisen
nach
Peking,
Manila und Isle de France
in den Jahren
1784 bis 1801.

von
[Chrétien Louis Joseph]
Herrn de Guignes,
Französischem Residenten in China.

Aus dem Französischen
von
K. L. Müller.

Mit Kupfern.

Leipzig, 1810.
bey J. C. Hinrichs.

A/52/147

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

Gestalt der Chinesen = = Seite 7.
Charakter = = = 9.
Industrie = = = 13.
Bauart und Hausgeräthe = = 16.
Gärten = = = 26.
Kanäle = = = 29.
Flußfahrzeuge = = 34.
Wege, Wachhäuser; Gasthäuser; Kong-kouan; Posten;
Pferde = = 41.
Zeuche = = = = 47.
Druckerey = = = 49.
Siegel = = = 51.
Papier = = = 52.
Pinsel = = = 53.
Tinte oder Tusche = = 54.
Malerey = = = 56.
Bildhauerey = = 58.
Porzellan = = = das.
Lackirte Arbeiten = = 62.
Tong-tchou = = 64.
Ceremoniel = = das.

Kleidung = = Seite 69.
Gastmäler und Feste = = 75.
Nahrungsmittel = = 76.
Heirathen = = = 79.
Beyschläferinnen = = 82.
Aussetzung der Kinder = = 84.
Sklaven = = 86.
Verschnittene = = 88.
Leichenbegängnisse; Trauer = 89.
Namen = = = 96.
Spiele = = = 98.
Musik = = = 100.
Tanz = = = 104.
Komödie = = = 105.
Arzneykunst; Krankheiten = 108.
Wahrsager und Zeichendeuterey = 110.
Pagoden = = = 113.
Bonzen = = = 117.
Feste = = = 119.
Regierung = = = 124.
Klassen der Bürger = = 136.
Mandarinen = = 139.
Kostüm des Kaisers und der Mandarinen = 142.
Peking = = = 149.
Einkünfte = = = 162.
Polizey der Städte = = 171.
Justiz = = = 175.
Gefängnisse = = = 183.
Diebe = = = 189.
Arme = = = 192.
Handel; Ankunft und Niederlassung der Europäer in China = = 194.
Portugiesen = = 196.
Holländer = = 201.
Engländer = = 202.

Dänen = = Seite 206.
Schweden = = 207.
Handelsgesellschaft von Ostende = das.
Preußen = = = 208.
Spanier = = = das.
Amerikaner = = = 209.
Handel der Fremden zu Kanton = das.
Holländische Compagnie = = 213.
Englische Compagnie = = 215.
Französische Compagnie = = 220.
Dänische und schwedische Compagnien = 222.
Preußische Compagnie = = 223.
Spanische Compagnie = = das.
Amerikanischer Handel = = das.
Ausschließender und Privathandel = das.
Handel der Gesellschaften und der Einzelnen = 224.
Nützlichkeit des indischen und chinesischen Handels 227.
Ausfuhr des Geldes = = 228.
Münzen = = = 230.
Gewichte = = = 236.
Maaße = = = 238.
Waaren der Ausfuhr = = das.
Waaren der Einfuhr = = 257.
Kanton = = = 269.
Besonderer Handel der Chinesen = 270.
Ackerbau = = = 277.
Bemerkungen über einige chinesische Erzeugnisse 308.
Typhons oder Stürme = = 315.
Ebbe und Fluth = = 318.
Abweichung von der Magnetnadel = 319.
Die chinesische Armee = = das.
Befestigungskunst = = = 327.
Artillerie; Schießpulver = = 331.
Studien; Prüfungen = = 336.
Astronomie = = = 340.

Von der Art und Weise, die Tage, Stunden und Monate zu zählen = Seite 345.
Art und Weise, die Tage und die Jahre zu zählen 348.
Sekten des Lao-kiun und des Fo = daſ.
Sekte des Confucius = = 351.
Juden = = = 352.
Christenthum; Verfolgungen, Missionarien; Nützlichkeit der Missionen = = daſ.
Mahomedaner = = 354.
Sekte des Jukias = = = 356.
Gottesverehrung = = 357.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erklärung der Kupfer.

Unter die Merkwürdigkeiten in China kann man auch wohl

die Wachhäuser

rechnen, wovon hier auf der ersten Tafel eins abgebildet ist. Sie sind meistens in Form abgestumpfter viereckiger Thürme erbaut, und werden von einer kleinern oder größern Anzahl von Soldaten besetzt. Der Zweck dieser Wachen ist wohl kein anderer, als die Straßen so viel wie möglich von Räubern rein zu halten, und zugleich den Reisenden bey dringenden Bedürfnissen zum Zufluchtsorte zu dienen. Das hier abgebildete, unweit Petchely gelegene, ist eines der größten. Es zieht eben ein Mandarin vorüber, weshalb die Wache herausgetreten ist.

No. 2.

Stellt eine Pagode dar, oder einen chinesischen Tempel mit allen zu ihm gehörigen Nebengebäuden, worin die Bonzen oder Priester theils wohnen, theils dasjenige halten, was sie zum Leben bedürfen. Die hier vorgestellte ist eine der schönsten und größten, welche durch ihre Bauart einen gefälligen Eindruck aufs Auge macht.

No. 3. und 4.

Enthält Grabmäler, deren es in China außerordentlich viele und von der verschiedensten Bauart giebt. Die Chinesen haben viel Verehrung gegen die Todten, daher ein sehr ansehnlicher Theil des Landes mit Denkmälern bedeckt ist, welche das Andenken an Verstorbene erhalten sollen. Hier sind einige sehr gefällig erbaute und eingerichtete mit allen Umgebungen treu abgebildet.

No. 5.

Stellt verschiedene chinesische Pflanzen dar:

a) den Rübsen oder Rübsamen (navette) ein Gewächs, welches dem unsrigen ziemlich gleich kommt;

b) den Flieder (lilas), an Bildung dem europäischen ziemlich ähnlich, allein geruchlos. Der, welchen der Herr Verf. fand, war nur acht bis zehn Zoll hoch, und schien nicht höher als einen Fuß werden zu sollen;

c) den Tcha-tchou. Ein Strauch, dessen Blatt mit dem des Thees Aehnlichkeit hat, aber nur dicker ist. Seine Blüte ist weiß, und besteht aus fünf Blumenblättern. Die Frucht, welche aus Beeren besteht, hat eine längliche Gestalt, und jede Beere verschließt einen öhligen Kern, woraus die Chinesen durch Mühlen, welche eigends dazu eingerichtet sind, Oehl zu ziehen wissen.

Bemerkungen über die Chinesen.

Die Reise von Europa nach China zu beschreiben, würde ein sehr unnützes Unternehmen seyn, da dieser Weg bereits hinlänglich bekannt ist. Nach einer Fahrt von fünf Monaten und drey Tagen ankerten wir auf der Rhede von Macao. Man erblickt hier nichts als Gebirge um sich her. Macao selbst, im Amphitheater auf einer Anhöhe gebaut, läßt sich durch seine weißangestrichenen Häuser schon von weitem erkennen. Die meisten Europäer, welche zu Macao sich aufhalten, wohnen auf dem Kay, der, auf der Ostseite liegend, einen angenehmen, immer kühlen Spatziergang darbietet. Man hat hier eine schöne Aussicht auf den Hafen, und eine Insel, welche von der Menge der sie bedeckenden Bäume mit Recht den Namen der grünen Insel erhalten hat. Auf dieser Insel schlugen ehedem die Jesuiten ihre Wohnung auf, und eifrige Missionarien entschlüpften von hier des Nachts nach China, um die christliche Religion zu predigen. Jetzt ist keine Spur mehr davon vorhanden. Allein mitten unter dürren, baumlosen Gebirgen hat diese Insel ein ewiges Grün erhalten, und ist schon dadurch sehr merkwürdig.

Macao ist nicht groß. Die Stadt hat einige Forts und eine Mauer. Fünfhundert Seapoys machen die Gar-

nison aus; sie sind auch hinreichend, denn die Portugiesen leben sehr friedlich mit den Chinesen. Es wohnen viel der letztern zu Macao, unter Aufsicht eines Mandarinen, wodurch der portugiesische Gouverneur in ein gedrücktes Verhältniß kommt. Es giebt zu Macao mehrere Kirchen und einige Klöster, worunter ein Frauenkloster ist. Die Kirchen sind einfach, aber groß; alle Sonntage hören die Portugiesen die Messe daselbst, und sehen noch lieber die Frauen hinein gehen; diese tragen entweder den Schleyer, oder den sogenannten sarace, oder den dos; beyde letztere Kleidungsstücke gleichen ganz den Mänteln und bedecken den Körper gänzlich. Unter einer von diesen Bedeckungen kann eine Frau hingehen, wohin sie will, ohne Furcht, von ihrem Manne selbst erkannt zu werden. Die vornehmen Portugiesinnen lassen sich mit dem Schleyer bedeckt im Palankin tragen, minder wohlhabende aber in einem fast viereckigen, nicht hohen Kasten, den man Cayola (Hühnerkorb) nennt; nur die Sitte, mit gekreuzten Beinen zu sitzen, macht es ihnen möglich, oft zu Zweyen darin Platz zu finden. Die Frauen tragen gewöhnlich Rosenkränze, die meisten von Gold, und alle lassen sich mehr oder weniger Dienerinnen nachtreten.

Die Portugiesen leben nur unter sich, wenig mit Fremden. Die Frauen sind sehr eingezogen. Bildung findet man wenig. Die Einwohner sind schwarzbraun, und nur die aus Europa kommenden oder von Lissabonern abstammenden haben eine lichtere Farbe: im Ganzen ist das Volk nicht wohlgebildet, es ist eine Mischung von Chinesen, Indianern und Malayen. Man trifft auf den Straßen von Macao mehrere chinesische Frauen; sie tragen fast alle einen halb ver-

schlossenen Sonnenschirm, der vor der Sonne und frechen Augen schützen soll; allein er hebt sich doch oft auf, vorzüglich wenn die Chinesin jung und hübsch zu seyn glaubt. Man muß sich erst an ihre Züge gewöhnen, denn die schmalen länglichen Augen, eine nicht sehr hohe Stutznase, sehr kleine Füße und ein wankender Gang, sind für uns nicht reitzend. Die Männer gleichen ihnen an Gestalt, allein ihre Farbe ist brauner.

Die Fremden wohnen einen Theil des Jahres zu Macao und lassen viel Geld aufgehen, besonders die Engländer, welche den meisten Handel treiben. Für die Hausmiethen wird sehr viel bezahlt. Im August und September verlassen sie Macao, und begeben sich nach Kanton.

Der Anblick von Kanton gewährt ein sehr lebendiges Schauspiel; eine große Menge von Schiffen durchkreuzen den Fluß in allen Richtungen. Die Faktoreyen liegen längs dem Kay. Diese Häuser, welche nur von Fremden bewohnt werden, haben für einen Europäer nichts merkwürdiges; ihm fallen bloß die hohen Maste an denselben auf, an denen die Flagge jeder Nation weht. Die Häuser der Eingebornen sind niedrig und haben im Ganzen nur ein Stockwerk.

Die Straßen von Kanton sind mit großen Steinen gepflastert und sehr schmal; die alte und neue Porzellainstraße sind die breitesten. Alle haben Krambuden; manche sind für gewisse Waaren ausschließend bestimmt.

Will ein Fremder in den Vorstädten und ein wenig weiter sich umsehen, so muß er sich von einem Soldaten begleiten lassen, um Neugierige abzuhalten und von den Kin-

dern nicht mit Steinen geworfen zu werden. Man kann die Stadtthore besehen, allein man darf als Fremder nicht anders als mit Erlaubniß der Mandarinen hinein. Der gewöhnliche Spatziergang der Europäer beschränkt sich auf den Kay und einige nahe Straßen.

Jede chinesische Provinz hat besonders gebaute Schiffe, und diese stehen hier an besondern Stellen des Flusses zusammen, so wie auch die der öffentlichen Mädchen.

Die Chinesen beschauen die Fremden mit äußerster Neugier; manche haben uns Tage lang angesehen. Sonderbar ist der Anblick, wenn sie mit untergeschlagenen Beinen und vorwärts hängendem Körper tabakrauchend und schwatzend beysammen sitzen. Man glaubt, Affen zu sehen.

Der Weg von Kanton bis nach Wampou, wo die fremden Schiffe während ihrer Ladung liegen, ist lachend. Man sieht viel Wohnungen und zwey grosse Thürme.

Der Ankerplatz zu Wampou ist gut, aber eng. Nur die Franzosen dürfen auf der Insel bleiben und da spatzieren gehen. Von andern Schiffen dürfen nur Offiziere hinkommen.

Im Januar und Februar gehen die Schiffe ab, und dann ist Alles todt in Kanton. Die Europäer kehren nach Macao zurück.

Im August und September ist es sehr warm zu Kanton, allein im November, Dezember und Januar friert es nicht selten. Die Chinesen haben nicht so dicke Köpfe und einen so kurzen Wuchs, wie man oft im Lande sie abmalt; sie sind mehr groß als klein, und zum Theil recht wohlgebildet; nur ihre länglichen, hervorstehenden Augen fallen auf.

Wohlbeleibtheit wird als ein Zeichen von Reichthum und Verstand angesehen.

Eigennutz ist ein Hauptzug in ihrem Charakter. Sie lieben das Geld leidenschaftlich, und bedienen sich jedes Mittels, solches sich zu verschaffen. Die Mandarinen besonders prellen die Europäer auf eine ungeheure Weise, und quälen sie durch Plackereyen ohne Zahl.

Gestalt der Chinesen.

Die Schönheit der Chinesen ist sehr von der der Europäer verschieden. Ein Chinese hat eine breite viereckige Gestalt, eine offene Stirn; seine Augen sind länglich und stehen dergestalt hervor, daß man sie beyde sehen kann, wenn man ein Gesicht im Profil betrachtet; seine Nase ist klein und zwischen den Augen ohne Erhöhung, der Mund mittelmäßig, allein die Ohren sind breit und meistens durchstochen. Der Lastträger steckt seine Cigare oder Chiroutte hinein, und der Gelehrte befestigt durch Fäden seine Brille darin. Die Chinesen lassen den Bart im dreyßigsten Jahre erst wachsen; sie haben nicht viel, vorzüglich in den südlichen Provinzen; ihre Haare sind schwarz, stark und dick.

Der Wuchs darf hier zu Lande, um für schön zu gelten, nicht schlank und proportionirt, sondern er muß dick seyn und einen breiten Armstuhl füllen können.

Die Hautfarbe der Chinesen ist lichtbraun; allein von verschiedenen Nüancen bey den einzelnen, je nachdem sie der Sonnenhitze sich mehr oder weniger aussetzen müssen.

Die Reichen, Gelehrten und Mandarinen pflegen sich die Nägel der linken Hand ein wenig wachsen zu lassen, vorzüglich den am kleinen Finger; dieser Nagel hat gewöhnlich einige Linien. Ich habe den Mandarin, Polizeydirektor von Kanton gesehen, dessen Nägel an der linken Hand fast sechs Zoll hatten; allein das merkwürdigste in dieser Art war die Hand eines chinesischen Arztes, deren längster Nagel 12½, die andern 9—10 Zoll hatten; schmerzlich bedauerte der Mann, daß der am kleinen Finger abgebrochen sey. Man stelle sich vor, was der Mensch gelitten haben mußte, ehe seine Nägel diese Länge erreichten, denn er mußte seine Finger beständig in Bambusfutteralen tragen, welche ihm die Haut wund rieben. Allein er stand dafür auch in großem Ansehen, und würde z. B. jeden Prozeß vor den Mandarinen durch Vorzeigung seiner Nägel gewonnen haben. Der Mandarin hätte nehmlich geschlossen, daß ein Mensch von so viel Geduld ohnmöglich ein Zänker seyn könne, und Besonnenheit genug habe, um sich in keine schlechten Händel zu verwickeln. Dies erzählte uns der Arzt, und wir dankten ihm für seine Gefälligkeit. Er glaubte auch auf uns durch seine langen Nägel einen tiefen Eindruck gemacht zu haben.

Der Frauen Wuchs ist von mittlerer Größe und sehr fein, ihre Nase kurz, die Augen gespalten, der Mund klein, die Lippen glänzend roth. Fast alle schminken sich. Die Parfümeurs verkaufen weiße und rosenrothe Schminke, die dann nach Belieben vermischt wird. Ich habe Frauen gesehen, deren Gesicht ganz rosenroth aussahe; ihre Hände aber sind, seltsam genug, ganz braun. Indessen muß ich gestehen, daß ich viele Chinesinnen hübsch und angenehm gefunden

habe. Junge Mädchen von sieben bis acht Jahren fangen schon an, sich zu malen; daher ist auch nichts häßlicher, als ein altes chinesisches Weib.

Charakter.

Die Chinesen sind arbeitsam und thätig; sie haben gerade nicht viel Genie für die Wissenschaften, allein viel Geschicklichkeit zu den Künsten und zum Handel; sie sind biegsam und nachgebend, aber auch stolz; sie verachten andere Nationen, denen sie sehr überlegen zu seyn glauben; sie behaupten darin den Charakter ihrer Vorfahren, welche uns Plinius und Ammianus Marcellinus als sanfte, mäßige und friedliche Menschen, aber weil sie die Gemeinschaft mit andern Menschen so sehr vermieden, auch als ähnlich den wilden Thieren schildern.

Die Chinesen sind eigennützig und zum Betrug geneigt. Ich habe gesehen, daß Landleute die Hühner Sand verschlucken ließen, damit sie schwerer werden sollten. Auf unserer Reise legten die Chinesen inwendig zwischen die seidenen Stoffe, die sie uns gaben, Papier, damit sie stärker aussehen sollten, und zu Peking gaben die Mandarinen Hrn. Banbraam falschen Ging-seng statt ächten. Die Chinesen halten dies bloß für Geschicklichkeit. Sie lieben das Spiel und Schwelgerey, und wissen ihre Fehler und regellosen Begierden besser, als irgend Jemand unter einem ernsten und anständigen Aeußern zu verbergen. So giebt es Leute unter ihnen, welche Aufsätze schreiben, deren Sinn beym bloßen Lesen sehr moralisch ist, indessen der Schall derselben Worte

lauter Obsednitäten bildet. Demüthig in ihren Reden, kleinlich in ihren Schriften, fein ohne Aufrichtigkeit, verbergen sie unter einer kalten Außenseite einen rachsüchtigen Charakter; sie lieben sich nicht einmal unter einander und suchen sich zu schaden. Grausam, wenn sie stärker sind, und feig in Gefahr, lieben sie das Leben sehr, doch tödten sich auch manche selbst; jedoch ist der Selbstmord häufiger unter den Weibern, als unter den Männern; bey ihnen ist es die Wirkung der Eifersucht und des Zornes, oder die Begierde, ihren Männern Unannehmlichkeiten zu erregen.

Die Regierungsform schadet ihrem Charakter gar sehr. Unter immerwährendem Drucke lebend, immer bemüht, ihr Vermögen zu verbergen, immer genöthigt zu betrügen, wie sollte ein solcher Zwang nicht alle Keime eines glücklichen Charakters in ihnen ersticken? Ich lasse aber den Chinesen Gerechtigkeit widerfahren in Ansehung ihrer Achtung gegen Eltern und Alte. Diese Achtung ist sogar so groß, daß sie sich vom Vater, der verstorben ist, auf den ältesten Sohn fortpflanzt, den die übrigen Brüder als den Vater und das Oberhaupt der Familie betrachten.

Auch gegen die Todten sind sie achtungsvoll; allein es wäre zu wünschen, daß sie es gegen die Lebendigen gleichfalls seyn möchten. Die Soldaten, von einer Gerichtsperson zur Verhaftung ausgesandt, mißhandeln oft die Verhafteten ohne Unterschied der Schuld und Unschuld. Sie hatten einst Diebe verhaftet, und in Ermangelung von Stricken, um sie zu binden, durchstachen sie ihnen die Hände mit einem Bambus und führten sie so fort. Ein

neuer Zug von der Barbarey der Chinesen ist der, daß man im Jahr 1786, als in Chan-tong Hungersnoth herrschte, Menschenfleisch daselbst aß, und das war nicht das erste Mal. Um die nämliche Zeit wurden im nördlichen Theile von Hu-kuang dreyßig Personen von Hungernden, denen sie keinen Reis hatten geben wollen, lebendig begraben.

Dieses sind zwar außerordentliche Vorfälle, allein sie enthüllen doch den Nationalcharakter. Mit Recht hat man behauptet, daß die Chinesen sehr rachsüchtig sind; geduldig erwarten sie den günstigen Augenblick, um ihren Feind bey den Mandarinen zu verklagen; doch oft macht dieser durch Geschenke, daß jener in seine eigene Schlinge fällt; daher der ewige Haß, der oft mit Anzündung der Wohnung eines der Streitenden endet. Ein solches Benehmen darf einem nicht auffallen bey einem Volke, welches nur durch Furcht, nicht durch vernünftige moralische Grundsätze beherrscht wird. Die Bücher des Confucius existiren zwar noch, allein das Volk liest sie nicht, und der Gebildete, der sie gelesen hat, handelt nicht darnach, wenn ihn der Eigennutz treibt, der bey den Chinesen allmächtig ist.

Was das Physische der Chinesen anbetrifft, so werden ihre Sinne nur durch starke Eindrücke gerührt, daher lieben sie lärmende Musik. Ausdünstungen, die uns widerstehen, greifen ihren Geruch nicht an; der Kohlengeruch und der eines ausgelöschten Lichtes ist ihnen nicht unangenehm. Die Chinesen schlafen meistens zusammengekrümmt;

sie legen sich fast ganz bekleidet auf Matten, und hüllen sich in eine Decke. Ihr Schlaf ist tief.

Beym Essen bedienen sie sich sehr geschickt kleiner Stäbe zum Zulangen der Bissen, allein den Reis verschlingen sie auf eine gefräßige Art; sie trinken ohne Unterschied aus allen Tassen, ohne sich darum zu bekümmern, wer sich ihrer vorher bedient hat. Wenn sie vom Tische aufstehen, so beweisen sie auf alle Art, daß sie gut gespeist haben; sie halten es sogar für eine Höflichkeit, auf diese Art dem Wirthe Zeichen ihrer Zufriedenheit zu geben. Das einzige, was man ihnen nicht Schuld geben kann, ist die Trunkenheit. Nie habe ich betrunkene Chinesen gesehen; selbst wenn sie vom Genuß des Weins ein wenig roth geworden sind, kommen sie in Verlegenheit, wenn man sie ansieht.

Die Tataren haben mehr Festigkeit des Charakters, als die Chinesen; wenn man einen von diesen schlägt, so schreyt er, der Tatar im Gegentheil duldet schweigend, oder murrt nur leise.

Die Tataren lieben das Vergnügen und die Verschwendung; sie sind geräuschliebender, als die Chinesen, allein nicht so prachtliebend; sie ertragen leicht Arbeit und Beschwerde, sind schnell in Geschäften, offen in ihrem Betragen, hören gern Vernunft an, und fliehen die den Chinesen so gewöhnlichen Umschweife. Uebrigens kenne ich die tatarische Nation nicht genug, um ein Urtheil über sie zu fällen; allein das wenige, was ich von ihr gesehen habe, zeigte mir Eigenschaften, welche den Chinesen fehlen.

Industrie.

Wo eine große Menge Menschen beysammen lebt, werden sie nothwendig industriös. In China ist dies der Fall. Ein Chinese fühlt sich glücklich, wenn er den ganzen Tag gearbeitet hat, Reis und etwas Gemüse zu haben.

Von Industrie zur Vollendung ist indessen noch ein großer Sprung. Sie haben zwar eher, als wir, gewisse Kenntnisse gehabt; allein sie haben sie aus Anhänglichkeit an das Alte nicht vervollkommnet. Sie erhalten aus den Abendländern eine Menge Kenntnisse; allein getrennt von aller Welt, bleiben sie stets auf demselben Punkte stehen.

Die Chinesen haben schon längst den Kompaß und das Schießpulver; jener ist noch unvollkommen, und dieses nicht sonderlich. Wenig bewandert in der Astronomie, den mathematischen, physikalischen und allen abstrakten Wissenschaften, verstehen sie dafür sehr gut die Färberey, die Fabrikation von Seide, Lack und Porzellain; der japanische Lack ist aber noch besser. Am besten verfertigen die Chinesen Flußschiffe, welche Eleganz mit Bequemlichkeit vereinigen.

Die chinesische Architektur verdient in gewisser Hinsicht Lob, aber sie hat keine Dauer. Die Sculpeur ist im Ganzen schlecht. Die Künstler arbeiten nett. Die Filigranarbeiten sind hübsch, die in vermischtem Metall, oder in weißem Blech sind recht fein.

Die Chinesen verfertigen Stahl, allein ihre Arbeiten dieser Art stehen den europäischen sehr nach. Das gilt auch

vom Glase; doch machen sie Brillen, freylich nur auf gut Glück, man muß sich die passenden wählen. Statt des Glases bedienen sich die Arbeiter zu Kanton des Bergkrystalles, den sie in dünne Blättchen vermittelst eines Fadens schneiden, der wie bey den Steinsägern gebraucht wird; auch nimmt man Sand und Wasser dazu, wie diese.

Ihre Arbeiter sind nicht so erfindungsreich, wie die unsern, allein sie machen genau das Fremde nach; auch haben sie lange nicht so viel Instrumente, wie wir. Im Ganzen sind sie geschickt, und bedienen sich der Füße eben so wie der Hände.

Man findet überall wandernde Künstler; die, welche die eisernen Pfannen und Becken ausbessern, arbeiten auf freyer Straße. Die Schmelztiegel haben einen guten Zoll im Durchmesser. Sie bestehen aus derselben Thonart wie die unsern. Der Arbeiter nimmt die geschmolzene Materie auf ein nasses Papier, und bringt sie in die Spalten und Löcher, indeß sie ein anderer mit einem feuchten Lappen verbreitet und glättet. Der Ofen ist vier Zoll breit und acht Zoll lang; er enthält mehrere Schmelztiegel, welche mit einem Steine bedeckt werden, um die Hitze zu concentriren. Der Blasebalg besteht in einer Schachtel, sechs Zoll breit, sechzehn lang und achtzehn hoch; sie ist in zwey Theile getheilt; der obere enthält die nöthigen Materialien, der untere den Blasebalg; dieser ist aus einem Bretchen zusammengesetzt, welches gerade den leeren Raum der Schachtel füllt, und welches vermittelst eines aus zwey kleinen eisernen Stäbchen gebildeten Griffes, der an dem Bretchen befestigt ist, ausgezogen wird. Die Vorder- und Hinterseite der Schachtel ist mit

Klappen (Ventile) versehen, und zwey andere gehen in einen kleinen hölzernen Kanal, welcher außen herum läuft, und in dessen Mitte sich ein Rohr befindet. Zieht nun der Arbeiter den Pumpenstock oder das Bretchen an sich, so zieht er durch das hintere Ventil die Luft an, und stößt zugleich dasjenige zurück, welches sich am vordern Theile des Blasebalges befindet, und nöthigt so den Wind, durch das Ventil in den kleinen Kanal zu gehen, der sich nach außen öffnet; stößt er den Pumpenstock zurück, so findet die nehmliche Operation auf der entgegengesetzten Seite Statt. Dieser Blasebalg macht viel Wind und ermüdet den Arbeiter nicht. Es giebt auch Chinesen, welche Porzellain und Glas ausbessern; allein sie arbeiten weit netter als in Europa, denn man sticht das Stück nicht ganz durch, sondern macht blos zwey Querlöcher, in welche mit Gewalt die beyden krummen Enden der Klammer getrieben werden, so daß sie beyde Stücke zusammen hält, und doch nicht oben zu sehen ist. Ich habe ausgebesserte Glaswaaren gesehen, wo man mehr als hundert Klammern zählen konnte, welche hier freylich durchscheinen.

Eine andere äußerst häufige Klasse von Gewerbsleuten sind die Barbiere. Sie tragen alles Nöthige bey sich, einen Sessel, warmes Wasser, Rasirmesser, Bürstchen und tausend Kleinigkeiten, deren sich die Chinesen bey ihren Toiletten bedienen. Die Barbiere scheeren alle Haare im Gesichte sorgfältig ab, bloß die Augenbraunen und Wimper ausgenommen; sie bringen die Augenbraunen in Ordnung, machen die Ohren rein, und frisiren die Haare. Um sich kenntlich zu machen, tragen sie ein doppeltes Eisen, welches sie immer zusammen schlagen. Die chinesischen Barbiermesser

sind nicht wie unsere gestaltet; sie sind kurz und an dem vordern Ende viereckig.

Nächst den Barbieren sind die zahlreichsten die Lastträger; sie wissen sehr geschickt mit den Hebeln umzugehen, und dadurch sehr schwere Lasten zu bewegen. Sie bilden eine Gesellschaft, haben ein Oberhaupt und sind alle aufgezeichnet. Es giebt übrigens kein Gewerbe, dessen sich der Chinese nicht unterzöge, um zu leben.

In China trägt Alles Geld ein; wer den Unrath aus einem Hause holt, giebt sogar einige Geldstücke, oder etwas Gemüse dafür. Trotz der Industrie und Mäßigkeit der Chinesen lebt doch eine Menge derselben im Elende. Sie erhalten zwar Almosen, allein die Morgenländer pflegen nicht viel auf ein Mal zu geben. Daher haben die Handwerker und Gewerbe Gesellschaften errichtet, wo durch Beyträge die Armen Unterstützung erhalten.

Bauart und Hausgeräthe.

Die chinesische Bauart ist sehr einfach, die Häuser von Privatpersonen, selbst die der Mandarinen sehen von außen nicht sonderlich aus: bloß der Pallast des Kaisers, die öffentlichen Gebäude, die Tempel, Thürme, Triumphbogen, die Thore der Städte, die Wälle, die Brücken, die Grabmäler verdienen die Aufmerksamkeit des Reisenden.

Im Ganzen haben alle Häuser eine und dieselbe Gestalt; bloß die Größe und innere Einrichtung macht einen Unterschied. Allein es ist nicht leicht, in unsern Sprachen

die chinesische Bauart zu beschreiben; denn unsere Ausdrücke, z. B. Säule, Gallerie u. dergl. bezeichnen hier die Sache immer nicht ganz genau. Die chinesische Säule wird am besten durch Pfeiler ausgedrückt, weil ihr Durchmesser in der ganzen Länge immer der nehmliche ist. Daher auch hier nur eine allgemeine Beschreibung der chinesischen Bauart.

Die Materialien eines chinesischen Gebäudes bestehen größtentheils in Holzwerk. Das Dach ruht auf Säulen; allein diese erheben sich nur bis zu einer gewissen Höhe, wo Querbalken über ihnen liegen, worauf wieder andere kleinere stehen, welche immer kleiner werden, je näher sie dem Forste oder Giebel kommen. Die Säulen sind gewöhnlich von Fichtenholz, nur bey Reichen von bessern. Das rothe Holz wird bloß für kaiserliche Gebäude aufgespart.

Aeußerlich ist das Dach seiner Länge nach mit Bretchen (Schindeln) bedeckt, welche zugleich Ziegel tragen und verbergen; indeß liegen diese zuweilen auch bloß. Diese Ziegel sind rinnenförmig; sie liegen einer neben dem andern, und die Ränder sind oben wieder mit einem halbcylindrischen Ziegel bedeckt; die am untersten Ende des Daches sind sehr gut gearbeitet und von besonderer Gestalt.

Die Bauart dieser Dächer ist seltsam, aber angenehm; die Holzstücken, welche sie von vorn unterstützen, sind wunderbar gearbeitet. Die Enden der Dächer sind aufwärts gebogen, und in mehrern Gegenden mit Thiergestalten und andern verziert.

Die Mauern sind von Back- oder andern Stein, oder von Holz; die von Backstein sind nicht alle ganz massiv; in Kanton z. B. sind sie hohl und sehen doch sehr massiv aus; sie mögen achtzehn Zoll Dicke haben. Die Backsteine werden an die Hinter- und Vorderseite gelegt, und durch Querziegel, in Zwischenräumen, verbunden. Ohne Nachhülfe muß ein solches Haus bald einstürzen. Diese Steine sind entweder gebrannt, oder an der Sonne getrocknet und mit einem Mörtel überzogen, der aus gehacktem Stroh, Erde und Kalk besteht. Wohlhabende Leute lassen darüber noch einen feinern Ueberzug legen, der aus verfaulten Hadern, oder Papier, gut mit Kalk vermischt, besteht. Dieser Ueberzug wird sehr glatt und reinlich. Der Grund ist nicht tief, und es ist der größte Fehler der Chinesen, darauf nicht zu achten.

Die Häuser sind in mehrere Hauptwohnungen (corps de batiments) getheilt, eine hinter der andern, und durch Höfe getrennt. Stehen dergleichen Wohnungen auf den Seiten, so sind sie durch offene Gallerien oder Corridors verbunden, die mehr aus-, als inwendig sich befinden.

Die Kaufmannshäuser zu Kanton nehmen einen langen und schmalen Platz ein; sie haben eine Etage über dem Erdgeschoß. Nach dem Eingange des Hauses zu und in einem der besten Säle steht das Götzenbild, oder der Poussa. Die untern Gemächer haben immer einen erhöhten Boden, um nicht feucht zu werden, was die Chinesen sehr hassen. Die untern Gemächer sind mit Steinen belegt, die obern gedielt und dienen zu Vorrathskammern; man steigt auf sehr schlechten, fast ganz steilen Treppen hinauf, deren Stu-

fen ziemlich hoch sind; die chinesischen Architekten verstehen sich im Ganzen gar nicht darauf.

Die Scheidewände im Innern der Häuser, oder die, welche die kleinen Höfe umgeben, wo man immer Gesträuche, Blumen und große mit kleinen Fischen angefüllte Behälter findet, sind nicht ganz voll, sondern zum Theil hohl und mit Backsteinen von verschiedener Gestalt und künstlicher durchsichtiger Arbeit zugesetzt. Die Chinesen lieben diese Steine sehr und bringen sie überall an.

Die Wohnung eines Reichen ist ein wenig verschieden von der eben beschriebenen; sie hat immer vorn einen großen Hof, wo die Portiers wohnen, und dieser ist umgeben von Gallerien und einem großen Säulengange, dessen Dach auf Säulen ruht, die nicht gleiche Höhe haben, und auf steinernen oder marmornen Sockeln stehen. Dieser Hof ist durch drey große hölzerne Thüren verschlossen; die mittelste wird nur für ganz Vornehme geöffnet, auch der Hausherr geht nur bey großen Feierlichkeiten durch dieselben. Nach diesen drey Thüren findet man einen andern Hof, ein zweytes Gebäude, wo das Idol wohnt, und endlich einen dritten Hof im Angesichte des Hauptgemaches, welches ein wenig von den Küchen und Gemächern der Bedienten entfernt ist. Dieses aus mehrern Abtheilungen bestehende Gemach geht hinter auf die Gärten, und steht durch Gallerien mit dem der Frauen in Verbindung. Bey den Mandarinen sind die Höfe geräumig und von Sälen umgeben, bestimmt für diejenigen, welche mit dem Herrn Geschäfte haben und warten müssen; überdies sind sie mit Barrieren umgeben, und am Eingange mit drey hölzernen Thüren und menschlichen Ge-

stalten in Bronze oder Stein verziert. Im Ganzen nehmen bey den Chinesen die Gärten und Höfe den größten Theil der Wohnung ein.

Das Innere der Häuser ist nicht prächtig, aber reinlich; die Wände sind mit weißem Papier überzogen. Einige Federzeichnungen, welche die Chinesen sehr schätzen, eine Estrade, Tische, Stühle von lackirtem Holz, ziemlich schwer, und bey gewissen Feierlichkeiten mit rothem Tuche belegt, porzellainene Schüsseln mit Cedrats angefüllt, kupferne Gefäße zum Verbrennen des Weihrauchs und Laternen; — dies ist die ganze Ausschmückung eines chinesischen Gemaches.

Die Laternen sind von verschiedener Gestalt und oft sehr theuer; es giebt ihrer, welche durch den Rauch Figuren in Bewegung setzen; die einfachsten bestehen aus einem Netze von Bambusfäden, mit Papier überzogen, die andern sind von Seide, Elfenbein und Horn. Die Chinesen wissen das letztere zu schmelzen, und verfertigen große Laternen aus einem Stück.

Die kupfernen Gefäße zum Verbrennen der Parfüms sind bronzirt und zuweilen von seltsamer Gestalt; ich habe eins gesehen, welches eine bläuliche Farbe hatte. Die Chinesen gaben es für antik aus, und forderten 100 Taëls (750 Livers) dafür.

Die Fenster der Häuser sind mit dünnen, sehr durchsichtigen Muscheln, oder mit Papier verkleidet. In Petchely und Chan-tong, wo es friert, verwahrt man sie fester, um die Kälte abzuhalten; überdies wird ein Becken mit glühenden Kohlen in's Zimmer gesetzt, oder man zündet Feuer in einem kleinen Ofen an, der am Anfange der Estrade, die im Hinter-

grunde des Zimmers sich befindet und worauf man schläft, angebracht ist. Bey den reichen Leuten in Peking sind die Oefen größer, gehen unter den Zimmern hin, und man heitzt sie von außen.

Selten kann man in die Schlafzimmer der Chinesen kommen. Ihre Betten sind fest, glatt, bisweilen auch mit Schnitzwerk geziert. Ein Mückenschirm von Gaze, oder seidene Vorhänge im Winter, mit einer gleichen Binde von ungefähr eines Fußes Breite, welche oben ums Bette herum geht, sind Alles, was man daran findet. Ein Fächer, wohlriechende Kräutersäckchen, zwey Haken von Kupfer, um den Mückenschirm zu halten, kommen noch dazu. Die Matratzen sind von Baumwolle; mit einem Worte, die Form und Ausschmückung des Bettes richtet sich nach dem Rang, oder dem Vermögen des Eigenthümers.

Selten bringen die Chinesen Spiegel in ihren Zimmern an; nur einen einzigen sahen wir in dem Hause, welches wir zu Ping-yuen-hien, einer Stadt von Chan-tong, bewohnten; er stand in der Vertiefung des Saales, hatte einen hölzernen Rahmen und einen Fuß, so daß man ihn hin und her tragen konnte.

Auf die Bauart der Thüren wenden die Chinesen eine besondere Sorgfalt. Keine darf der andern gegenüber stehen; und kann man dies nicht vermeiden, so bringt man eine Art hölzernen Schirmes davor an, um den bösen Genien den Durchgang zu verwehren. Um in das Hauptzimmer zu kommen, muß man immer durch Seitenthüren und einige Gemächer gehen.

Die äußere Thüre der Häuser ist selten mit der Vorderwand in gleicher Fläche; sie ist mehr oder weniger vertieft, und fast immer bedeckt. Die andern Thüren, vorzüglich die der Frauengemächer, haben verschiedene Formen. Manche sehen aus wie Blätter oder Fächer; allein die vorzugsweise sogenannte Thüre, die Thüre des Glücks, ist ganz rund; diese hat nach der Meinung der Chinesen die Kraft, die unheilbringenden Geister aufzuhalten und den Besitzer der Wohnung vor ihrem Einfluß zu schützen.

Die Wohnung eines Mandarins, bestehend aus Galerien, Säulengängen und einer großen Menge bemalter und lackirter Pavillons, deren bisweilen doppelte Dächer aufgekrümmte Ränder haben, unterscheidet sich gewaltig von der eines Privatmannes, und mehr noch von denen der Landleute. Die Wohnungen in den Städten nehmen wenig Raum ein; ein kleiner Hof und zwey bis drey Zimmer, worüber ein nicht hohes Dach ist, fassen eine ganze Familie.

Die Wohnungen der Landleute sind noch weit elender. Lehmwände und ein schlechtes Strohdach schützen mehrere Individuen. Findet man auch in manchen Gegenden gute Häuser, so sind doch weit mehrere ganz verfallen.

Unter den öffentlichen Gebäuden sind die, welche dem Staate gehören, durch ihre Größe und Bauart vorzüglich ausgezeichnet. Die Häuser z. B., welche zu den Prüfungen der Studirenden dienen, nehmen einen großen Raum ein; sie haben viel Säle, und vorzüglich ein sehr großes Zimmer, welches für die Componisten bestimmt ist. Die Tempel sind groß und gut gebaut; gemeiniglich bestehen sie aus weiten Höfen, Pavillons für die Götzenbilder, Gärten

und allen zur Wohnung und den Bedürfnissen der Bonzen nöthigen Gebäuden. Die schönste Zierde dieser Tempel macht ein hoher Thurm; indessen haben nicht alle dergleichen; sie sind denen gleich, welche man bey den Städten findet, nur haben sie eine gefälligere Form.

Die Thürme, welche man bey den Städten findet, heißen Ta; sie sind sehr dauerhaft und sorgfältiger erbaut, als man jetzt zu bauen pflegt. Der Thurm der Pagode am See Sy-hou beweist es, der, obgleich durch Regen, Zeit und den Blitz beschädigt und funfzehn hundert Jahre alt, noch immer steht. Die Steine sind roth und noch in gutem Stande.

Diese Thürme haben eine sehr verschiedene Höhe, von 90 bis auf 170 Fuß; immer sind sie in Stockwerke getheilt, jedoch in ungleicher Zahl; ihre Höhe richtet sich immer nach der Wichtigkeit der Stadt, bey der sie stehen. Der höchste, den wir gesehen haben und der eilf Stockwerke hatte, ist der bey der Stadt Kao-tang-tcheou in Petchely. Man kann schwerlich bestimmen, zu welchem Zwecke sie die Chinesen mögen erbaut haben. Ihre verschiedene Höhe, nach Verhältniß der Städte, scheint anzudeuten, daß sie eine bloße Zierde gewesen sind; man müßte denn annehmen, daß sie zum Signalgeben bestimmt wären. Die meisten dieser Thürme haben inwendig keine Treppen mehr, denn die Zeit hat sie zerstört; die Mauern sind von Backsteinen, mehr oder weniger dick, nach Verhältniß der Höhe des Gebäudes. Die äußere Form ist gleichfalls verschieden, und die in jeder Etage angebrachten Fenster sind oft nur scheinbar.

Allein, wenn man fast bey jedem Schritte Thürme findet, so sieht man doch noch ungleich mehr Triumphbogen.

Diese Monumente, chinesisch Pay-leou genannt, sind zu Ehren achtungswürdiger Personen errichtet worden, und dienen gleichfalls zur Zierde. Wir sahen viele, welche das Andenken von Frauen erhalten sollten, die Wittwen geblieben waren; übrigens dürfen sie nur mit Bewilligung des Kaisers errichtet werden.

Ein großer Fehler an diesen Gebäuden ist, daß sie oben sehr massiv sind. Sie gleichen sich alle in Ansehung der Form; bloß einen einzigen haben wir gesehen, der von den andern abwich. Sind sie von Holz, so nimmt man immer das kostbarste oder dauerhafteste dazu. Sind sie von Stein, so werden alle Stücke durch Zapfen verbunden und auf dieselbe Art zusammengefügt, als wenn sie von Holz wären.

Die Triumphbogen, welche immer aus drey Thoren bestehen, wovon das mittelste das höchste ist, haben nicht über 20 bis 25 Fuß Höhe, und sind mit Schnitzwerk, Blumen und Figuren verziert; die besten in dieser Art, sind die zu Hang-tcheou-fou. In Peking und an vielen Straßenecken dieser Hauptstadt findet man viele ganz von Holz.

Die dem Confucius geweihten Gebäude sind alle nach einem Muster gebaut, und bloß durch die Größe verschieden. Dasjenige Monument dieser Art, welches wir genauer untersuchen konnten, ist das der Stadt Nan-hiong-fou.

Der Eingang besteht aus drey großen Thoren, auf einen weiten Hof gehend, in dessen Mitte sich eine Brücke von drey Bogen über ein Bassin befindet. In der Tiefe dieses Hofes sieht man noch drey dem ersten ähnliche Thore und eine Gallerie; diese Thüren sind verschlossen, und man tritt

durch eine kleine Seitenthüre in einen zweyten Hof ein, in dem man auf jeder Seite mehrere große Säle erblickt, wo Tafeln hangen, worauf die Namen von Chinesen stehen, welche sich berühmt gemacht haben. Ein Pavillon, mit einer Colonnade umgeben und einem doppelten Dache versehen, nimmt den Hintergrund des Hofes ein, und enthält die Statüe dieses Philosophen.

Die Stadtthore haben keine Verzierungen, sie sind gewölbt und in der Dicke der Mauern angebracht.

Die chinesischen Brücken sind sehr hübsch, wenn sie neu sind, und würden auch dauerhafter seyn, wenn man die Grundpfähle, worauf sie ruhen, besser einrammte. Sie sind ohnedies sehr leicht zerstörbar.

Die chinesischen Brücken sind zuweilen platt; allein im Ganzen steigt man auf beyden Seiten durch einen sanften Abhang hinauf; sie sind von Stein, oder auch von Holz.

Indessen giebt es in China auch sehr alte Brücken, auch sind ihre Bogen kleiner und anders eingerichtet; sie sind nicht immer gewölbt; wir sahen platte, runde und von gothischer Form. Diese Brücken sind mit Lehnen versehen, und mit Thiergestalten von Stein und Marmor verziert. Wir gingen über mehrere, ehe wir nach Peking kamen, und nachdem wir diese Stadt verlassen hatten; die ansehnlichste ist die von Tso-tcheou. Sie wird durch eine kleine Insel in zwey Theile getheilt, und ihre Länge beträgt fast 600 Fuß; die Brustlehne besteht aus marmornen Tafeln von ungefähr 6 Fuß Länge, welche durch Fugen in einer großen Menge von vier Fuß hohen Pfeilern befestigt sind. Die letztern

sind an mehrern Orten mit marmornen Elephanten verziert, welche sehr gut gearbeitet scheinen.

Man baut auch hölzerne Brücken, ruhend auf steinernen Pfeilern. Balken werden wechselsweise in entgegengesetzter Richtung gelegt, und wenn sie die erforderliche Höhe erreicht haben, legt man von einem Pfeiler zum andern lange Balken, um den Fußboden zu bilden. Auf diese Art ist die Brücke von Nan-hiong-fou in der Provinz Quang-tong erbaut; diese hat Lehnen, jedoch nicht alle haben dergleichen, weshalb sie bey Nachtzeit gefährlich zu passiren sind. Ist ein Bogen durch Zufall zerbrochen, so legt man Balken von einem Pfeiler zum andern, und stellt so die Verbindung wieder her. Es giebt auch Brücken, welche ganz aus platten Steinen bestehen, die durch eiserne Krampen zusammengehalten werden; diese Brücken stehen an Orten, wo nicht gefahren wird. Man findet eine große Menge Brücken auf dem großen Kanale, und über die Arme desselben, manche von einem, andere von zwey, und einige von fünf Bogen.

Gärten.

Bey der Anlegung ihrer Gärten sehen die Chinesen hauptsächlich auf eine gute Lage, Gesundheit der Luft, und vornehmlich Entfernung von Nachbarschaft und Neugierigen. Bey einem Volke, wo die Vielweiberey erlaubt und der Zustand der Frauen folglich nicht der angenehmste ist, muß es die erste Sorge der Männer seyn, ihnen einige Zerstreuung zu machen, und sie den Augen der Fremden zu entziehen.

Die Gartenkunst besteht bey den Chinesen darin, die Natur nachzuahmen; ihre Schönheiten und scheinbare Wildheit wieder zu geben, ist bey ihnen die höchste Aufgabe in dieser Art. Anstatt der symmetrischen Alleen, des einförmigen Terrains, welches man in den europäischen Gärten findet, erblickt man in den chinesischen nur gewundene Fußpfade, hier und da zerstreute Bäume, waldige und dürre Hügel, tiefe Thäler und Hohlwege, wo man an den Felsenwänden einiges elende Gestrüppe sieht. Vorzüglich pflegen sie angebautes Land und unfruchtbaren Boden zusammen zu stellen, das Terrain uneben zu machen und mit künstlichen Felsen zu besetzen; sie graben Höhlen in Felsen, setzen an Abhänge halbzerstörte Pavillons, und führen durch diese regellose Natur Fußpfade, welche, immer in schiefer Richtung gehend und immer zurückkehrend, gleichsam die Fläche vergrößern und das Vergnügen des Spatzierganges verdoppeln.

Das Wasser, wenn man sich dergleichen verschaffen kann, stürzt sich über die Höhen hin, durchirrt in verschiedener Richtung die Gärten und sammelt sich am Ende in einem Teiche, worauf Barken von zierlicher Form den Weibern das Vergnügen des Fischfangs und eine angenehme Kühlung gewähren.

Zufällig hingeworfene Steine treten bis in das Wasser hinaus und befestigen die Erde, welche diese Kanäle einfaßt, indem sie zugleich die Umrisse uneben machen; hier und da befindliche isolirte Bäume und Trauerweiden verbreiten einen düstern Schatten auf ein mit Sand und Muscheln bedecktes Stück Landes.

Die breiten Blätter des Nenuphar und seine tulpenförmigen Blüten bedecken die Oberfläche der Teiche, indeß tausend kleine Fische von den glänzendsten Farben darin herumspielen, oder unter dem Schilfe versteckt liegen.

Mitten in diesen Wasserbehältern befinden sich kleine Inseln, geziert mit Pavillons und Triumphbogen, und Brücken von seltsamer Bauart unterhalten die Verbindung mit den Ufern.

So ist der Geschmack der Chinesen; sie wollen Alles im Kleinen darstellen, was die Natur im Großen Interessantes und Malerisches vereinigt.

Solche Gärten erfordern nun freylich viel Raum; allein da dieser oft fehlt, so wird nicht selten eine Ueberhäufung von Gegenständen und eine Art von Verwirrung entstehen müssen.

Ich hoffte, als ich zu Peking verweilte, die Gärten des Kaisers genauer untersuchen zu können; allein ich habe nur einen Theil davon gesehen; einen großen Theil derselben nimmt ein Fluß ein, dessen Ufer mit Bäumen und Pavillons besetzt sind, welche letztere äußerlich zwar zierlich, aber innerlich sehr elend und schlecht sind. Der Anblick der kaiserlichen Gärten, von der Brücke aus, ist schön, und die Landschaft wirklich prächtig.

Die einzige Gelegenheit, wo ich den Geschmack der Chinesen in Ansehung des Gartenwesens beurtheilen konnte, war die, als ich den Garten des Kaisers, welcher bey der Stadt Yang-tcheou-fou liegt, besuchte.

Dieser Garten ist sehr groß, allein dergestalt mit Gebäuden, Pavillons, Corridors, Brücken und Alleen angefüllt, daß sein Umfang um die Hälfte kleiner scheint. Die Gebäude sind in schlechtem Stande. Das Wasser fließt nicht mehr in dem Kanale und die hölzerne Brücke darüber, welche schlangenförmig sich wand, war so verfallen, daß sie mich nicht tragen konnte. Die Alleen sind gewunden und mit Kieseln angefüllt, die künstlichen Felsen allein haben sich erhalten. Die Bäume sind schön und machen eine gute Wirkung; das Ganze des Gartens, wovon ein großer Theil durch einen Teich bedeckt wird, ist sehr seltsam, allein zu verwirrt und überladen. Ehedem besuchte ihn der Kaiser zuweilen; allein er kommt nicht mehr hin, und so leidet das Ganze durch seine Abwesenheit.

Die Gärten, welche wir bey dem See Sy-hou zu Hang-tcheou-fou gesehen, sind, als sie in gutem Stande waren, gewiß sehr schön gewesen; allein die Werke der Chinesen erfordern eine immerwährende Unterhaltung und verfallen ohne diese sehr leicht.

Kanäle.

China ist von einer zahllosen Menge von Flüssen und Kanälen durchschnitten. Man hat diese so viel als möglich vermehrt, nicht bloß der Wässerung des Bodens halber, sondern auch um die Verbindung im Innern des Landes zu erleichtern. Aller Handel wird zu Wasser getrieben, alle Reisen geschehen zu Wasser, außer in sehr dringenden Fällen. Man kann von Kanton nach Peking immerwährend zu Wasser reisen, einen einzigen Tag ausgenommen.

Der kaiserliche Kanal, der nach Peking führt, ist sehr lang; allein ehe ich die Zeit angebe, wann er angefangen wurde, will ich erst der beyden großen Flüsse erwähnen, welche China theilen und von Westen nach Osten fließend, jenen Kanal aufnehmen. Der Hoang-ho, so genannt von der gelben und schlammigen Farbe seines Wassers, entspringt unter dem 35. Grade der Breite in den Gebirgen von Kokonor in der Tatarey. Nachdem er einen Theil dieses Landes durchströmt hat, kommt er durch die Provinzen Chen-sy und Chan-sy nach China, durchfließt sodann Honan, einen Theil von Kiang-nan, und ergießt sich nach einem Laufe von sechs bis sieben hundert Stunden in das östliche Meer.

Dieser Fluß ist nicht so breit, als der Kiang; zu Pe-tsiu-tcheou, wo wir über ihn gingen, mag er ungefähr 300—400 Toisen breit seyn; er war sehr unrein, und trieb damals Eis. Als wir über ihn zu Yang-kia-yn auf unserer Rückreise gingen, war seine Breite, 25 Stunden oberhalb der Mündung, 500—600 Toisen. Die Ufer des Hoang-ho bestehen aus gelblicher Thonerde, womit auch sein Gewässer geschwängert ist. Dieser Fluß ist reißend, und verursacht zuweilen bey Ueberschwemmungen große Verheerungen. Um dieses zu verhüten, hat man Chausseen erbaut aus Erde mit Stroh vermischt, und unweit der Stadt Sou-tsin-hien befindet sich ein starker Damm, der fast zwanzig Stunden weit geht.

Dieses ansehnliche Werk ist der Fürsorge eines großen Mandarins anvertraut, der die Unterhaltung desselben besorgen muß. Der Damm kann oben wohl 25—30 Fuß

Breite haben; er ist 15—20 Fuß hoch, und unten 40—45 Fuß dick, und auf beyden Seiten schräg abhängig.

Der Kiang, südlicher als der Hoang-ho fließend, entspringt in dem Lande der Tou-fan unter dem 33. Grade der Breite, und geht durch einen Theil der Provinzen Yunnan, Setchuen, Houkouang und Kiang-nan; sein Lauf beträgt mehr als 700 Stunden. Indem er sich unter dem 32. Grade der Breite in das östliche Meer ergießt, hat er, nach dem Berichte der Chinesen, eine ansehnliche Insel gebildet, Tsong-ming genannt, welche 20 Stunden lang und 6 Stunden breit seyn soll.

Dieser Fluß ist tief; allein sein Lauf ist nicht so reißend, als der des Hoang-ho. Zu Kieou-Kiang, einer fast 140 Stunden vom Meere entfernten Stadt, passirten wir ihn in 20 Minuten auf großen Barken; er mochte an dieser Stelle eine halbe Stunde breit seyn, und wir empfanden auf ihm eine Bewegung, wie man auf einem Schiffe im hohen Meere empfindet. Zu Tsin-kiang-fou, 30 Stunden oberhalb seiner Mündung, hat er ungefähr eine Stunde in der Breite.

Ehe sich die Yuen oder Mongolischen Tataren des Thrones bemächtigten, hatte die Hauptstadt des Reichs mehrmals Wechsel erlitten. Chy-tsou, der erste Kaiser aus dieser Dynastie, legte den Grund zu Peking, und wählte daselbst seine Residenz im J. 1267; allein weil er bald bemerkte, daß diese Stadt nur von der See her mit Lebensmitteln versorgt werden könnte, und folglich manchen Unbequemlichkeiten dieserhalb unterworfen war, ließ er im Jahr nach Christi Geburt 1289 den großen Kanal oder den Yun-ho anfangen.

Dieser Kanal erstreckte sich anfangs nur in einen Theil von Chan-tong. Tay-tsou, ein Kaiser aus der chinesischen Dynastie der Mings, ließ ihn im Jahre 1369 repariren; und Yong-lo, einer seiner Nachfolger, vereinigte ihn 1409 mit dem Hoang-ho, und gab ihm seine gegenwärtige Gestalt. Der Kanal ist im Ganzen mit Dämmen eingefaßt, welche bisweilen mit Steinen bekleidet, meistens aber nur von Erde sind, d. h. gebildet aus Erdschichten, mit Strohschichten vermischt. Von Zeit zu Zeit öffnet man Schleusen, welche durch eine hölzerne Thüre verschlossen sind, um das nahe gelegene Land zu wässern. An den Stellen, wo der Kanal nicht höher ist als das Land, hat man Gräben gemacht, wodurch das Wasser fließt, und worüber kleine Brücken gebaut sind. Ueberhaupt hat man nirgends die Brücken gespart, wo sie nur immer nöthig sind.

Der Yun-ho kommt, nachdem er Chang-tong und einen Theil von Kiang-nan durchstrichen hat, in Yang-kia-yn mit dem Hoang-ho zusammen; er fängt dann wieder zu Tsin-kiang-pou an, geht nach Quay-ngan-fou, nach Yang-tcheou-fou, und ergießt sich in den Kiang zu Koua-tcheou; er fängt wieder an auf der andern Seite dieses Flusses zu Tsin-kiang-fou, und geht bis zur Stadt Hang-tcheou-fou, wo er sich nach einem Laufe von mehr als 300 Stunden endigt; während desselben hat man bald die Erde sehr tief aushöhlen, bald lange Dämme auf Sumpfboden erbauen und sie längs den Seen hinführen müssen, so, daß das Wasser des Kanales zuweilen höher ist, als das Wasser in der Nachbarschaft. An manchen Orten fließt das Wasser des Kanals sehr langsam, an andern steht es ganz, und bey

Yang-tcheou-fou habe ich gesehen, daß es an einem Tage ab- und aufwärts floß.

Man muß gestehen, daß dieser Kanal ein merkwürdiges Werk der Chinesen ist, und daß es ihnen viel Mühe und Geld hat kosten müssen. Da ich den Yun-ho seiner ganzen Länge nach nicht habe durchschiffen können, so kann ich auch nicht sagen, ob sich Lord Macartney irrt, wenn er in seiner Reise sagt: daß dieser Kanal unter Gebirgen, in Thälern hin, und mitten durch Seen gehe, aber der Pater de Halde erzählt, daß man in einer Strecke von mehr als 160 Lieues weder Gebirge, noch Felsen, noch Steinlager habe durchstechen dürfen. Diese Angabe des Missionairs ist richtig da, wo ich gefahren bin von Quay-ngan-fou bis nach Hang-tcheou-fou, d. h. in einer Strecke von 116 Lieues. Hier geht der Kanal bloß durch plattes Land. Man sieht bloß Anhöhen in den Gegenden von Yang-tcheou-fou, zu Tsin-kiang-fou, zu Vou-sse-hien, und zu Hang-tcheou-fou, wo der Kanal aufhört.

Wenn die Chinesen Gebirge durchstochen hätten, wie der englische Reisende behauptet, warum hätten sie denn bey Hang-tcheou-fou aufgehört, wo es weniger Arbeit bedurfte, um den Kanal mit dem Flusse Tsien-tang-kiang zu verbinden?

Von Yang-tcheou-fou geht der Kanal nicht durch den See Kao-yeou-hou, sondern er verlängert denselben, und es war leicht, Dämme zu bauen, wenn man die Untiefen und das ein wenig erhöhete Land an den Ufern benutzte.

Wenn man auch gestehen muß, daß die Chinesen ansehnliche Werke ausgeführt haben, so muß man sie doch nicht

für geschickte Ingenieurs, oder der Hydraulik besonders kundig ansehen; sie wurden durch den Boden, oder durch die Umstände begünstigt, und sie haben bloß die Ideen verfolgt, welche ihnen gesunder Verstand und Erfahrung an die Hand gegeben haben.

Flußfahrzeuge.

Wenn man bedenkt, daß der Handel im Lande in China sehr beträchtlich ist, und gänzlich zu Wasser getrieben wird, so darf man sich nicht wundern, wenn die Chinesen ihre ganze Thätigkeit auf die Schiffahrt im Innern gewendet haben.

Allein so gut ihnen das Erbauen von Flußschiffen gelungen ist, so wenig kann man dieses von Seefahrzeugen behaupten.

Betrachtet man einen Augenblick die Jonken, welche den Winden und Wellen so wenig widerstehen können, so begreift man leicht, warum die Chinesen nur immer bey günstigem Winde und vorzüglich an den Küsten hinfahren. Wenn nun aber dieses Volk, welches immer so fest an seinen alten Sitten hing, sich gegenwärtig mit seinen Schiffen nicht aufs offene Meer wagt, wie soll man mit einigen Schriftstellern annehmen, daß es dieses ehedem gethan habe, und sogar bis in den persischen Meerbusen gekommen sey? Wollte man diese Hypothese annehmen, so müßten die Chinesen sehr große Schwierigkeiten dabey zu überwinden gehabt haben, denn ihre Boussole oder Kompaß war ihnen, ihrer schlechten Beschaffenheit halber, ganz unnütz. Der Gebrauch der Magnetnadel war zwar in China viel früher bekannt, als in

Europa *); allein man hat diese Erfindung wenig verbessert, und der Kompaß ist noch sehr unvollkommen. Ein Beweis, daß die Chinesen sich ehedem nicht aufs hohe Meer wagten, ist auch noch dies, daß sie erst im J. 1430 die Insel Formosa, und im J. 1564 die Inseln Pong-hou kennen lernten. Beyde liegen aber gar nicht weit von China entfernt.

Nun einiges von den See- und Flußfahrzeugen der Chinesen.

Man erblickt zu Kanton auf dem Flusse Sommen oder Jonken, welche von 100 bis zu 600 Tonnen tragen. Diese Fahrzeuge gehen nach Japan, Manila, Batavia, Borneo, und segeln mit den günstigen Strichwinden hin und her.

Die Jonken sind dauerhaft gebaut, haben einen platten Grund, ein erhöhtes Vorder- und ein sehr hohes Hintertheil. Das Vordertheil ist gerade abgeschnitten, ohne Schnäbel, und stellt einen offenen Drachenhals dar. Das Hintertheil enthält das Zimmer des Kapitains und die Gemächer der Matrosen. Die Küchen und die Zimmer der Reisenden sind an der Seite angebracht. Das Hinterste bildet einen einwärts gekehrten Winkel, worin das Steuerruder, welches 5 bis 6 Fuß haben kann, gleichsam eingeschlossen ist; es hängt in zwey Tauen, welche oben befestigt sind, und diese heben und senken es; zwey andere Taue halten es unten, gehen unter dem Fahrzeuge hin, und sind vorn auf einer Winde befestigt; die zwey hervortretenden Enden, zwischen denen es sich befindet, schützen es vor den Stößen des Mee-

*) Man setzt in Europa die Erfindung des Kompasses nach der Rückkehr von Marc Paul im J. 1295. Doch bediente man sich dessen schon 1213.

res; allein man wird sich leicht überzeugen, daß ein so befestigtes Steuerruder, ein Schiff nur schlecht zu lenken im Stande ist. Der Helmstock am Steuerruder steht frey, zwey bis drey darum gewundene Seile, die an den Seiten der Jonke befestigt sind, dienen dazu, dem Steuermanne Kraft zu geben.

Die Jonken haben drey Maste, den großen Mast, der dick und sehr fest ist; den Fockmast, der in Vergleichung mit dem großen Maste schwach ist, und einen sehr kleinen Besanmast, der am Unterborde befestigt ist; sie haben kein Bogspriet, doch bringen die Chinesen bisweilen eins dabey an, und setzen ein Segel darauf. Der große Mast und der Fockmast werden nicht durch Gerüste mit Seilen festgehalten, sondern eine bloße Stütze verrichtet dasselbe; sie sind nicht fest, sondern schweben bloß, so daß sie sich unter dem Winde neigen, wenn das Fahrzeug nicht den Wind von hinten her hat.

Die Segel sind groß und aus Matten gemacht, welche in ihrer ganzen Breite mit Bambusstäben unterlegt sind, die einen und einen halben Fuß von einander abstehen. Das Segel ist längs dem Maste durch Reihen von Kugeln befestigt; es faltet sich blätterweise, und wird auf einen ausdrücklich dazu bestimmten hölzernen Rahmen gelegt. Wenn das Segel aufgezogen ist, so steht es gerade und kehrt dem Winde eine glatte Fläche zu; es faßt ihn gut auf, wendet sich leicht, und hat nur ein einziges Seil am Ende zum Festhalten, welches aus der Vereinigung der Boleinen gebildet wird, welche hinter dem Segel sind; es dreht sich immer

nach dieser Seite, so daß es bald auf dem Maste, bald außerhalb sich befindet.

Diese Segel lasten sehr und sind schwer aufzuziehen. Man bedient sich dazu der Winden und der Hißtaue; diese gehen auf Rädern, welche in der Spitze des Mastes eingepaßt sind. Die Verkürzungen des Segels werden von unten gemacht; allein die Chinesen lassen nicht gern das Segel herunter, weil es vieler Zeit bedarf, um es wieder aufzuziehen. Dieser Mangel an Vorsicht und der Widerstand des Mastes, der nur selten zerbricht, machen, daß die Jonken oftmals umwerfen, wenn sie von einem Windstoße überrascht werden. Außer den Segeln setzen die Chinesen bey schönem Wetter noch eine Bramstange und ein Leysegel auf.

Die Anker sind von Eisenholz, welches in China Tiemo heißt; die Enden ihrer Arme aber sind gemeiniglich mit Eisen beschlagen.

Der Raum für die Waaren ist getheilt in mehrere Behältnisse, aus Planken von zwey Zoll Dicke gemacht, welche sorgfältig mit Galgale, einem aus Kalk und dem Tong-yeou-Oehle bestehenden und mit dünnen Bambusfäden vermischten Firniß, kalfatert werden. Die Galgale härtet sich im Wasser und wird undurchdringlich; eine einzige am Fuße des großen Mastes angebrachte Pumpe ist hinreichend, um die Jonke trocken zu erhalten; man leert sie durch Eimer.

Es ist ein großer Vorzug dieser Fahrzeuge, daß ihr Raum in mehrere Behältnisse getheilt ist, und es wäre zu wünschen, daß man dieses in Europa nachahmte; denn stößt ein Schiff auf einen Felsen und erhält einen Leck, so dringt dann das Wasser nur in einen kleinen Theil, und verbreitet

sich nicht sogleich allgemein. Bey Kauffahrern würde bloß der verengerte Platz nachtheilig seyn; allein bey Kriegsschiffen und die auf Entdeckungen auslaufen, könnte man jenen Gebrauch recht wohl einführen.

Die Jonken segeln bey ganz von hinten kommendem Winde äußerst schnell; sie werden auch mit Hinsicht darauf beladen, indem die Chinesen mehr Waaren auf das Hinter-, als auf das Vordertheil legen, um ein Gegengewicht für die Gewalt des Segels zu haben, welches, immer auf dem Vordertheile befindlich, es nothwendig in's Wasser drückt; allein wenn der Wind stark darein bläßt, ist seine Wirkung auf das Schiff nicht mehr dieselbe; es hebt sich und schwimmt mit unglaublicher Schnelligkeit fort.

Die Chinesen bedienen sich nicht des eigentlichen Seekompasses, sondern bloß der Boussole; die Nadel, nur einen und einen halben Zoll lang, wankt immer hin und her, und steht in einer Schachtel, welche nicht hängt, sondern bloß in einem mit Sand angefüllten Gefäße steht, worein sie kleine Lichter von wohlriechendem Holze stellen, ungefähr wie diejenigen, die man vor die Götzenbilder zu setzen pflegt.

Der Pilot richtet den Lauf und achtet auf die Boussole, der Steuermann ordnet die Bewegung, und der Kapitain sorgt für die Equipage und die Ladung. Jeder Matrose hat seinen Theil an der letztern, und so ist jedermann bey Erhaltung des Schiffes interessirt.

Die chinesischen Kriegsschiffe sind auf dieselbe Art gebaut wie die Jonken; sie sind bloß hinten und vorn nicht so hoch, mit starken Karabinern und kleinen Kanonen besetzt; die Stückpforten sind äußerst klein.

Die Regierung unterhält Galeeren; sie haben vorn auf jeder Seite Arten von Flügeln, welche aus dem Fahrzeuge herausgehen, und worauf sich die Soldaten stellen. Sind diese mit Rudern beschäftigt, so legen sie ihre Schilde und Lanzen auf die beyden hintern Seiten. Außer den Karabinern haben die Galeeren auch noch Steinstücke (Kanonen, um Steine damit zu schießen).

Nur Kriegsschiffe dürfen bewaffnet seyn; wird ein anderes Schiff von Räubern angegriffen, so kann es sich bloß mit Steinen, oder langen, spitzigen Bambusstäben vertheidigen.

Die Chinesen haben treffliche Barken zum Fischfange, sie gehen sehr gut, segeln dicht an dem Winde, und legen sich bey entgegenwehendem Winde bald auf die, bald auf jene Seite, ohne etwas einzubüßen; das Segel drehet sich durch das Hintertheil, und bleibt wie bey den Jonken entweder auf dem Maste, oder auswärts gekehrt.

Diese Barken sind stark und mit Verdecken versehen, und gehen immer zwey und zwey zusammen; acht bis zehn Chinesen, Weiber und Kinder mitgerechnet, bilden die Mannschaft und bleiben das ganze Jahr darauf; zwey hinten angebrachte Hütten dienen ihnen zur Wohnung. Wenn man ans Land steigen muß, bedient man sich einer kleinen Yole, welche man, so bald man zurück ist, wieder aufs Fahrzeug bringt; denn es ist selten, daß die Fischer in Häfen einlaufen, sie müßten denn durch die Umstände und schlechtes Wetter dazu gezwungen werden; sie halten immer See, und senden die gefangenen Fische durch andere kleinere Fahrzeuge ab, welche sich nicht weit von den Küsten entfernen, und sich

daselbst auch mit dem Fischfange beschäftigen. Im Ganzen manövriren die Chinesen auf beyden Gattungen von Fahrzeugen sehr gut, und kennen vollkommen die Untiefen und Klippen.

Unter der Menge von Schiffen, welche den Fluß zu Kanton bedecken, sind die hübschesten diejenigen, deren sich die Chinesen zu Wasserfestins bedienen. Sie sind groß, bestehen aus einem Vorzimmer, einem großen Gemach und einem kleinen Kabinet, sämmtlich gut eingerichtet, und haben Fenster mit Muscheln oder Jalousien verkleidet. Die Wohnung des Patrons ist hinten, und um das Schiff herum hat man auswendig einen Rand von anderthalb Fuß Breite zur Bequemlichkeit der Matrosen angebracht, so daß man inwendig nicht davon inkommodirt wird. Das Obere ist glatt und dient zum Aufspannen der Segel, deren man sich aber selten bedient, weil diese fast ganz platten Fahrzeuge sie nicht wohl tragen können. Sind Wind und Strömung entgegen, so treibt man das Fahrzeug mit Bambusstäben, oder läßt es durch Seile ziehen.

Die zum Gebrauch der Mandarinen bestimmten Fahrzeuge gehen tiefer im Wasser, haben aber sonst dieselbe Einrichtung. Diejenigen, die man zu Kanton zum Transport der Waaren braucht, sind oben und unten fast rund, und zum Theil mit Bretern und Matten bedeckt, welche nach Belieben weggenommen werden können, um das Ein- oder Ausladen zu erleichtern. Diese Fahrzeuge, welche schwerfällig sind und den Fluß nicht aufwärts fahren können, als bis zu einer gewissen Entfernung, tragen ein

großes Segel; allein sie werfen leicht um, und halten den Wind bloß aus, wenn sie beladen sind.

Außer diesen findet man zu Kanton noch kleine bedeckte Barken, welche zum Transport von Reisenden dienen; sie sind leicht und sauber, und dienen immerwährend einer ganzen Familie zur Wohnung, welche darauf oftmals geboren wird, lebt und stirbt. Die Frau führt die Barke, und bleibt mit den Kindern darauf, indeß der Mann, welcher Handwerker oder Lastträger ist, des Morgens ausgeht, um zu arbeiten, und des Abends wieder kommt.

Nach der Natur der Flüsse, worauf sie fahren, sind diese Schiffe in der Bauart sehr verschieden.

Außer diesen verschiedenen Arten der Flußfahrzeuge bedienen sich die Chinesen auch noch der Flöße, nicht bloß um Holz und Reis darauf zu verführen, sondern auch um über Flüsse zu gehen; sie bauen diese letzteren aus Bambus und halten sie gleich mit der Wasserfläche. So viel von den Schiffen der Chinesen.

Wege; Wachhäuser; Gasthäuser; Kong-Kouan; Posten; Pferde.

Im Jahre 219 vor Chr. Geb. ließ der Kaiser Chy-hoang-ty breite und mit Bäumen bepflanzte Wege anlegen. Es giebt also schon seit ziemlich langer Zeit Straßen in China; sie sind groß, aber nicht so gut unterhalten, wie in Europa, meistens breit und mit Bäumen bepflanzt; gewöhnlich sind sie freylich nicht gepflastert, und dies ist eine große Unbequemlichkeit, denn, wenn es reg-

net, werden sie durch das Wasser zerrissen, oder ganz mit Koth bedeckt, und, wenn es trocken ist, sind sie dergestalt mit Staub angefüllt, daß sich die Reisenden, zum Schutz der Augen, Brillen in Leder gefaßt bedienen müssen, welche ganz genau an die Haut anschließen. Der Weg über das Gebirge Mey-lin ist mit Kieseln gepflastert. Zu Ky-ngan-fou, einer Stadt in Kiang-sy, habe ich auch gepflasterte Straßen in gutem Stande gefunden. Eine Bequemlichkeit haben die nicht gepflasterten Wege indessen doch; man wird nicht gestoßen, und dieses ist bey den schlechten Wagen der Chinesen wirklich nichts unbedeutendes.

Eine und eine halbe Stunde vor der Hauptstadt findet man eine mit großen platten Steinen gepflasterte Straße, die bis jenseits der Stadtthore geht; und so giebt es in andern Theilen des Reichs noch ähnliche.

Man dürfte in China nur die vorhandenen Wege unterhalten; allein die Chinesen bessern nichts aus, als bis es gänzlich zerstört und verfallen ist. Eine große Unbequemlichkeit auf den Straßen ist die, daß die Regierung gestattet, Häuser dahin zu bauen, welche an manchen Orten die Hälfte davon einnehmen, und das Reisen darauf sehr erschweren; eine noch größere Unannehmlichkeit aber ist die, daß man in der Mitte derselben gegrabene Wasserbehälter, welche nicht über den Boden hervorragen, bestehen läßt, so daß man des Nachts leicht hinein fallen kann.

Zur Sicherheit der Strassen giebt es in gewissen Zwischenräumen Wachhäuser, welche man Tang-pou nennt,

und deren Gestalt in jeder Provinz verschieden ist. Die Zwischenräume heißen Pou, und sind gemeiniglich auf einer hölzernen, vor den Wachhäusern befindlichen Thiere bezeichnet. Diese Zwischenräume sind oft sehr verschieden, selten von einer halben Stunde, öfterer von einer Stunde, zuweilen von zwey und mehrern.

In Petchely, so wie in den andern Provinzen bestehen die Wachhäuser in einer Wohnung und einem Stalle; gemeiniglich aber haben sie außerdem noch einen viereckigen Thurm, ungefähr 20—25 Fuß hoch, mit Mauerzinnen versehen, und worauf sich noch eine kleine Wohnung befindet. Die Zahl der sie bewohnenden Soldaten beträgt immer fünf.

Man findet auch in Chang-tong und Petchely mehrere viereckige Gebäude, Inping genannt, welche wie Forts aussehen, und eine Garnison von ein Dutzend Soldaten haben, zuweilen auch wohl mehr. In dem westlichen Theile der Provinz Kiang-nan ist dicht bey dem Wachhause eine Erhöhung von Erde, worauf ein kleiner offener Pavillon steht. Bey Annäherung eines Mandarins stellt sich ein Soldat darunter, und schlägt auf ein Instrument von der Gestalt eines hölzernen Fisches. In andern Provinzen treten die Soldaten aus den Wachhäusern, schlagen auf eine kupferne Trommel und thun drey Schüsse.

In Kiang-sy haben die Wachhäuser eine kleine hölzerne Hütte, welche auf vier hohen Pfählen ruht. Man steigt auf einer Leiter hinauf. In Quang-tong haben sie einen Pavillon mit zwey Etagen. Im Ganzen dienen diese

Thürme, diese Hütten und Pavillons den Soldaten zu Beobachtung dessen, was außerhalb vorgeht, so wie dazu, daß sie durch Zeichen die andern Wachhäuser benachrichtigen können. Die Zeichen machen sie durch Anzündung von Stroh in einer Art von Oefen, welche, von Backsteinen erbaut, nicht weit von ihren Wohnungen sich befinden.

Aus der Unterhaltung solcher Wachhäuser auf den Straßen darf man aber noch nicht auf die Güte der chinesischen Polizey schließen, denn die Soldaten, welche hier den Dienst versehen sollen, befinden sich oft gar nicht eher darin, als bis ein Mandarin vorbey ziehen soll. Ich habe mehrere da verschlossen gefunden, wo die Gegenwart von Soldaten äußerst nothwendig gewesen wäre.

Wären alle Wege und alle von den Chinesen angelegte Einrichtungen in gutem Stande, so müßte man gestehen, daß sie uns in vielen Stücken wirklich übertreffen würden; allein ich wiederhole es nochmals, dieses Volk fühlt das Bedürfniß von vielen Dingen; es hat Genie genug, um die Mittel zu erfinden, jenes zu befriedigen, allein dabey bleibt es auch stehen, und weiß weder etwas zu verbessern, noch zu unterhalten.

Nun von den Gasthäusern. Barrow behauptet, es gebe gar keine in China, und Macartney, sie seyen hier sehr gewöhnlich. Es giebt freylich keine, wie in London; allein wenn man bedenkt, daß man in Asien nur einfache Ruheorte findet, wohin man die ersten Lebensbedürfnisse selbst mitbringen muß, so giebt es in China sehr viel Gasthäuser, und zwar in bessern Zustande, als in vielen andern Gegenden des Orients. Die Regierung unterhält überdies in den Städten

und Flecken Gasthöfe, oder Kong-kouan, worin Personen, die auf Befehl des Hofes reisen, einkehren. Die Gouverneure lassen Meublen und einige Lebensmittel hinschaffen, und wer hier wohnen darf, muß sich die übrigen Bedürfnisse selbst anschaffen. Wir fanden deren viele recht gut unterhalten; einige waren zwar schlecht, allein oft gehörten sie Privatleuten zu; denn in den Dörfern, wo es keine Kong-kouan giebt, richten die Mandarinen auf der Stelle welche ein, indem sie über der Thüre des ersten besten Hauses einige rothe Quasten aufhängen lassen.

Wenn man aus der Provinz Quang-tong in die Provinz Kiang-sy sich begiebt, so findet man unterwegs verschiedene steinerne, auf beyden Seiten offene Gebäude. Man nennt sie Tie-ting (Ruhesäle). Die Reisenden können sich darin vor Sonne und Regen schützen. In Europa giebt es keine so lobenswerthe Einrichtung. In Quang-tong habe ich andere steinerne Häuser gesehen, worein die Landbewohner ihre Geräthschaften bringen, wenn es Räuber in der Gegend giebt. Besser, wird man sagen, wäre es, wenn man die Räuber vertilgte, allein das ist nicht so leicht; die Gebirge, welche Quang-tong von Kiang-sy und von Fokien trennen, sind beträchtlich, und es ist schwer, hier ihre Schlupfwinkel auszuspüren.

Leichtlich findet man auf den Straßen Lastträger, Palankine, Karren mit Pferden und Schiebkarren zu miethen. Die Lastträger haben meistens einen Obern, an den man sich wenden muß, und der für Alles steht. Diese Leute sind sehr treu, und verlangen nicht eher ihren Lohn, als bis sie einen Beweis bringen, daß sie den Gegenstand wirklich

überantwortet haben. Auf dem Wege über das Gebirge Mey-lin stellen sich die Lastträger alle zusammen in dieselbe Ordnung, welche sie beobachteten, als sie ausgingen.

Es giebt an den Straßen und beym Eingange der Städte verschiedene Zölle, doch weiß ich nicht, ob sie alle solche widerwärtige Vorsteher haben, als die zu Wampou und Kanton.

Die Regierung unterhält Posten, aber nur für sich, und Niemand, außer den Reichscourieren, darf sich der daselbst befindlichen Pferde bedienen.

Diese Posten oder Relais, chinesisch Tchan genannt, sind lange nicht so zahlreich, als man glauben sollte. Die meisten liegen sehr weit aus einander. Die Couriere mit Depeschen des Hofes tragen dieselben in einer mit gelber Seide überzogenen Rolle quer über den Rücken. Diese Couriere reisen äußerst schnell, vornehmlich wenn Eile nothwendig ist; manche sind in eilf Tagen von Peking nach Kanton gekommen; dann haben sie täglich funfzig Stunden machen müssen. Bey solchen außerordentlichen Fällen erhalten sie einen Knopf zur Belohnung. Die Courierpferde tragen Glöckchen am Halse, oder die Couriere schlagen auch auf kupferne Trommeln, um ihre Ankunft zu melden, und sogleich neue Pferde zu erhalten.

Man unterhält auch überdies in den Städten Soldaten zu Pferde, welche bloß die Depeschen der Mandarinen tragen müssen; allein diese nehmen gern auch Briefe von Andern mit, und stecken sie in lederne, am Sattel befestigte Säcke. Nichts ist unbequemer, als diese Säcke.

Diese Pferde gehören der Regierung; man giebt ihnen zwanzig Pfund Häckerling und ein aus gekochten Bohnen bereitetes Getränk. Man mischt zuweilen auch ein wenig Kleyen darunter.

Diese Pferde würden so gut genährt werden, wenn die Stallknechte ihnen nicht die gehörigen Portionen immer schmälerten, weshalb sie auch nicht viel aushalten können. Wir versorgten sie daher, zu großer Verwunderung der Chinesen, auf der ganzen Reise selbst.

Das Loos der Postpferde ist äußerst traurig, denn wenn sie sechs bis sieben Stunden gemacht haben, wird ihnen der Sattel abgenommen, und man bekümmert sich nicht weiter um sie, bis sie zufällig Jemand in die Ställe bringt, welche nur hinten gegen Wind und Wetter gedeckt und vorn ganz offen sind.

Zeuche.

Die Chinesen setzen den Gebrauch der Seide in ihrem Lande bis in das früheste Alterthum, und schreiben diese Erfindung der Gemahlin des Kaisers Hoang-ty 2602. vor Chr. Geb. zu. Merkwürdig ist es, daß fast alle Völker die Erfindung des Spinnens den Weibern zuschreiben; die Egyptier schreiben sie der Isis, die Lydier der Arachne, und die Griechen der Minerva zu.

So viel ist gewiß, daß die Chinesen schon sehr früh seidene Zeuche verfertigten, weil die Jahrbücher der Regierung der Tcheous, 780 J. vor Chr. Geb., schon eines seidenen Stoffes, des Brocats, erwähnen.

China liefert eine ungeheure Menge seidener Zeuche; fast Jedermann, Landleute und der Pöbel ausgenommen, trägt Seide. Die beste kommt aus Tche-kiang; sie muß, wenn sie gut heißen soll, weiß, weich und fein seyn. Man verfertigt davon in Kiang-nan eine sehr große Menge Zeuche von verschiedener Art, worunter der Atlaß der gewöhnlichste ist. Diejenigen, worein sich die Mandarinen kleiden, haben Blumen und Drachen; sie sind entweder violett, oder roth, oder schwarz, niemals citrongelb, weil diese Farbe sich der Kaiser vorbehalten hat, und ein Privatmann würde Gefahr laufen, bestraft zu werden, wenn er dieselbe trüge. Andere Nüancen, als der Kaiser trägt, kann man indeß, jedoch nicht ohne Unbequemlichkeit, wählen. Der gemeine Mann kleidet sich meistens in blaue, schwarze oder braune Leinwand. Die Chinesen verfertigen mehrere den unsern ähnliche seidene Zeuche, allein das Gewebe ist nicht so gut. Die sehr beliebten Atlaßnankins sind ungleich im Gewebe; das gilt auch von den Pekins, welche leicht brechen. Die Sammete sind schlecht. Besser gelingen den Chinesen die Gazen, worunter es sehr schöne giebt.

Fast alle Zeuche, welche man in Europa trägt, werden in Kanton verfertigt, oder in der Gegend umher, und zwar aus Seide von der Provinz Quang-tong; die Arbeiter arbeiten nach Proben, und führen die angegebenen Muster aus. Sie machen auch Goldbrocate; allein da das Gold auf Papier gesponnen ist, so werden diese Zeuche durch die geringste Feuchtigkeit verdorben; sie sind nur gut, wenn man europäische Gold- und Silberfaden dazu nimmt.

Aus einer, Chan-tong besonders eigenen Seide wird

ein graulicher Zeuch gemacht, der stark ist, sich waschen läßt, und nicht bricht oder schlitzt; man verbraucht ihn bloß im Lande. Dasselbe gilt auch von einem andern seidenen Stoffe, Kien-tcheou, welcher narbig ist und dem Krepp gleicht; er dehnt sich sehr und wird nach dem Gewichte verkauft.

Man verfertigt zu Kanton auch seidene Strümpfe und Bänder für die Europäer; allein die Chinesen kommen uns darin bey weitem nicht gleich. Der Nankin ist in Europa sehr bekannt; seine Farbe ist natürlich, und die Baumwolle dazu kommt aus Kiang-nan im Distrikte Song-kiang-fou.

Eine der besten chinesischen Leinwande ist die Nankinleinwand. Ueberhaupt machen die Chinesen keine breiten, welches auch ihre Güte ausmacht.

Ein anderer sehr leichter und kühler Zeuch ist der, den die Chinesen Ko-pou nennen, und die Portugiesen Nounés; es ist ein linnener Stoff, durchsichtig und glänzend, und kommt aus der Provinz Fokien.

Druckerey.

Ehedem schrieb man die Bücher bloß ab; die Buchdruckerkunst wurde in China erst unter den letzten Han, 950 Jahre nach Chr. Geb. erfunden. Die Chinesen bedienen sich nicht, wie wir, beweglicher Charaktere, sondern gravirter Platten; indessen haben sie einzelne Lettern zu den Zeitungen und unbedeutenden Schriften.

Die Buchstaben werden erst von geschickter Hand auf ein Blatt Papier geschrieben; der Graveur druckt dann die-

ses Blatt umgekehrt auf eine hölzerne Platte, und hohlt dann den Buchstaben so aus, daß er erhaben steht. Die Größe der Platte bedeckt zwey Seiten; soll eine von größerem Umfange gedruckt werden, so giebt der Graveur der Platte mehr Dicke, damit sie sich nicht wirft.

Das Holz dazu ist sehr fest und hart, und gleicht dem Birnbaum. Würmer und Zeit zerstören zuweilen Buchstaben; diese nimmt man dann heraus, um sie durch ein von neuem gravirtes Stück Holz zu ersetzen. Der Drucker bringt auf die ganz gerade gelegte Platte vermittelst einer Bürste Schwärze, legt dann das Blatt Papier darauf, welches er sorgsam mit einer noch weichern Bürste ausbreitet. Man kann wohl vier Blätter abziehen, ohne daß die Farbe erneuert zu werden braucht, und weil diese sehr dünn sind, so werden sie nur auf einer Seite bedruckt. Sind die Blätter trocken, so biegt man sie zusammen, der Rücken bleibt außen, und man läßt sie auf der Seite des Schnittes binden.

Man braucht zum Druck eine besondere, ein wenig flüssige Farbe; man nimmt dazu Ruß, der gestoßen und durch ein feines Haarsieb geschüttet wird; dann wird er in Branntwein geweicht, und wenn er wie Brey ist, dann thut man starken Leim hinzu, eine Unze auf zehn Unzen Schwärze; man mischt dann Alles unter einander, und gießt das nöthige Wasser dazu.

Man findet überall Formenschneider (Graveurs) und Drucker; jeder Chinese kann es seyn, wenn er die Geschicklichkeit und Mittel dazu besitzt.

Die Bibliotheken sind selten in China, ob es gleich eine

ungeheure Menge Bücher giebt; bloß die Pagoden enthalten ansehnliche Sammlungen.

Sou-tcheou-fou in der Provinz Kiang-nan ist wegen der Druckereyen berühmt; der Buchhandel, der in dieser Stadt getrieben wird, ist sehr ausgebreitet, allein diese Bücher enthalten größtentheils nur Poesien.

Will ein Chinese ein Buch herausgeben, so muß er die Kosten des Druckes selbst tragen, er müßte denn ein vornehmer Mandarin seyn. In diesem Falle legt er sein Werk dem Kaiser vor, der es durch die Doktoren am kaiserl. Collegium zu Peking prüfen läßt; fällt ihr Bericht günstig aus, so wird alsdann das Buch auf kaiserliche Kosten gedruckt.

Siegel.

Weil die Chinesen nichts bekannt machen, ohne es zu besiegeln, so findet man bey ihnen auch eine sehr große Menge von Steinschneidern. Die Form dieser Siegel ist fast immer viereckig; indessen giebt es auch ovale; man macht sie gewöhnlich aus einem im Lande sehr häufigen Tropfsteine; die Reichen lassen aber auch Jaspis, Agathe und Bergkrystalle zu den Petschaften nehmen. Eine rothe mit Oehl vermischte Substanz wird als Siegellack gebraucht; man bewahrt sie in einem wohlverschlossenen porzellanenen Gefäße auf.

Auf den Siegeln stehen meistens antike Buchstaben, und alle Siegel enthalten entweder den Namen der Person, der sie zugehören, oder einen Denkspruch.

Papier.

Ursprünglich schrieben die Chinesen auf Täfelchen von Holz oder Bambus vermittelst eines eisernen Stiftes. Die Erfindung des Papieres bey ihnen ist aber doch sehr alt, und schreibt sich von den Zeiten der Han her unter dem Kaiser Ho-ty, der 150 Jahre nach Chr. Geb. lebte.

Es wird in China außerordentlich viel Papier verfertigt und verbraucht. Die Chinesen bedienen sich dazu der zweyten Rinde des Bambus, welche weich und weiß ist; sie lassen sie in Wasser auflösen, dann in Kesseln kochen, und machen durch das Stoßen derselben in Mörsern einen Teig daraus.

Der Rahmen, worauf die Blätter des Papiers geformt werden, besteht aus dünnen Bambusfäden. Es giebt Bogen, welche von 3 bis 10 Fuß halten. Wenn sie trocken sind, werden sie in Alaunwasser getaucht *), wodurch sie glatt, weiß und weich werden. Doch bricht dieses Papier leicht, die Würmer fressen es an und es wird leicht feucht.

Auch altes Papier und Lumpen brauchen die Chinesen in den Papierfabriken; das von Baumwolle ist das beste, es ist sehr weiß, weich und von langer Dauer; allein das Papier, welches am meisten verbraucht wird, wird aus der Rinde de Kou-tchou-Baumes bereitet, weshalb es denn auch Kou-tchy heißt.

*) Die Chinesen lassen zu diesem Behufe in 10 Pinten Wasser sechs Unzen klaren und weißen Fischleim und 12 Unzen Alaun zergehn. In diese Mischung taucht man das Papier und trocknet es hernach wieder.

Das Papier von Korea, dessen man sich zu Peking zu den Fenstern bedient, ist sehr stark; ich habe sehr schönes, rosenfarbnes gesehen. Dieses Papier ist so dick, daß man es leicht in zwey, drey Blätter zertheilen kann; die gröbste Seide wird mit dazu genommen.

P i n s e l.

Die Chinesen schreiben mit Pinseln aus Kaninchenhaaren gemacht; es giebt ihrer von verschiedener Stärke. Der Griff ist von Bambus, worauf der Name des Kaufmanns geschrieben steht.

Beym Schreiben halten die Chinesen den Pinsel perpendikular zwischen dem Daumen und den zwey ersten Fingern, so daß er auf dem zweyten Knöchel des vierten ruht, und seine Spitze einen guten Daumen breit von diesem entfernt ist. Der kleine Finger berührt das Papier nicht, und bleibt an den vorhergehenden Finger angedrückt; die Faust ruht und die Finger allein bewegen sich: dieses ist sehr ermüdend und erfordert viel Uebung.

Die Chinesen schreiben von oben herunter, fangen die Seite rechts an, so daß, wie sie die Zeilen wechseln, die Hand das Geschriebene bedeckt, und sie diese aufheben müssen, um die letzten Worte wieder zu lesen; freylich trocknet ihre Tinte schnell, daher ist diese Unbequemlichkeit nicht so fühlbar. Es ist ein Talent in China, gut zu schreiben. Die Buchstaben müssen klein seyn; man muß sie recht zu stellen, und diejenigen, welche passen, zu wählen verstehen, vorzüglich in den an die Mandarinen gerichteten Schriften.

Schreibt man an den Kaiser, so muß man noch sorgfältiger in dieser Wahl seyn, denn es giebt Worte, deren man sich nur allein gegen ihn bedient. Man findet wenig Chinesen, welche einen schriftlichen Aufsatz fertigen könnten; ein schlecht gezeichneter, oder nicht an seiner Stelle angebrachter Buchstabe kann machen, daß ein Gesuch sogleich verworfen wird.

Tinte oder Tusche.

Die gewöhnliche Tinte oder Tusche wird gemacht aus Kienruß, vermischt mit starkem Leim. Man macht noch bessere aus dem feinsten Ruß, der aus angezündeten und mit Oehl getränkten Dochten gewonnen wird. Diesen Ruß vermischt man mit Leim aus Eselshaut, und fügt noch ein wenig Muscus hinzu, um ihm einen angenehmen Geruch zu geben; wenn dieser Teig eine gewisse Consistenz erhalten hat, wird er in Formen gedrückt. Die beste Tusche kömmt aus Nanking, und wird im Distrikt der Stadt Hoey-tcheou-fou gemacht; allein man wird oft damit betrogen, weil die Chinesen die Zeichen nachmachen. Will man sehen, ob die Tusche gut ist, so muß man das Stück zerbrechen, und sehen, ob der Bruch glatt und glänzend ist. Es giebt auch noch eine andere Manier; man zerreibt nehmlich die Tusche auf einer kleinen lackirten Schüssel, welche man hierauf mit Wasser anfüllt; diejenige, deren Farbe dem Lack oder der Glasur am nächsten kommt, ist die beste; ist sie grau, so ist sie schlechter.

Die gute chinesische Tusche muß leicht im Wasser sich auflösen, leicht unter dem Pinsel schmelzen, einen sanften, angenehmen Geruch haben; indeß ist der Muscusgeruch

nicht immer ein Beweis ihrer Güte, denn man findet ihn auch bey der gewöhnlichen. Will man die Tuschstücken wohl aufheben, so muß man sie in einem Kästchen vor Feuchtigkeit schützen; werden sie aber zufällig feucht, so darf man sie nicht an die Sonne legen, sonst springen sie auf.

Zum Zerreiben der Tusche bedienen sich die Chinesen eines platten, ein wenig hohlen Steines, der an dem einen Ende ein Loch hat, worein man ein wenig reines und sehr helles Wasser thut. Man muß ja das Tuschstück auf dieser Art von Schreibzeug trocknen lassen, denn bisweilen reißt ein Stück von diesem mit ab, wenn man die Tuschstange wegnehmen will. Manche von diesen Steinen sind sehr sonderbar, so wohl wegen ihrer Beschaffenheit, als der Arbeit daran.

Außer dem Schreibzeuge und den Pinseln bedienen sich die Chinesen auch noch einer Art von Klaue aus drey bis fünf Spitzen bestehend, zwischen welche sie die Pinsel stecken, wenn sie aufhören zu schreiben; manchmal nehmen sie auch dazu ein kleines gezahntes porzellanenes Gefäß, mit einigen Insektenfiguren verziert.

Die alte chinesische Tusche ist sehr gut bey Blutflüssen und für den Magen, allein dann muß sie ausnehmend gut seyn. Darüber darf man sich nicht wundern, weil der Ngokiao, oder Leim aus Eselshaut dazu kommt, welcher ein herrliches Mittel gegen das Blutspeyen ist.

Für eine Person von gesetztem Alter ist die Dosis zwey Quentchen in Wein und Wasser aufgelöst.

Malerey.

Die Chinesen malen sehr gut Blumen, Pflanzen, Häuser, Schiffe und Alles, was ihr Land besitzt; allein sie sind viel zu kleinlich in der Ausführung des Einzelnen, und verstehen bey entfernten Gegenständen nicht, den Unterschied anzugeben. Auch bilden sie den menschlichen Körper schlecht nach. Nach ihren Gemälden hat man sich in Europa die Chinesen klein, breit und mit dicken Köpfen vorgestellt. Besser treffen ihre Maler die Aehnlichkeit der Gesichtszüge; allein Ausführung und Colorit sind schlecht, weil sie in alle Farben Weiß mischen. Sie verfahren dabey so: Sie bedecken erst das Oval der Gestalt mit einem fleischfarbenen Grunde, und fangen dann bey der ersten besten Parthie des Gesichts an, indem sie ohne feste Regel von einer zu der andern übergehen. Ein Maler von Kanton wollte einst einen Europäer in ganzer Figur darstellen; er machte den Kopf äußerst dick, und so nahmen die Proportionen immer ab, bis zu den Füßen, so daß der Mensch aussahe wie ein umgekehrter Zuckerhut. Indessen sind die Maler in Kanton besser, als die im Innern des Landes, weil sie mehr mit Europäern zusammen gewesen sind.

Die Chinesen zeichnen immer von oben herabsehend, oder in der Vogelperspektive, und stellen sich abwechselnd gerade vor die Gegenstände, ihre Lage und Entfernung mag seyn, welche sie will; daher stehen in ihren Gemälden die Häuser über einander, und der Gesichtspunkt bleibt nicht derselbe. Ein Mittel, um Gegenstände in der Ferne darzustellen, ist bey ihnen, Wolken zu malen, welche die Häuser, die Bäume und die Menschen in zwey Theile zerschneiden. Auf den

Schlachtgemälden von Kien-long, die von dem Pater Attiret gemalt wurden, kann man sich davon überzeugen. Dieser Missionair mußte viel ausstehen, ehe er sich in die wunderliche Manier der Chinesen fügen konnte; doch mußte er sie, wie es scheint, annehmen.

Die Chinesen lieben den Schatten gar nicht, und vermeiden ihn so viel wie möglich; deshalb finden sie unsere Gemälde nicht schön. Dazu kommt noch ein ganz eigenes Vorurtheil; der Kaiser darf nehmlich bey ihnen nicht wie ein anderer Mensch dargestellt werden, wenn er auch auf einem Bilde noch so entfernt stünde; sein Kopf muß immer dicker seyn, als die Köpfe aller ihn Umgebenden. Man hat in Europa oft die Schönheit des Kolorits der chinesischen Malerey gepriesen, allein man hat dabey nicht bedacht, daß Farben, ohne Beymischung aufgetragen, nichts von ihrer Lebhaftigkeit verlieren; da hingegen in Europa die Farben, je nachdem sie mehr oder minder schreyend sind, gemildert werden müssen, wodurch jederzeit ihr Glanz verliert.

Die Chinesen malen auf Glas; allein diese Gattung ist nicht so schwer, wie mehrere Schriftsteller glauben. Sie malen auf das Glas wie auf die Leinwand, nur daß sie dazu lebhaftere Farben nehmen, und bloß eine einzige sehr dünne Schicht auflegen und die Nüancen gut verschmelzen. Sie wenden das Glas um, wenn es trocken ist, und legen eine kleine schwärzliche Platte darüber, welche genau in den Rahmen paßt.

Man darf aber diese Gemälde nicht an die Sonne bringen, denn die Hitze schmilzt die Farben und zerstört sie.

Die Chinesen ziehen das gewöhnliche Glas dem Spie-

gelglase vor, weil die Farben besser darauf haften, und seiner Dünne wegen die Farbe beym Durchdringen der Dicke desselben sich nicht verändert. Sie malen auf Glas in Oehl und Gummi, allein das erstere ist das gewöhnlichere. Wenn sie auf ein hinten belegtes Spiegelglas malen sollen, so zeichnen sie erst die Umrisse der Gegenstände, und nehmen dann mit einem eigends dazu gemachten stählernen Instrumente die Belegung da weg, wo sie Farben auftragen wollen; doch verfahren sie hier, wie vorher beschrieben.

Bildhauerey.

Die Chinesen bilden sehr geschickt in Stein, Holz und Elfenbein; allein sie führen die Stellungen und Gestalten von Menschen und Thieren äußerst schlecht aus.

Das beste, was ich von Bildhauerarbeit gesehen habe, ist eine Brücke bey der Stadt Tso-tcheou, deren Lehnen mit Elephanten und andern Thiergestalten verziert sind.

Porzellan.

Die Chinesen verfertigen Porzellan schon seit sehr langer Zeit. Die Masse dazu ist besser, als die unsere; allein unseres hat bessere Arbeit und bessere Malerey.

Man macht es hier von verschiedenen Farben, gewöhnlich aber weiß mit blauen Blumen; dasjenige, was nach Kanton kommt, ist so, oder ganz weiß. Das letztere ist schlechter, und soll erst nach dem Geschmacke der europäischen Kaufleute gemalt werden.

Das allerbeste Porzellan heißt Steinporzellan; es ist weiß mit blauem Rande, besser gearbeitet und glatter, als das andere, auch aus besserer Masse. Der Unterschied entsteht bloß aus der Vermischung der Materien, woraus es besteht; die vorzüglichsten sind der Kao-lin und der Pe-tun-tse.

Der Kao-lin ist eine mehr oder weniger weiße, sanft anzufühlende und mit Glimmer besäete Thonerde.

Der Pe-tun-tse ist ein schmelzbarer, mit Quarz und einigen Glimmerstückchen vermischter Spath: diese beyden Materien kommen von Kiang-sy.

Die Chinesen nehmen statt des Kao-lin bisweilen den Hoa-che, eine Art von Tropfstein, der fettig anzufühlen ist. Das mit dem Hoa-che verfertigte Porzellan ist feiner, weißer, leichter, allein auch zerbrechlicher. Die Chinesen nehmen selbst nicht immer den Hoa-che zur Masse mit, sondern machen bloß eine ein wenig dicke Farbe davon, worein sie den Biscuit tauchen, um ihm Weiße zu geben. Sie bedienen sich auch einer andern Substanz, Che-kao genannt; allein diese Art von Gyps vermag den Kao-lin nicht zu ersetzen, weil er keine Dichtigkeit besitzt.

Das feine Porzellan wird aus gleichen Theilen von Kao-lin und Pe-tun-tse gemacht.

Das von zweyter Güte hat 6 Theile Pe-tun-tse und 4 Theile Kao-lin, und das gewöhnliche drey Theile Pe-tun-tse und einen Theil Kao-lin; allein niemals wird von der letzten Substanz weniger genommen.

Die Decke besteht aus den feinsten Theilen des Petun-tse und des Che-kao. Die Chinesen sagen, sie mischten Kalk darunter; allein da diese Substanz zur Composition des Porzellans nicht paßt, so verstehen sie vielleicht Salze oder Asche darunter.

Mit vieler Schwierigkeit nur habe ich mir zu Kanton die Farben verschaffen können, womit die Chinesen ihr Porzellan malen. Manche kennen sie nicht, manche wollten nichts darüber äußern; erst nach vielen Fragen und Forschen konnte ich Proben von diesen Farben nach Europa senden. Da sie sich zum Einrühren der Farben des starken Leims bedienen, so bröckelt und bläst sich das Gemalte am Feuer auf. Deshalb malen sie auch keine Landschaften, außer mit rothen Farben, oder violett und schwarz, weil diese die einzigen sind, welche, auf den Ueberzug gesetzt, am Feuer nicht sich aufblasen oder abtreten.

Die blaue Farbe ist immer körnig, dicke und matt nach dem Brennen; sie wird nur glatt, wenn sie nach dem Ueberzuge darauf gebracht wird.

Die Goldfarbe wird dadurch bereitet, daß man in einer porzellanenen Schüssel Goldstaub mit Wasser und Zucker vermittelst der flachen Hand reibt, und ihn dann mit einem Pinsel und sehr klarem Gummiwasser aufträgt. Wenn das Porzellan gebrannt worden ist, giebt man diesem Golde dadurch Glanz, daß man es mit einem feinen und feuchten Sande abreibt; allein es bleibt bleich, und hält nicht sehr auf dem Porzellan; das kommt daher, daß man kein Scheidewasser dazu nimmt. Ich habe nie entdecken können, ob die Chinesen sich desselben zu leichterer Schmelzung der auf

das Porzellan gesetzten Farben bedienen. Niemand hat mir darüber Auskunft geben wollen; ein einziger hat des Borax erwähnt; allein da ich ihm diese Materie nannte, so weiß ich nicht, ob das, was er mir gesagt hat, bestimmt und genau ist.

Die Art, wie die Chinesen das Porzellan brennen, ist sehr einfach.

Der zu diesem Behufe eingerichtete Ofen ist lang und viereckig, und kann wohl drey Fuß Höhe, und vier und mehr Fuß in der Länge haben. Das Innere hat eine cylindrische Form. Die Oeffnung ist rund; sie hat einen und einen halben Fuß im Durchmesser, und wird mit einer eisernen Thüre von zwey Flügeln verschlossen. Das Obere des Ofens ist in der Mitte seiner Länge offen, um die Dünste der Holzkohlen, womit geheitzt wird, durch zu lassen.

Wollen die Chinesen porzellanene Geräthe in den Ofen bringen, so setzen sie sie erstlich auf eine eiserne Platte, welche sich horizontal dreht, am Ende eines langen, gleichfalls mit Eisen beschlagenen Griffes; dann bringen sie sie an die Oeffnung, erhitzen sie ein wenig, indem sie sie immer drehen, und dann schieben sie sie mit einem Male in den Ofen, worin sie sie so lange lassen, bis sie roth werden und die Farbe gleich und verschmolzen ist.

Die Chinesen haben auch gemeines Porzellan, welches größtentheils in Fokien gemacht wird. Sie verfertigen überdies eine große Menge Gefäße zum Thee aus einem Thone von braunrother Farbe; diejenigen, welche von Vou-sse-hien in Kiang-nan kommen, sind die beliebtesten. Endlich ver-

fertigt man in derselben Stadt noch große Krüge, worzin die Chinesen Wasser und kleine Fischchen thun.

Lackirte Arbeiten.

Man macht zu Kanton lackirte Arbeiten, allein sie sind schlechter als die, welche von Hoey-tcheou-fou in der Provinz Kiang-nan kommen; sey es nun, daß der Lack nicht eben so gut ist, oder daß die Schnelligkeit, womit die Arbeiter arbeiten müssen, der Schönheit und Güte der Arbeit selbst schade.

Die Arbeiten der Japanesen in dieser Gattung übertreffen die der Chinesen bey weitem; sie sind besser gearbeitet und viel leichter; vorzüglich sind die Ecken daran sehr sauber, gut abgeschnitten, nicht stumpf, oder gerundet; man schätzt sie in China außerordentlich, und bezahlt sie sehr theuer.

Der Lack heißt Tsy. Diese dicke Masse gleicht dem bräunlichen Mastix und kommt aus einem Baume, der in Setchuen und Kiang-sy wächst; der aus der Gegend der Stadt Kan-tcheou-fou wird für den besten gehalten. Dieser Baum sieht aus wie eine Esche an Blättern und Rinde; er wird funfzehn Fuß hoch, und hat ungefähr zwey und einen halben Fuß im Umfange. Wenn er sieben bis acht Jahre alt ist, dann fängt man an, durch Einschnitte längs dem Stamme den Lack herauszuziehen. In jungen Bäumen ist er häufiger und besser, als in alten. Man sammelt ihn des Nachts und mit vieler Vorsicht ein.

In der Vorstadt von Kanton kann man die Lackirer arbeiten sehen; sie halten sich meistens an abgelegenen Orten

und unter dicht verschlossenen Angars auf, deren Fenster mit Papier verkleidet sind.

Der Grund bey den lackirten Arbeiten ist sehr dünnes Holz oder Pappe. Man leimt darauf erst Papier, dann trägt man zwey bis drey Lagen einer rothen aus Kalk, Papier und Gummi bestehenden Masse auf; sind diese Lagen ganz trocken, dann werden sie sorgfältig polirt, und man legt darüber eine oder zwey Schichten einer schwarzen, mit Oehl vermischten Farbe, Ming-yeou, die man aus Tong-tchou zieht: das Werk hat dann eine blasse Schwärze, und sieht sehr nett aus, allein eine einzige Lage Lack giebt ihm den vollen Glanz. Wenn die Arbeiter den Lack auflegen, so halten sie Alles, aus Furcht vor dem Staube, wohl verschlossen; dann setzen sie ihre Arbeiten an einsame Orte, um sie im Schatten trocknen zu lassen, aus Besorgniß, daß die ganz freye Luft den Lack zu schnell angreifen und ihn aufreißen möchte. Der allmählich trocknende Lack erhält endlich von selbst und ohne Politur seinen Glanz. Will man die Adern des Holzes durchscheinen lassen, so macht man, ehe der Lack aufgetragen wird, keine Vorbereitung.

Man findet in Kanton verschiedene schon fertige Arbeiten, bey denen bloß noch die letzte Lage von Lack fehlt. Man verziert sie nach Belieben mit bunten Blumen, oder goldenen Figuren. Ist die Malerey oder Vergoldung fertig, so wird eine leichte Lage von Lack darüber gezogen.

Die meisten lackirten Arbeiten sind schwarz, man sieht wenig andere Farben; die letztern sind auch nicht so schön und glänzend, als die erstern, weil das Weiße, welches man dazu nehmen muß, die Farbe matt und bleich macht.

Tong-tchou.

Dieser Baum wächst leicht, und erreicht eine mittlere Höhe; sein Holz ist zart und schwammartig, seine Blätter haben ein schönes Grün. Der Tong-tchou gleicht, vorzüglich wenn er mit seinen Nüssen beladen ist, unserm Nußbaum; seine anfangs grünen Früchte werden, wenn sie reifen, gelb, und enthalten zwey bis drey äußerlich schwarze und inwendig weiße Kerne, welche eine purgirende Kraft besitzen.

Das Oehl, welches aus diesen Kernen gepreßt wird, ist gut zum Brennen, allein es macht viel Rauch. In seinem natürlichen Zustande heißt es Tong-yeou, allein wenn es zum Malen zubereitet ist, nennt man es Ming-yeou, gemeiniglich Holzöhl. Die Chinesen verbrauchen es häufig.

Dieses Oehl dringt nicht tief in's Holz ein; die Chinesen lieben dieses auch nicht, und suchen es durch eine Unterlage von Kalk und Ochsenblut zu verhindern. Man braucht so weniger Firniß, und die Malerey wird glänzender. Bey meiner Ankunft auf Isle de France fand ich einige Tong-tchou-Pflanzen; die Frucht war ganz der chinesischen gleich.

Ceremoniel.

Das Ceremoniel ist in China unveränderlichen Gesetzen unterworfen. Niemand wagt es, eine Veränderung damit vorzunehmen. Man glaubt, die Ruhe und Ordnung im ganzen Staate beruhe darauf.

Vor dem Kaiser, als souverainen Herrn betrachtet, muß sich jeder Einwohner des Reichs demüthigen. Was ihm zugehört, wird für heilig gehalten. Wenn man mit ihm spricht, bedient man sich eigener, nur dazu erfundener Redensarten. Die Mandarinen erhalten einen Theil dieser Verehrung, weil sie einen Theil der kaiserlichen Gewalt besitzen.

Diese Höflichkeit und Feierlichkeit macht die Chinesen im höchsten Grade kleinlich; der immerwährende Zwang, worin sie leben, macht sie furchtsam und mißtrauisch, und von Mißtrauen zu Betrügerey ist nur ein Schritt; daher bemerkt man, daß die Chinesen unter einer glatten und artigen Außenseite einen falschen und heuchlerischen Charakter verbergen. Das oberste Ceremonielgericht zu Peking kann wohl bestimmen, wie man sich gegen Jeden, seinem Range gemäß, verbeugen soll; allein es kann keine wahrhaft humane Empfindung erzeugen.

Wenn sich zwey Chinesen von gleichem Range begegnen, so verbeugen sie sich gegen einander, geben sich auf der linken Seite die Hände, und schütteln sie herzlich; sind die Personen vornehmer, dann geben sie sich die Hände vor einander, heben und senken sie mehrere Male, verneigen sich dann tief, und wiederholen immer die Worte: Tsin tsin, Tsin-leao, (ich grüße Sie).

Einer der uns begleitenden Mandarine fand einen Freund, den er lange nicht gesehen hatte. Beyde fielen nun fast auf die Knie vor einander, schlossen sich dann in die Arme, schlugen sich mit der Hand auf den Rücken und sagten mehrmals: To-fo! (welch groses Glück!). Gewöhnlich suchen die Mandarinen einander aus dem Wege zu ge-

hen; ist dieses aber nicht möglich, dann steigt der niedere vom Pferde oder aus dem Palankin, um den höhern tief zu grüßen; haben beyde gleichen Rang, so bleiben beyde sitzen und grüßen sich; sind sie aber zu Fuß, dann dauert das Ceremoniel länger, denn es ist höflich, nicht zuerst wegzugehen.

Wenn ein gemeiner Mann einem Mandarin begegnet, stellt er sich schnell gerade, läßt die Hände herab hängen und neig den Kopf ein wenig; er grüßt aber nicht, denn diese übermäßige Höflichkeit könnte ihm eine väterliche Zurechtweisung zuziehen.

Will man mit einem vornehmen Mandarin sprechen, oder ihm etwas überreichen, so kniet man nieder, senkt drey Mal den Kopf zum Gruß, und trägt so seine Angelegenheit vor. Ist der Mensch nicht ganz gemein, so hebt ihn der Mandarin auf, und dann tritt jener ein wenig seitwärts. Spricht man ganz nahe mit vornehmen Leuten, so muß man die Hand vor den Mund halten und sich dabey achtungsvoll verbeugen.

Die Chinesen brauchen viel bildliche Redensarten im Gespräche, welche Achtung und Unterwerfung ausdrücken.

Die Alten bekommen stets den Ehrenplatz: dieser ist bey den Chinesen zur Rechten, und bey den Tataren zur Linken.

Nirgends haben die Kinder so viel Achtung gegen die Eltern. Der Abstand zwischen den Brüdern ist sehr groß, allein er erkältet auch die Herzen, und verbannt die Freundschaft.

Will ein Chinese irgend jemandem einen Besuch machen, so sendet er ihm erst ein Compliment und seinen Namen in einem Billet von rothem, in Form eines Schirmes gefaltetem Papier, welches auf dem letzten Blatte ein kleines triangelförmiges Stück Goldpapier hat. Man kann den Besuch annehmen oder nicht; im letztern Fall giebt man bloß das Billet zurück, und bittet, der Besuchende möge nicht aus dem Palankin steigen. Hierauf schickt man ihm ein ähnliches Billet, und je schneller dieses geschieht, desto höflicher ist man. Wird aber der Besuch angenommen, dann ist das Ceremoniel ganz ohne Ende.

In allen Höfen vor den Gemächern giebt es drey Thüren; hier werden denn die meisten Complimente gemacht, weil der Kommende nicht durch die Mittelthüre gehen will, und es erst nach vielen Umständen thut, indeß der den Besuch Empfangende durch eine Seitenthüre geht. Ist man in's Zimmer getreten, so muß dem Gaste ein Stuhl angeboten werden, allein der Hauswirth muß ihn erst leicht abwischen. Sitzt man erst, so hält man sich gerade, die Hände auf den Knien, die Füße beyde in gleicher Entfernung vom Stuhle, ganz ruhig mit ernster Miene.

Die Chinesen geben allemal Thee bey Besuchen, allein sie serviren ihn nicht wie wir; sie legen die Theeblätter nehmlich in eine porzellanene Tasse, gießen kochendes Wasser darauf, bedecken sie dann wieder, und reichen sie in einer Art von kupfernem Näpfchen dar. Man muß die Tasse mit beyden Händen fassen und langsam trinken. Nimmt man Zucker dazu, so rührt man mit dem Deckel um, weil man in China sich keines Löffels bedient.

Will man bey einem Besuche zugleich ein Geschenk machen, so muß man dem Visitenbillet ein Verzeichniß der Geschenke beyfügen. Alles stellt man dem Bedienten des Hausherrn zu, welcher das Geschenk erst besieht, wenn der Besuchende fort ist. Man kann Alles, oder nur etwas davon annehmen. Im letztern Falle schreibt man das Behaltene auf einen Zettel und sendet das Uebrige zurück. Es würde sehr unhöflich seyn, wenn man gar nichts behalten wollte.

Manche senden mit dem Visitenbillet bloß das Verzeichniß der Geschenke. Man zeichnet sich nun aus, was einem gefällt, und schickt das Verzeichniß zurück. Nun wird das Bezeichnete erst gekauft und übersandt. Man sollte kaum glauben, daß die Chinesen so viel Feinheit besäßen.

Auch die Briefe, welche die Chinesen an einander schreiben, müssen gewisse Formalitäten haben. Jeder Brief muß aus neun Blättern bestehen, und mit Buchstaben von mittlerer Größe geschrieben seyn. Man fängt auf dem zweyten Blatte an, und setzt seinen Namen an's Ende unten auf die Seite. Der Name der Person, an welche der Brief gerichtet ist, muß höher stehen, als die übrige Schrift, und eine einzige Zeile bilden. Wenn ein Chinese, welcher um einen seiner Verwandten trauert, an jemanden schreibt, klebt er ein blaues Papier über seinen Namen. Sendet er ein Geschenk, so nimmt er, statt des rothen, ein weißes Papier. Ein Brief wird der Länge nach gefaltet und in einen Umschlag gelegt, worüber ein Streif rothes Papier gesiegelt wird, mit der Bemerkung, daß sich der Brief inwendig befinde. Hierauf steckt man ihn in eine Papierkapsel, die oben zugesiegelt wird; darauf schreibt man sodann den Namen, Stand

und die Wohnung der Person, an welche man ihn senden will.

Die Chinesen legen auf dieses langweilige Ceremoniel einen solchen Werth, daß sie die Nationen, welche sich nicht dazu bequemen, für Barbaren halten.

Kleidung.

Die Chinesen kleiden sich immer auf eine und dieselbe Art. Unbekümmert um neue Moden, trägt der Enkel die Kleider seiner Großältern, ohne dadurch Aufsehen zu erregen. Die Kleider der alten Chinesen waren weit und lang, ungeheure Ermel fielen bis auf die Erde herab, und eine tüchtige Frisur erhob sich unter Mützen, deren Formen nach den Ständen und Graden verschieden waren.

Gezwungen, diese alte Kleidung zur Zeit der Eroberung von China durch die Tataren aufzugeben, nahmen die Chinesen die Kleidung und den Kopfputz ihrer Sieger an; allein mehrere verließen zu jener Zeit lieber ihr Vaterland, ja wählten lieber den Tod, als daß sie den Gebräuchen ihrer Vorfahren entsagten.

Die Chinesen tragen den Kopf geschoren, und behalten bloß oben einen Büschel Haare, den sie wachsen lassen, und woraus sie sich eine lange Flechte bilden, die sie Penze nennen.

Ihre Bekleidung besteht in mehrern Gewändern; das oberste geht bis unter die Wade, die Ermel sind mäßig weit, das Unterkleid ist länger und schließt dichter an den Körper an. Die Ermel von diesen, oben weit, werden nach der

Faust zu enger, endigen dann in ein Hufeisen, und bedecken fast die Hände gänzlich. Unter diesem Kleide tragen sie noch ein drittes, aber ohne Ermel, und außerdem noch eine Weste und ein Hemde von Seide, nebst Unterhosen und Strümpfen. Ueber das zweyte Gewand binden sie den Gürtel, woran eine Uhr, ein Messer, ein Schnupftuch und ein Beutel hängt, worin ein Fläschchen mit Schnupftabak steckt.

Die Chinesen tragen den Hals im Sommer bloß; im Winter schützen sie ihn aber vor der Kälte durch eine lederne, seidene oder sammtene Binde. Die Mütze, welche zwey Mal des Jahres gewechselt wird, läßt die Ohren unbedeckt. Die Wintermütze ist mit einem Pelzgebräme und oben mit einer rothen seidenen Quaste versehen. Die Sommermütze hat eine schlechte Form; sie besteht aus Rohrstäbchen, und gleicht einer umgekehrten sehr weiten Tonne. Das Inwendige ist von Seide, und der Ueberzug mit einem rothen härenen Büschel versehen. Leute von Stande und die Mandarinen tragen ähnliche; allein der Grund ist von Pappe, auf beyden Seiten mit Seide gefüttert, und die seidenen Fäden der Quaste gehen nicht über den Rand der Mütze herunter, sondern sind über dem Rande einen Zoll breit abgeschnitten.

Sind die Chinesen zu Hause, oder nicht im Staate, so tragen sie, statt der Mütze, eine kleine Calotte von gesticktem seidenen Zeuche, bisweilen vorn mit einer Perle verziert.

Ihre Hosen sind von Leinwand oder Seide, und wie unsere gemacht, allein sie haben auch welche, die keinen Boden haben und in zwey Theile zerschnitten sind. Ihre Strümpfe sind von Seide oder Nankin; sie gehen weiter herauf, als

die Stiefeln, und sind am Rande mit einem seidenen oder sammtenen Bande verziert.

Die Stiefeln sind von schwarzer Seide, oder von Leder, und gehen nicht über die Wade; sie sind weit und den Chinesen sehr nützlich, indem sie sich ihrer statt der Taschen bedienen, um Papier und Fächer hineinzustecken. Das Schuhwerk der Chinesen ist im Ganzen sehr gut gearbeitet, manches sehr künstlich. Die Sohle ist dick, und besteht aus festem Papier, unten mit Leder belegt. Ihre Schuhe sind vorn aufgebogen, so daß man sie nicht festzubinden braucht, sondern sie nur mit ein wenig Gewalt anzieht; man bedient sich dazu eines krummen Instrumentes von Horn.

Man zieht die Schuhe nie aus; allein sie sind vielen Leuten beschwerlich, die nicht daran gewohnt sind, weil sie die Zehen auseinander und in der Höhe halten.

Die Frauen kleiden sich nach dem Stande und Range der Männer; sie können alle Arten von Farben tragen, nur nicht citrongelb; die Alten wählen immer schwarz oder violett.

Das Frauenkleid ist eine lange Robe mit weiten Ermeln; überdies tragen sie eine Weste, darunter Hosen und eine Art von faltigem Rocke. Die Frauen tragen den Hals nicht bloß, sondern immer eine Binde, und lassen ihre Brust nicht sehen. Der Anstand fordert, daß man nicht einmal die Form derselben errathe.

Das Winter- und Sommerkleid unterscheidet sich bloß durch die Dichtigkeit oder Leichtigkeit des Zeuches. Ist es kalt, so trägt man Pelzwerk. Alle Mandarinen hatten bey

unserer ersten Audienz zu Peking Pelze, deren Haare nach außen gekehrt waren.

Die Bekleidungsart der Chinesen hat vor der unsern wenigstens den Vorzug, daß sie, ohne lächerlich zu werden, die Zahl ihrer Kleider vermehren oder vermindern können, je nachdem es mehr oder weniger kalt ist.

Die Chinesen sind äußerlich sehr reinlich, allein ihre Reinlichkeit erstreckt sich nicht auf Alles. Das Hemde ist nicht selten ganz zerrissen, ehe man es ablegt.

Indessen findet man auch Elegants in China. Junge reiche Leute zeichnen sich durch eine reiche Kleidung und ein gewisses nachlässiges Wesen aus: sie affektiren ein Schwanken im Gange und eine eigene Bewegung der Arme.

Der Kopfputz der Frauen ist nach dem Alter verschieden. Fliegendes Haar deutet ein sehr junges Mädchen an, eine herabhangende oder auch aufgebundene Flechte, daß sie nun mannbar ist; verheirathete Frauen tragen das Haar ganz aufgebunden, und bilden einen Knoten daraus, oder eine Art von Chignon, den sie mit Haarnadeln befestigen. Diese Sitte entblößt die Stirn und macht sie kahl, deshalb verstecken auch alte Frauen diesen Uebelstand durch ein Stück schwarzer Leinwand, welches Pao-teou (Kopfenveloppe) heißt. Die Frauen aus Kiang-nan winden sich eine Binde von Pelzwerk um den Kopf, von deren Mitte sie eine kleine Binde von schwarzem Zeuche auf die Stirn und zwischen den Augenbraunen herabhängen lassen; unten daran hängt eine Perle. Dieser Kopfputz steht gut, und erhebt sehr die Weiße der Haut. Wer trauert, trägt diesen Zierrath von weißen Zeuchen. Die Frauen in Peking tragen fast alle künstliche

Blumen in den Haaren; in manchen andern Gegenden tragen sie sehr hübsche Hüte. Die der gemeinern Klasse sind von Stroh; sie sind platt, ringsherum mit einer blauen Franze, fünf bis sechs Zoll breit, besetzt. Der Kopf ist leer, um die gewundenen Haare frey hindurch zu lassen.

Die Chinesinnen malen sich die Augenbraunen schwarz, und zwar in einem sehr geschweiften Bogen; sie schminken sich das Gesicht und legen Roth auf die Lippen, vorzüglich auf die untern, wo sie in der Mitte einen rothen Punkt bilden.

Im Ganzen scheinen sie keine schönen Zähne zu haben; sie sind breit und gelb. Der letztere Fehler kommt von der Gewohnheit zu rauchen her, welche sie sehr frühzeitig annehmen.

Reiche und vornehme Frauen bringen viel Zeit an ihrer Toilette zu. Eine ihrer vornehmsten Bemühungen ist die, sich die einzelnen Haare auszuraufen, welche hier und da im Gesichte wachsen; sie drehen sie deshalb mit seidenen Fäden zusammen. Oft aber ist die Mühe des Schminkens und Putzens bey den Chinesinnen ganz vergeblich, denn selten haben sie das Vergnügen, gesehen zu werden; sie sehen selbst ihre Männer zuweilen den Tag über nicht. Sie lassen sich ebenfalls die Nägel an der linken Hand wachsen, vorzüglich den am kleinen Finger, doch nicht zu der ungeheuern Größe, wie die Männer. Uebrigens, wenn ein schlanker und mittlerer Wuchs, wenn kleine längliche und gekrümmte Augen, wenn ein frischer, glänzender Teint wesentliche Schönheiten für eine Chinesin sind, so geht die Kleinheit des Fußes doch noch über alle diese Vorzüge, und diese außerordentliche

Kleinheit ist so beliebt, daß selbst ein hübsches Weib, welches keinen solchen Fuß besitzt, verachtet und gleichsam entehrt ist. Die große Zehe ist die einzige, welche in ihrem natürlichen Zustande bleibt; die andern werden, so wie der ganze übrige Fuß, von Kindheit auf mit Binden zusammen geschnürt. Der Fuß bleibt deshalb auch fast so klein, wie bey Kindern, eine Anschwellung über dem Knöchel und der Fußbiegung ausgenommen; mit einem Worte, der Fuß einer Chinesin ist so klein, daß er in einen Schuh paßt, der vier Zoll Länge und einen und einen halben Zoll Breite hat. Der hinterste Theil des Schuhes ist offen, und die Ferse, welche ein wenig hervorsteht, wird durch eine der Größe der Oeffnung angemessene Binde festgehalten.

Wenn die Frauen ausgehen, so tragen sie Schuhe mit hölzernen mit Leder besetzten Absätzen; sie erhalten sich allein auf diesen Absätzen, und setzen selten die vordere Spitze des Fußes auf, aus Furcht, sich zu stoßen. Diese Art zu gehen giebt ihnen eine schwankende Bewegung und übeln Anstand.

Mehrere Schriftsteller haben behauptet, diese Sitte verdanke ihren Ursprung einer Politik der Chinesen, ihre Weiber am Ausgehen zu hindern; allein sie muß einen andern Grund haben, denn ich habe Frauen nicht nur ausgehen, sondern laufen sehen.

Die Strümpfe, welche die Chinesen tragen, gehen nur bis zum Knöchel, den übrigen Theil des Fußes umwinden sie mit Bändern. Hieraus ist wohl die Sitte, sich kleine Füße zu machen, entstanden, wenn man vielleicht ehedem einer Dame, die besonders kleine Füße hatte, diesen Vorzug streitig machen wollte.

Uebrigens ist diese Gewohnheit unter allen Ständen, bis auf den niedrigsten herab, eingeführt. Die tatarischen Frauen haben sich aber nicht dazu bequemen wollen; sie tragen auch bequeme Schuhe, und man erkennt sie daher leicht am Gange.

Gastmähler und Feste.

Die Chinesen laden sich unter einander bey verschiedenen Gelegenheiten ein; allein bey ihren Festen herrscht das Vergnügen nicht mit so viel Freiheit, als in Europa; im Gegentheil ist hier Alles abgemessen, und an ihr kleinliches Ceremoniel gefesselt, haben sie es auch nicht von ihren Gastmählern verbannt.

Ich spreche hier nicht vom Volke, weil dieses in allen Ländern freyer lebt, als die Vornehmen, und nicht so streng auf die Gebräuche hält; indessen sind doch auch Leute vom Mittelstande in China sehr ceremoniös, nur mit mehr Einfalt in ihren Manieren.

Bey Festen hat jeder Gast seinen besondern Tisch, bisweilen ist ein einziger für zwey bestimmt, selten für drey. Diese nach einer Linie gestellten Tische haben keine Tischtücher, sie sind bloß lackirt, und vorn mit einem gestickten Stücke Tuch oder seidenen Zeuches belegt. Bey großen Gastmählern bedeckt man die Mitte mit breiten Schüsseln voll geschnittenen und in Pyramiden aufgethürmten Fleisches; dieses Fleisch dient jedoch nur zur Zierde. Die für die Gäste bestimmten Gerichte werden in besondern Gefäßen aufgetragen und vor jeden hingesetzt.

Man fängt das Mahl damit an, daß man auf die Gesundheit des Wirthes trinkt; die Höflichkeit erfordert, die Schaale mit beyden Händen zu fassen, sie bis an die Stirn aufzuheben, dann wieder nieder zu lassen und zum Munde zu führen. Man muß langsam trinken und die Schaale neigen, um zu beweisen, daß sie leer ist.

Die Chinesen haben bey Tische kleine hölzerne oder elfenbeinerne Stäbchen, ungefähr neun bis zehn Zoll lang, welche ihnen statt der Gabeln dienen, und womit sie sehr geschickt das zerstückte Fleisch aufzunehmen wissen, denn ganz wird nichts aufgetragen. Da sie keine Löffel haben, so führen sie das Gefäß mit dem Reise dicht an den Mund, stopfen den Reis hinein, und stoßen mit ihren Stäbchen nach; diese Art zu essen ist weder reinlich noch angenehm. Während der Mahlzeit wechselt man mehrmals die Schüsseln, man trinkt zwey bis drey Tassen Wein oder Thee; man steht vor dem Nachtische auf, und wenn dieser aufgetragen wird, kehrt jeder zu seinem Platze zurück.

Diese Feste dauern vier bis fünf Stunden, und werden meistens Abends gehalten; oft wird dabey eine theatralische Vorstellung gegeben.

Wenn man von Tische aufsteht, giebt man den Bedienten ein kleines Geschenk, und den andern Tag sendet man dem Wirthe ein Danksagungsbillet.

Nahrungsmittel.

Die Reichen nähren sich gut und essen viel. Man darf sich daruber nicht wundern, weil Wohlbeleibtheit in China Vermögen und Verdienste voraussetzt. Gemeine Leute ver-

schaffen sich, wenn sie wohlhabend sind, gleichfalls eine reichliche Nahrung; sie besteht vornehmlich in Reis, womit sie noch Gemüse, Schmeinefleisch, Geflügel und Fische verbinden. Die Armen sind auf Gemüse und Reis beschränkt.

In allen südlichen Provinzen ist Reis die Hauptnahrung der Chinesen und das erste Gericht bey allen Mahlzeiten; allein im Norden, wo er nicht wächst, und wo er nicht so leicht zu haben ist, essen die Bewohner Hirse, Korn und Weitzen. Aus Weitzenmehl bereiten sie kleine Kuchen und kleine weiche Brode, welche bloß an heißen Dämpfen gebacken werden. Diese Brodchen sind leicht und weiß, aber nie hinlänglich gebacken; wir mußten sie zu Peking noch einige Zeit auf Kohlen legen, um sie noch mehr backen zu lassen.

Das gewöhnlichste Fleisch, und wovon sehr viel verspeist wird, ist das Schweinefleisch; dieses Fleisch ist leicht, gesund und beschwert den Magen nicht. Die chinesischen Schinken werden sehr geschätzt.

Man ißt in China auch Hühner, Enten, Wildpret und Fische, selten jedoch Rindfleisch. Das Schöpsenfleisch ist sehr gut, in den nördlichen Provinzen sehr häufig, zu Kanton aber theuer. Zu Wampou ist das Rindfleisch vortreflich.

Die Tataren nähren sich von Pferdefleisch; ich habe welches zu Kanton verkaufen sehen; es war theurer, als Schweinefleisch.

Das Volk ist nicht eigensinnig in der Wahl der Nahrungsmittel; Hunde, Katzen, Würmer, Alles verzehrt es. Die Chinesen mästen auch junge Hunde, sie tödten sie durchs

Ersticken; dann sengen sie sie am Feuer, schneiden sie in Viertel, und waschen sie sorgfältig ab. Indessen habe ich bemerkt, daß sie sich nicht gern bey diesem Geschäfte überraschen ließen. Das Hundefleisch ist ein aphrodisiacum; es schmeckt nicht schlecht und ist nicht ungesund. Die ausgesuchtesten Gerichte bey Reichen sind Vogelnester, Hirschnerven oder Sehnen, die Floßfedern des Hayfisches, die Meerpriapen und Bärenklauen.

Man ißt in Peking Störe, Hasen und Hirsche; der geschätzteste Theil des letztern Thieres ist der Schwanz, man hebt ihn deshalb für die kaiserliche Tafel auf Unter den vielen Gemüsen, welche in die chinesische Küche kommen, ist eine Pflanze ganz vorzüglich gewöhnlich, welche Pe-tshay heißt, und eine Art von Mangold ist. Man verbraucht eine ungeheure Menge davon, frisch und marinirt; überhaupt lieben die Chinesen alles in Weinessig Eingelegte, und bereiten auf diese Art die jungen Bambusstengel, den Ingwer, die Pilze und eine Menge anderer ähnlicher Erzeugnisse. Sie legen auch Früchte mit Zucker ein; auch giebt es ein ganz eigenes, ziemlich fades Gericht, welches zu Kanton Ta-fou oder Ta-fou-fa heißt. Beyde Substanzen werden aus Bohnenmehl gemacht. Den Ta-fou, der in Butter gebacken wird, ist fester und compakter; der Ta-fou-fa ist flüssig, man genießt ihn frisch mit Zuckersyrup; er ist kühlend. Des Ueberrestes dieser Bohnen bedienen sich die Chinesen, um Wäsche zu reinigen und zu stärken.

Die chinesische Kochkunst besteht mehr in Saucen, als in Ragouts, denn alles Fleisch wird gewöhnlich gekocht oder

gebraten; man taucht die Bissen in leicht gewürzte Fleischbrühe und in den Souy, eine Art von Brühe aus Bohnen bereitet.

Arme würzen ihre Gerichte mit einem Ragout, bestehend aus eingesalzenen Meerkrebsen; es schmeckt abscheulich, zumal wenn die Brühe warm ist.

Das gewöhnliche Getränk der Chinesen ist Thee. Um gutes Wasser bekümmern sie sich nicht sehr, denn sie trinken es jederzeit abgekocht. Ihr Wein wird mit Wasser zubereitet, worin man Hirse oder Reis hat gähren lassen.

Der Branntwein wird aus grober Hirse oder wildem Reis bereitet, welcher mit einer Art von Sauerteig, um die Gährung zu befördern, in Wasser geweicht wird; hierauf wird die Flüssigkeit auf den Brennkolben gebracht. Dieser Branntwein hat einen unangenehmen Geschmack; die Chinesen trinken ihn warm, eben so wie den Wein. Bisweilen destillirt man den Branntwein zum zweyten Male, und dann wird er sehr stark.

Die Chinesen kauen auch Betel und Arek, wie die indischen Völker, doch mehr in den südlichen als nördlichen Gegenden.

Heirathen.

Das Verlangen, Erben und Stützen im Alter zu bekommen, so wie die Gewißheit, nach dem Tode durch nachgelassene Kinder geehrt zu werden, verbunden mit den Forderungen der Natur, bestimmt die Chinesen, sich sehr früh

zu verheirathen, und Beyspiel und Meinung haben diese Sitte dergestalt geheiligt, daß sich ein Mann entehrt glaubt, wenn er nicht heirathet, und nicht in der Folge alle seine Kinder ausstattet.

Sonderbarer Weise aber ehren doch auch die Chinesen ganz vorzüglich diejenigen Frauenzimmer, welche sich nicht vermählen; diese genießen sogar ganz besonderer gesetzlicher Vorzüge.

Vater und Mutter wählen die erste Gattin ihres Sohnes; sie bestimmen auch allein mit den Eltern ihrer künftigen Schwiegertochter die Bedingungen und die Summe, welche auf Dinge zu ihrem Gebrauch verwendet werden soll; das ist aber auch Alles, was die Eltern geben, denn in China bekommen die Töchter keine Mitgift.

Die beyderseitigen Eltern machen sich hierauf Geschenke. Ehedem waren diese ganz einfach, und man war mit einer Ente von Nanking, eines wegen seiner schönen Federn sehr beliebten Vogels, zufrieden; allein gegenwärtig sind die Geschenke ansehnlicher und bestehen in seidenen Zeuchen, Leinwand, Reis, Wein und Früchten.

Am Vermählungstage setzt man die Braut in einen schön verzierten und sorgfältig verschlossenen Palankin; diesem folgt ein Zug, der nach Verhältniß der Personen mehr oder minder ansehnlich ist. Eine gewisse Anzahl von Bedienten und jungen Sklavinnen umgeben ihn, und tragen Geschenke. Voraus geht Musik, und hinterher folgen die Freunde und Verwandten; einer davon, der der Braut der nächste ist, hat den Schlüssel zum Palankin, und stellt ihn

dem Bräutigam zu, wenn man in sein Haus kommt. Nachdem dieser seine Braut seinen Eltern vorgestellt hat, wirft er sich mit ihr vor ihnen nieder, und beyde essen nunmehro etwas, und tauschen unter einander die Schaale, woraus sie Wein trinken.

Beym Hochzeitmahle werden die Männer in einem Saale für sich bewirthet, und die Frauen speisen mit der Neuvermählten in einem andern.

Die Chinesen machen großen Aufwand, wenn sie ihre Kinder ausstatten. Sie machen dabey nicht selten Schulden, und richten sich ganz zu Grunde.

Die Ehescheidung ist in China sehr selten, man kann sagen, sie ist gar nicht gewöhnlich; denn die Unfruchtbarkeit, welche den Mann allein dazu veranlassen könnte, ist kein gesetzlich autorisirter Grund. In diesem Falle nehmen sie eine zweyte Frau. Der Tod des einen Gatten giebt dem andern die Freyheit, sich wieder zu vermählen. Man kann eine Conkubine heirathen, oder auch jede andere beliebige Frau.

Frauen, welche ihre Männer verlieren, können sich ganz frey wieder verheirathen; allein sie bleiben immer lieber Wittwen, um das Andenken ihrer Männer zu ehren. Zu Ehren dieser Frauen nun ist ein großer Theil der Triumphbogen errichtet worden, welche wir auf der Reise sahen.

Dieser immerwährende Wittwenstand ist indessen nur für Frauen von Stande autorisirt; die Wittwen von gemeinen Leuten müssen einen zweyten Mann nehmen, mit dem nun die Eltern des Verstorbenen oftmals heimliche Verabredungen

treffen, um sich wegen der Kosten zu entschädigen, die ihnen die erste Heirath verursacht hat.

Es ist in China nicht erlaubt, seine Schwester zu heirathen, auch nicht seine leibliche Cousine, eben so wenig ein Mädchen, welches denselben Namen führt, wie der Mann. Zwey Brüder können nicht zwey Schwestern heirathen. Ein Wittwer darf seinen Sohn nicht mit der Tochter einer Wittwe vermählen, die er selbst hat heirathen wollen. Eine nach den gesetzlichen Gebräuchen vollzogene Ehe kann nur durch außerordentliche Gründe aufgelöst werden. Eine Frau, welche aus dem Hause des Mannes entflieht, wird durch die Gesetze bestraft, und ihr Gemahl kann sie verkaufen.

Bleibt ein Mann drey Jahre abwesend, und verläßt er sein Haus, so kann seine Gattin vor Gericht erscheinen und um Erlaubniß bitten, sich wieder zu verheirathen. Die Chinesinnen leben sehr eingezogen, und vermählen sich früh. Sind sie jung, so bringen sie einen Theil des Tages am Putztische zu, die übrige Zeit sticken sie, oder amüsiren sich im Innern des Hauses. Haben sie Kinder, so beschäftigen sie sich viel mit ihnen; sie bekümmern sich viel um ihre Wirthschaft, aber sie mischen sich nicht in außerhäusliche Geschäfte; sie sehen Niemanden, als ihre Männer und ihre nächsten Anverwandten. Bey dem Kaiser zeigen sich die Frauen gar nicht, und die Töchter sind vom Throne ausgeschlossen.

Beyschläferinnen.

Das Gesetz erlaubt nur dem Kaiser, den Großen und den Mandarinen, Beyschläferinnen zu halten; gemeinen Leuten ist es verboten, es müßte denn die Gattin unfruchtbar

und vierzig Jahr alt seyn; doch wird dieses Gesetz nicht so gar genau befolgt. Der Kaiser kann außer seiner Gemahlin, welche Hoang-heou heißt, mehrere Beyschläferinnen halten. Die Kaiserin wohnt mit dem Kaiser in dem Pallaste desselben; die übrigen Weiber haben besondere Gemächer, ihre Kinder sind eheliche, aber bey der Thronfolge werden die Söhne der Kaiserin vorgezogen.

Die Beyschläferinnen des Kaisers werden in mehrere Klassen getheilt; drey derselben heißen Fou-gin; sie haben den Titel der Königinnen, und sind Töchter von Königen oder Mantchoux-Prinzen.

Nach diesen folgen neune, welche den Titel Pin führen; sieben und dreyßig heißen Chy-fou, und ein und achtzig Yu-tsy. Ehe die Tataren sich des Reichs bemächtigten, haben manche chinesische Kaiser wohl 10,000 Weiber gehabt.

Bey Privatleuten werden die Beyschläferinnen ohne alle Förmlichkeiten angenommen; sie stehen in Abhängigkeit von der rechtmäßigen Gemahlin, bedienen sie und achten sie wie die Hausfrau. Die Kinder von den Beyschläferinnen gehören der Gemahlin; sie sieht sich als Mutter derselben an, und stirbt sie, so trauern sie um dieselbe.

Die Beyschläferinnen leben gewöhnlich in dem Hause des Herrn; aber so lange sie jung sind, wohnen sie in besondern Häusern, um die Streitigkeiten unter ihnen zu vermeiden.

Wenn sich die Chinesen bloß auf diese Weiber von der zweyten Klasse einschränkten, könnte man es nicht tadeln,

denn die Sitte begünstigt es; allein sie haben überdies noch Knaben von 10, 12 Jahren und drüber, und man findet wenig wohlhabende Leute, oder Mandarinen, in deren Gefolge sich nicht dergleichen befänden. Die Chinesen rühmen sich öffentlich dieser abscheulichen Neigung. Diese jungen Leute tragen gewöhnlich einen einzigen Ohrring.

Aussetzung der Kinder.

Sie ist lange nicht so häufig in China, als manche Schriftsteller behauptet haben. Schon die Ursachen, warum sich die Chinesen vermählen, sind dagegen.

Der Lord Macartney spricht von zwey tausend Kindern, die des Jahres zu Peking ausgesetzt würden, und behauptet, es seyen darunter immer mehr Mädchen als Knaben; allein den ersten Reisenden zufolge, welche nach China gekommen sind, werden die Töchter der Reichthum der Eltern, denn, statt sie auszustatten, erhalten sie meistens ein Witthum, welches auf ihre Eltern übergeht; wie kann man also jene Angabe glauben?

Es giebt in allen Städten Häuser, wo ausgesetzte Kinder aufgenommen werden.

Die Gesetze erlauben eigentlich die Aussetzung der Kinder nicht, indessen können sich in einem so großen Reiche, wie China, wohl dergleichen Fälle ereignen. Allein man muß einen Unterschied machen zwischen lebendig und todt Ausgesetzten. Letztere finden sich häufig, weil dieselben die Begräbnißkosten, die sich hoch belaufen, ersparen wollen.

Deshalb gehen alle Morgen Wagen in Peking herum, um diese todten Kinder aufzunehmen.

Ich habe auf allen meinen Reisen niemals, weder auf dem Wasser noch auf dem Lande, ein todtes oder ausgesetztes Kind gefunden.

Einer unserer Fuhrleute überfuhr einst ein Kind, und es starb davon. Der Mann wurde sogleich verhaftet, ob er gleich wenig Schuld hatte. Man sieht daraus, daß die Polizey selbst auf die Erhaltung der Kinder sieht. Man darf daher nicht an die Erzählung von den häufigen Aussetzungen und Ermordungen der Kinder in China glauben.

Ich muß bezeugen, daß die Chinesen ihre Kinder zärtlich lieben; die Weiber, welche in Kanton stets auf dem Flusse leben, geben sich alle nur ersinnliche Mühe, um ihre Kinder vor der Gefahr, ins Wasser zu fallen, zu schützen; das habe ich oft mit Augen gesehen. Man kann nach Allem, was ich erfahren und beobachtet habe, annehmen, daß sich der Fall einer Aussetzung oder Ermordung von Kindern in China nicht häufiger findet, als in andern Ländern, denn die Population ist nicht so ungeheuer, daß sie dem Lande eine Last würde.

Auch die Adoption, welche bey den Chinesen sehr häufig ist, vermindert die Aussetzung. Es ist eine bey allen Chinesen herrschende Neigung, nach ihrem Tode Jemanden zu hinterlassen, der ihr Andenken ehrt, und so ihr Gedächtniß zu erhalten sucht.

Sklaven.

Es gab ehedem in China keine Sklaven außer denen, welche im Kriege gemacht, oder durch Gesetze als solche angesehen wurden. Hunger und Elend zwangen indeß in der Folge oftmals die Eltern, ihre Kinder zu verkaufen, und begründeten das traurige Recht, daß ein Vater sein Kind vermiethen und verkaufen konnte. Allein noch öfterer ist Eigennutz die Veranlassung dazu, und man findet bloß deshalb nicht viel junge Mädchen zu verkaufen, weil sich so viel Käufer dazu finden; diese erziehen die Mädchen sorgfältig, lassen sie Instrumente lernen, und suchen, mehrere Talente in ihnen auszubilden, theils um sie mit großem Vortheil wieder zu verkaufen, theils um öffentliche Mädchen aus ihnen zu machen. Die Stadt Sou-tcheou-fou ist durch diesen Handelszweig berühmt worden; indessen kaufen die Chinesen solche Kinder nicht immer zu diesem schändlichen Gebrauche. Oft behalten sie sie bey sich zur Arbeit und verheirathen sie; es ist ihr Vortheil, denn die Kinder, welche von diesen Sklaven erzeugt werden, gehören ihnen. Sie erziehen sie gewöhnlich im Hause; die Mädchen folgen ihren Gebieterinnen, wenn sich diese vermählen, und die Knaben dienen und lernen ein Gewerbe. Die Sklaven können frey gelassen werden, dann sind sie ihren vorigen Herren bloß Höflichkeiten schuldig.

Uebrigens muß man sich bey dem Worte: Sklaven, nicht solche denken, wie in unsern Kolonien leben. Auf unserer Reise nach Peking hatte einer von unsern chinesischen Bedienten einen kleinen Knaben gekauft; er gab dem Vater einiges Geld, und versprach schriftlich, für den Unterhalt

und die Kleidung des Kindes zu sorgen; nach geendigtem Contrakte nannte er ihn seinen Bruder, und behandelte ihn so, als wenn er dieses wirklich gewesen wäre.

Da der Stand eines Komödianten in China nicht geachtet ist, so kaufen die chinesischen Schauspieler kleine Knaben, welche sie zu diesem Gewerbe abrichten; es ist ein Mittel, ihre Truppe immer vollzählig zu erhalten.

Die rechtmäßige Frau eines Sklaven kann nicht von ihrem Manne getrennt werden.

Ein Mensch kann sich selbst verkaufen, wenn er sonst kein Mittel findet, seinen Vater zu unterstützen.

Ein freyes Mädchen kann in der äußersten Noth verkauft werden, allein sie muß darein willigen, und es muß scheinen, als habe sie sich selbst verkauft.

Es giebt in China keinen Markt, wohin man Männer, Weiber und Kinder öffentlich zum Verkauf bringen könnte; nur durch Urtheil und Recht werden Menschen öffentlich zu Sklaven verkauft. Man verkauft ein Mädchen, wenn es mit Bewilligung der Eltern Preis gegeben, ihren Liebhaber nicht heirathen kann.

Man verkauft die Beyschläferinnen eines Mandarins, wenn sein Vermögen gesetzlich confiscirt wird; doch ereignet sich so etwas nur selten.

Die Gefangenen im Kriege werden als Sklaven verkauft; man gebraucht sie zu Arbeiten au den Grenzen, und behandelt sie wie die Schuldner des Kaisers, welche nach der Tatarey gesandt werden, und Sklaven des Fürsten sind.

Verschnittene.

Ehedem gab es sehr viel Verschnittene; unter den chinesischen Kaisern standen sie in großem Ansehen, und erhielten die wichtigsten Anstellungen. Von 10,000 Verschnittenen, welche zur Zeit der Eroberung in China existirten, behielten die Tataren nur tausend bey, welche endlich auf 300 herabgesetzt wurden; allein seitdem sind die Verschnittenen zahlreicher geworden. Indessen übersteigt jetzt ihre Anzahl nicht die Summe von fünf bis sechs tausend, die des Kaisers und der Mandarinen mitgerechnet; doch werden sie von diesen nur zu niedrigen, unbedeutenden Geschäften gebraucht. Die Verschnittenen des Kaisers müssen das Innere des Pallastes bewachen, und ihn und seine Weiber bedienen, so wie überhaupt für Reinlichkeit der Wohnungen sorgen. Ueberdies müssen sie die Personen zählen, welche zum Kaiser sich begeben, und darauf achten, daß keine davon im Pallaste bleibe. Will der Kaiser fremden Gesandten ein Geschenk machen, so empfangen es die Verschnittenen aus seinen Händen, und übergeben es den Ministern, die es dann den Gesandten selbst zustellen. Sie haben keinen Einfluß auf die regierende Dynastie, und die Nation verachtet sie, wovon ich selbst Beweise gesehen habe.

Die Verschnittenen, welche ich beym Kaiser gesehen habe, waren groß und stark. Wir befanden uns bey unserer ersten Audienz mit ihnen in einem Pavillon; sie glaubten, wir kennten sie nicht, allein unsere Verwunderung über ihre gellende, unmännliche Stimme erregte Beschämung bey ihnen, zumal da die gegenwärtigen Chinesen zu lachen anfingen.

Die Chinesen haben uns gewiß versichert, daß diejenigen Verschnittenen, welche im Innern des Pallastes die Frauen bewachen müssen, ganz und gar kein Zeichen der Männlichkeit mehr haben; auch sagten sie, daß selbst ein erwachsener Mann ohne Gefahr eine solche Operation aushalten könne.

Die Verschnittenen haben keinen Bart, und die, welche später verstümmelt wurden, verlieren ihn gänzlich. So lange sie jung sind, haben sie ein volles Gesicht, allein im höhern Alter werden sie häßlich und alten runzelichen Frauen ähnlich. Sie sind interessirt und haben eigenes Vermögen, sogar Frauen; allein weil sie keine Kinder zeugen können, so adoptiren sie welche, und machen sie zu Erben ihres Vermögens.

Leichenbegängnisse. Trauer.

Ueberzeugt, daß die Vorfahren ihre Vermittler und Beschützer bey der Gottheit sind, und daß sie dasjenige wissen, was sich mit ihren Nachkommen zuträgt, ehren und achten sie die Chinesen, als ob sie noch lebten.

Die Kinder, von früher Jugend zu gleichem Benehmen gewöhnt, weinen noch lange auf den Gräbern ihrer Eltern, und benehmen sich gegen sie ganz, als ob sie noch unter ihnen wären. Sie beobachten sehr pünktlich die langen und ermüdenden Trauerceremonien, und die Beobachtung derselben ist eine Art von Trost für sie. Ein Sohn, der den Leichnam seines Vaters nicht in die Gruft seiner Vorfahren beysetzen lassen wollte, würde für immer entehrt seyn.

Um Vater und Mutter muß man eigentlich drey Jahre

trauern, allein diese Zeit ist auf 27 Monate herabgesetzt worden. Während derselben darf man kein Amt verwalten; ein Mandarin muß Alles aufgeben, es müßte ihm denn der Kaiser befehlen, seine Geschäfte fortzusetzen, indem er ihn von dem gewöhnlichen Ceremoniel dispensirt. Die Chinesen wollen auf diese Art ihren Eltern noch ihre Dankbarkeit beweisen.

Der Grad der Verwandtschaft bestimmt die Länge der Trauerzeit. Ein Vater trauert drey Jahr um seinen ältesten Sohn, wenn dieser keine Kinder hinterlassen hat.

Beym Tode des Kaisers ist die Trauer allgemein, alle Gerichte sind geschlossen, und die großen Mandarinen sind einzig und allein mit den Trauerceremonien beschäftigt.

Man theilt die Trauer in drey Zeitabschnitte. In den ersten Monaten besteht das Trauerkleid aus einer Art von bräunlicher und grober hanfener Leinwand. Die Mütze ist von ähnlichem Zeuche gemacht, und eine Art von Strick dient zum Gürtel. In dem zweyten Abschnitte trägt man Kleid, Mütze und Schuhe von weißer Farbe. In der dritten Periode darf man Seide tragen, allein man muß weiße Schuhe behalten, oder welche von blauer Leinwand wählen.

In den ersten Tagen zeigen die Chinesen im Aeußern einen sehr tiefen und innigen Schmerz. Sie lassen sich den Kopf nicht scheeren, und scheinen gleichgültig gegen Alles um sie her.

Die Chinesen nehmen sich sorgfältig vor jedem unangenehmen Zufalle in Acht, und ihre größte Bemühung ist dahin gerichtet, mit derselben Anzahl von Gliedern, welche sie

mit auf die Welt gebracht haben, zu sterben. Manche gehen darin sogar so weit, daß sie die Haare und Nägel, welche sie abschneiden, aufheben, um sie mit in's Grab zu nehmen. Daher kommt es, daß die beschimpfendste Strafe für die Chinesen das Abschlagen des Kopfes ist.

Der Gedanke, eine passende Wohnung nach ihrem Tode zu haben, veranlaßt sie, ihre Särge selbst zu kaufen; oft macht der Sohn dem Vater ein Geschenk damit. Je schöner der Sarg ist, desto mehr Vergnügen macht er dem Vater, und desto lieber zeigt er ihn Jedem, der ihn besucht.

Mehrere dieser Särge sind von köstlichem Holze, und kosten wohl 100 bis 500 Piaster; der eines nicht reichen Privatmannes allein kommt auf 10 bis 20 Piaster zu stehen. Sie bestehen aus vier starken Stücken Holz von sechs Zoll Dicke; das untere Stück ist lang und platt, das obere eben so lang, aber gewölbt; beyde Stücke am Kopfe und an den Füßen sind viereckig, oftmals platt, im Ganzen aber äußerlich convex; unten hinein legt man eine Schicht Kalk, darauf den Körper ganz angekleidet, mit einem kleinen Küssen unter dem Kopfe, und die leeren Räume füllt man mit Kalk und Baumwolle aus, verschließt dann die Särge aufs sorgfältigste, so daß nicht die mindeste Ausdünstung herauskommen kann. Dann überzieht man sie innerlich und äußerlich mit Pech und Harz; zuweilen werden sie lackirt, wenigstens weiß angestrichen. Ich habe manche in Häusern gesehen; sie gaben keinen übeln Geruch von sich, und die Holzstücken, woraus sie bestanden, waren, wenn gleich sehr alt, dennoch gut erhalten.

Die Chinesen behalten oft die Körper ihrer Verwandten

bey sich; sie setzen sie in eigends dazu erbaute Pavillons, bis man sie gänzlich begräbt, oder bis sie in die Gräber ihrer Vorältern gebracht werden können.

Bey den Beerdigungen bedeckt man die Bahre, so bald der Todte darauf gelegt worden, mit einer weißen Leinwand, und bringt sie in einen weiß ausgeschlagenen Saal; hierauf wird ein Tisch vor den Sarg gesetzt, worauf porzellanene Gefäße gestellt und parfümirte Lichter angezündet werden. Der Leichnam bleibt meistens einige Tage im Hause, wenn nicht besondere Gründe eine schnellere Beerdigung erfordern. So oft einer der Freunde und Verwandten dem Verstorbenen seine Achtung zu bezeigen kommt, erheben seine Kinder und Weiber ein klagendes Geschrey. Nach vollbrachter Ceremonie führt ein Verwandter diejenigen, welche dem Todten ihre Achtung bezeigt haben, in einen anstoßenden Saal, und bewirthet sie mit Thee und Erfrischungen; dann führt er sie wieder bis an die Thüre.

Im Fall die Kinder während der ganzen Trauerzeit den Körper ihrer Eltern bey sich behalten, weinen sie alle Tage an dem Sarge; wird aber der Todte sogleich beerdigt, dann geht die Feyerlichkeit auf folgende Art vor sich.

Am Tage der Beerdigung versammeln sich Verwandte und Freunde, um den Körper zu begleiten. Den Zug eröffnet ein Corps Musikanten; dann folgen mehrere Personen, welche verschiedene Thiergestalten, die Zeichen der Würde des Verstorbenen, kleine Pagoden, Sonnenschirme, weiße und blaue Fähnchen und Räucherpfannen tragen. Die Bonzen gehen vor dem Sarge her, und dieser wird von ungefähr zwanzig Menschen getragen, und ist nicht selten mit einem Bal-

dachin bedeckt. Unmittelbar nachher kommt der älteste Sohn des Verstorbenen mit seinen Brüdern, bedeckt mit einem Sacke von grober Leinwand; er lehnt sich auf einen Stock und geht gebückt einher. Die Kinder und nächsten Anverwandten tragen über ihren Kleidern eine Robe von grober Leinwand und eine Mütze von dem nehmlichen Stoffe; dann folgen die Freunde und die Bedienten, weiterhin die Frauen, zu Fuße und in Palankinen, in denselben Stoff gekleidet, wie die Männer; sie weinen und klagen, und machen dazwischen Pausen.

Ehe man das Grab graben läßt, werden erst die Bonzen von den Verwandten befragt, an welchem Platze wohl der Verstorbene am liebsten ruhen möchte. Man wählt meistens einen trockenen, luftigen Ort, mit einer schönen Aussicht. Sie bilden sich ein, daß, je mehr dieses Alles in Obacht genommen werde, desto zufriedener der Todte sey, und desto reicher und glücklicher seine Familie werde. Kinder, welche unglücklich wurden, haben daher oft ihre Eltern ausgegraben und anders wohin gebracht, weil sie glaubten, dadurch ihre Verhältnisse verbessern zu können. Ein Grab hat sechs Fuß Länge und drey bis vier Fuß Tiefe; die Chinesen graben ihre Gräber in der Richtung des Windstriches, ohne deshalb die Windrose des Kompasses zur Richtschnur zu nehmen. Wenn der Sarg eingesenkt ist, dann erfüllen sie das Grab mit Erde und Kalk. Die Grabmäler der Großen und Reichen nehmen oft viel Raum ein, und kosten sehr viel.

Ist der Sarg gänzlich mit Erde bedeckt, dann machen die Chinesen Libationen; sie stecken um und auf das Grab

parfümirte Kerzen und Papierfähnchen, sie zünden vergoldetes Papier an; so verbrennen sie auch Pferde, Kleider und Menschen, Alles nur von Papier, in der festen Ueberzeugung, daß diese Opfer den Todten in die andere Welt begleiten. Nach diesen Ceremonien begeben sich die Verwandten und Freunde unter Zelte, oder in Pavillons, welche nicht weit davon aufgeschlagen werden, und ruhen sich hier aus, indem sie den Todten preisen und die Lebensmittel verzehren, welche ihm dargebracht worden waren. Nach geendigter Mahlzeit werfen sich die Trauernden von neuem vor dem Grabe nieder, der Sohn antwortet ihnen durch Begrüßungen, und alle beobachten ein tiefes Stillschweigen.

Es ist schwer zu bestimmen, ob die Chinesen vor alten Zeiten bloß Kleider und Menschen von Papier verbrannt haben, oder ob diese Sitte nicht an die Stelle eines alten barbarischen Gebrauches getreten ist, der vor nicht gar langer Zeit noch bey den Mantchoux-Tataren, den gegenwärtigen Beherrschern von China, gefunden wurde. Der Kaiser Chun-tchy nehmlich, dessen Regierung sich im J. 1661 endigte, befahl beym Tode einer seiner Weiber den Manen dieser Prinzessin dreyßig Personen zu opfern, ihren Leichnam in einen kostbaren Sarg zu legen, und eine ungeheure Menge Gold, Silber, Seidenwaaren und anderes Geräthe mit ihm zu verbrennen. Bey dem Tode der Mutter von Kang-hy (1718) wollten sich vier junge Mädchen auf dem Grabe ihrer Herrschaft opfern, allein der Kaiser wollte es nicht gestatten, und verbot auch, von nun an Zeuche, Meubeln und Sklaven zu verbrennen.

Die Ehre, welche die Chinesen den Todten erzeigen,

beschränkt sich nicht allein auf die Beerdigungsceremonien; die Verwandten versammeln sich alljährlich, im Frühling, in einem Saale, wo man die Ahnentafel aufbewahrt, werfen sich von neuem hier nieder, und erneuern ihre Spenden.

Dieser Saal heißt Tsong-miao. Die Ahnentafel hat einen Fuß in der Länge und fünf bis sechs Zoll Breite; sie heißt Chin-tchou oder Wohnung des Geistes, und enthält den Namen und den Stand des Verstorbenen, so wie das Jahr, den Monat und den Tag seiner Geburt und seines Todes. Außer den Spenden bereiten die Verwandten noch ein Stück seidenes Zeuch ungefähr zwey Ellen lang, worauf man die nehmlichen Charaktere schreibt, welche sich auf der Tafel befinden, nur daß man zu dem Charakter Tchou (Wohnung) nicht den obern Punkt setzt, ohne den er eine andere Bedeutung hat. Der vornehmsten Person steht es zu, diesen Punkt dazu zu machen. Die Chinesen glauben, daß die Seele des Verstorbenen dadurch eingeladen werde, unter ihnen zu verweilen.

Alljährlich im dritten Monat (im April) besucht man die Gräber, bessert sie aus, und erneuert zum Theil die ersten Begräbnißceremonien. Diese Gebräuche sind heilig, und so groß auch die Kosten derselben, und so beschwerlich sie selbst sind, so wird sie doch kein Sohn leicht unterlassen.

Die Grabmäler sind nach der Gestalt und der Provinz verschieden. Die Hufeisenform ist die gewöhnlichste. Der Sarg steht in der Mitte, bedeckt mit einem Erdhügel, vor demselben ein Stein mit dem Namen des Verstorbenen. Arme versenken die Bahre nur leicht in die Erde. Die Grabmäler nehmen nicht selten große Flächen und ganze

Hügel ein, und sind mit Steinen, Gebäuden, Inschriften, Figuren, auch Baumpflanzungen verschönert. Ihre Bauart und innere Einrichtung ist außerordentlich mannichfach.

Immer sind die Begräbnisse in China außerhalb der Städte. Höhen werden vorzüglich dazu gewählt. In ein Grab, wo schon ein Todter liegt, wird keiner wieder gelegt, es müßte denn von dem erstern keine Spur mehr übrig seyn. Wie viel braucht man also Land zu den Gräbern!

Namen bey den Chinesen.

Ursprünglich war China nur zum dritten Theile bewohnt, und die zerstreuten Völkerschaften kannten sich gar nicht unter einander. 2200 Jahr vor Christi Geburt zählte man in jeder Provinz nur 12,000 Einwohner.

Es gab daher anfangs nur wenig Namen; erst später, als sich die Menschenzahl vergrößerte, setzte man zu den schon vorhandenen Namen noch Zunamen, um die Einzelnen zu unterscheiden; allein die ersten Namen blieben doch immer dieselben.

Daraus, daß ehedem fast alle Chinesen verwandt sich fühlten, ist die Gewohnheit entstanden, daß ein junger Mensch sich nicht mit einem Mädchen vermählen darf, das mit ihm gleichen Familiennamen hat, und wenn sie auch sonst gar nicht verwandt wären.

Der Pater Trigaud behauptet, es gebe tausend Namen; allein das Buch Pe-kia-sing (Namen der hundert Familien) führt nur hundert auf, worunter alle Individuen der Nation geordnet sind.

Die Chinesen tragen daher alle einen Familiennamen, der sich niemals verändert.

Bey der Geburt eines Knaben giebt ihm der Vater einen andern, den er den kleinen Namen nennt. Die Mädchen erhalten keinen; sie behalten bloß den Namen des Vaters und unterscheiden sich unter einander durch die Worte: die erste, zweyte u. s. f. Die Chinesen unterzeichnen die Namen, welche sie bey der Geburt erhalten haben; allein im Gespräch darf man sie, ohne unhöflich zu seyn, nicht damit nennen.

Auf den Schulen erhalten die Chinesen einen sogenannten Schulnamen, womit sie von Lehrern und Mitschülern genannt werden.

Nach geendigten Studien legen sie diesen Namen wieder ab, und wenn sie sich verheirathen, nehmen sie einen andern an, den sie nun beybehalten, sie müßten denn eine Ehrenstelle erhalten; in diesem Falle wählen sie sich wieder einen andern, dessen sich nun jedermann gegen sie im Gespräch bedienen muß.

Der Familienname eines Chinesen heißt Sing; er besteht allezeit nur aus einem einzigen Buchstaben.

Der, wodurch er sich in der Familie unterscheidet, heißt Ming.

Der letzte, den er annimmt, oder der Ehrentitel, heißt Hao.

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

Spiele.

Die Chinesen sind leidenschaftliche Liebhaber des Spiels; Vornehme und Gemeine spielen mit einer solchen Wuth, daß sich mehrere dadurch gänzlich zu Grunde richten. Ihre Karten sind der Zahl nach mehr und kleiner, als die unsern; sie sind lang und schmal. Die Würfel gleichen ganz denen, deren wir uns bedienen. Die Chinesen tragen immer welche bey sich; man findet sogar Messer, in deren Griffe sich Würfel befinden. Wenn das Volk weder Karten noch Würfel hat, so nimmt es seine Zuflucht zu dem Metoua; dieses ist ein unter den Schiffern sehr gewöhnliches Hazardspiel, welches mit den Fingern gespielt wird. Die geballte Faust gilt nichts, jeder Finger aber eins. Der, welcher das Spiel eigentlich hält, nennt irgend eine Zahl und hebt so viel Finger auf, als er will; nennt er z. B. sechs und hebt nur zwey Finger auf, so müssen die andern Spieler antworten und vier Finger aufheben, um mit den zwey Fingern des Spielers die genannte Zahl, sechs, voll zu machen. Die Chinesen spielen dieses Spiel sehr schnell, und schreyen dabey sehr laut. Der Verlierende muß Wein und Branntwein trinken, und man hört nicht eher auf, als bis man so erhitzt ist, daß man die Finger nicht mehr unterscheiden kann. Die Chinesen gehen selten von diesem Spiele, ohne von dem genossenen Weine ein wenig roth zu seyn; sind sie es zu sehr, dann bleiben sie auf den Schiffen, denn sie lassen sich in diesem Zustande nicht gern sehen.

Personen von Stande, oder doch nicht von ganz gemeinem Stande, spielen Schach: dieses Spiel ist sehr alt, und man kennt den Erfinder nicht mehr. Es hat, wie das unsere

zwar zwey und dreyßig Steine, allein die Steine selbst sind anders. Es giebt keine Königin, und statt der acht Bauern sind hier nur fünf, allein dafür stehen andere Steine da.

Das Bret besteht aus 72 Feldern, gebildet durch neun Reihen von Parallellinien, und acht andere, welche quer durchgehen. Die Chinesen stellen die Steine nicht auf die leeren Felder, sondern auf die Punkte, wo sich die Linien durchschneiden.

Der General steht in der Mitte der ersten Linie nach dem Spieler zu, und hat zur Rechten und Linken einen Beysitzer, einen Elephanten, einen Springer und einen Wagen. Dieses sind neun Steine; die beyden Kanoniere stehen allein auf der dritten Linie, jeder einem Springer gegenüber. Die Soldaten, fünf an der Zahl, gehen unmittelbar vor den Kanonieren her und werden auf die vierte Linie in folgender Ordnung gestellt: ein Soldat vor jeden Wagen, ein anderer vor jeden Elephanten, und der letzte oder mittelste vor den General.

Zwischen den Soldaten des Spielers und seines Gegners bleiben zwey Linien frey.

Der General geht nie aus den Intersektionspunkten, welche von den vier gleich neben ihm befindlichen Feldern gebildet werden. Die beyden Beysitzer befinden sich ihm zur Seite; sie ersetzen unsere Läufer, und haben den nehmlichen Gang. Die beyden Elephanten, welche nun folgen, existiren bey uns gar nicht.

Die Reiter oder Springer sind ganz wie die unsern, und die Wagen stehen an der Stelle unserer Thürme.

Die Kanoniere gehen vor den Springern her und haben den Zug der Wagen, und können keinen Stein nehmen, wenn sie nicht durch einen andern davon getrennt sind.

Die fünf Bauern schlagen nie auf die Seite, sondern immer im Vorrücken und ohne jemals zurück zu gehen.

Die Springer oder Reiter greifen den feindlichen König niemals an, es müßte denn ein Stein seines Spieles zwischen ihnen und ihm stehen; er vertheidigt sich, indem er sich entweder auf einen andern Punkt zieht, oder indem er einen andern Stein vor sich stellt, oder indem er sich die Seite frey macht und seinen Soldaten zurückgehen läßt. Dieses Spiel wird in China sehr geschätzt, und man macht viel aus denen, welche es recht verstehen.

Die Chinesen haben außerdem noch verschiedene andere Spiele, unter andern eines, welches das Doktorspiel heißt. Sie haben auch ein Domino und eine Art von Dame; dieses letztere Spiel enthält dreyhundert und ein und sechzig Felder, und jeder Spieler hat eine Menge Damen, weiße oder schwarze. Man muß dabey seinen Gegner einzuschließen und sich der meisten Felder zu bemächtigen suchen.

Die Chinesen spielen überall; sie bringen oft ganze Nächte beym Spiele zu, und doch gehen sie den andern Tag wieder an ihre Arbeit.

Musik.

Die Musik war zu allen Zeiten in China sehr geschätzt; allein weit entfernt, sie als einen Gegenstand des Vergnügens anzusehen, machen sie sie zur Regel der Regierung und zur Grundlage der Moral.

Man vollzog ehedem keine Feyerlichkeit, ohne daß Musik sie begleitete. Chouking erzählt: man habe das Versprechen eines Menschen, sich zu bessern, in Musik gesetzt und es ihm von Zeit zu Zeit vorgesungen; habe er sich dann nicht gebessert, so sey er gestraft worden.

Die Kenntniß der Musik, meinten die alten Chinesen, brachte auch die Kenntniß aller Wissenschaften und der Moral mit sich. Ein Musiker mußte zugleich Physiker, Moralist, Dichter und Historiker seyn. Er mußte Physiker seyn, um die Töne den Jahreszeiten und der Temperatur der Luft anpassen zu können; Moralist, weil er Tugend lehren sollte; Dichter, weil er Verse componirte, und Historiker, weil er stets damit beschäftigt, die Thaten großer Menschen zu preisen, die Geschichte kennen mußte, um diejenigen Ereignisse heraus zu heben, welche würdig waren, auf die Nachwelt gebracht zu werden. Confucius drückt sich folgendermaßen aus: „Der Mensch trägt den Keim der Tugend in seiner Brust, die Musik befruchtet ihn; die wollüstige erregt die Leidenschaften, die verständige befördert die Weisheit."

Die Musik der Chinesen unterscheidet sich aber sehr von der Musik anderer Völker; sie mißfällt den Europäern, so wie die europäische den Chinesen mißfällt. Die alten Chinesen hatten nur fünf Töne: Kong, fa, Chang, sol, Kio, la, Tche, ut, Yu, re; unter den Tcheou's kamen noch zwey Töne hinzu, der Pien-kong, mi, und der Pien-tche, si. In den Schriften der Missionarien findet man mehr davon.

In ganz China ist die Musik von einerley Art. Jede Feyerlichkeit hat ihre besondern Arien und Melodien, und der Kaiser nimmt nichts ohne Musik vor.

Die Instrumentalmusik der chinesischen Opern, wenn man sich hier dieses Ausdrucks bedienen darf, ist, wie die andern, höchst seltsam; sie besteht in einem fürchterlichen Lärm mit großen Trommeln, kupfernen Becken, Flöten, Violinen und Cymbeln. Auch bey feyerlichen Gebeten bedienen sie sich dieser Musik, welche bloß in wiederholten, verdoppelten Schlägen auf die Instrumente besteht.

Die Vokalmusik ist sanfter, allein ihr Ausdruck ist ganz wunderlich. Ich habe zu Kanton blinde Mädchen singen hören, sie zogen aus der Kehle und der Nase Töne, welche wir unmöglich nachmachen könnten. Ueberhaupt kann man wohl eine chinesische Arie singen, allein ich glaube, es muß äußerst schwer seyn, den passenden Ton dazu zu finden, wenn man sie nicht hat von Eingebornen singen hören, und doch wird man nie ihren Ausdruck ganz nachahmen können.

Die Chinesen setzen ihre Gesänge auch auf Noten; sie bedienen sich dazu der Charaktere, mit denen sie schreiben, und setzen sie auch auf dieselbe Weise, d. h. von oben nach unten. Der Gehalt der Noten wird erkannt an dem Raume, den sie einnehmen, und den verlängerten Zügen, welche darunter stehen. Es giebt überdies mehrere Zeichen, um das Gewicht einer Note zu verstärken, oder sie wiederholen zu lassen, so wie auch den Takt und die Pausen zu bezeichnen.

Die Chinesen haben verschiedene musikalische Instrumente; das sanfteste und angenehmste ist der Cheng, eine Art von Orgel, bestehend aus mehrern Bambusröhren, welche in einer Art von hölzernem Kürbis stehen. Diese Röhren sind ungleich an Größe, und an Zahl verschieden: bisweilen nehmen sie den ganzen Umfang des Instrumentes ein, ein

anderes Mal bilden sie einen leeren Raum, wodurch man die Hand steckt.

Es giebt Trompeten von mehrern Formen. Auch die Flöten sind sehr verschieden. Die gewöhnlichste ist von Bambus mit zehn Löchern. Man kann sie mit Recht die deutsche Flöte nennen (flûte à l'oignon); sie ist sehr schreyend.

Die Trommeln geben einen dumpfen Ton von sich. Die großen stehen auf dem Boden und auf Gerüsten, die kleinen hält man in der Hand und schlägt mit einem kleinen Stäbchen darauf. Der Kasten ist von Holz, und die Haut darüber von Büffeln.

Die King sind Instrumente aus tönenden Steinen gemacht, oder aus kleinen kupfernen Becken bestehend. Die aus Steinen gemachten haben sechzehn dergleichen, und die aus Becken bestehenden nur zehn. Man schlägt mit einem runden Stabe darauf.

Die Glocken sind in ihrer Gestalt sehr verschieden. Es giebt einige, welche unten rund, andere, welche ausgezackt sind; diese sind jedoch selten. Man sieht außerordentlich große Glocken; die dickesten heißen Po-tchong; sie haben keine Klöppel, sondern man schlägt mit einem Stück Holz darauf, welches Che (die Zunge) heißt.

Der Lo ist ein kupfernes Instrument, welches einem Becken gleicht, mit einem platten, zwey bis drey Zoll hohen Rande; man hält ihn an einem Griffe, und schlägt mit einem Stocke darauf, dessen Ende mit Tuchstreifen versehen ist. Die Töne dieses Instruments sind kreischend und scharf. Man kann sie weit hören. Die Chinesen bedienen sich des-

selben bey jeder Gelegenheit. Sie haben auch Cymbeln und ganz hölzerne Instrumente, worauf mit Stäben geschlagen wird.

Die Chinesen haben auch verschiedene Saiteninstrumente; die Saiten sind von Seide, doch giebt es auch andere.

Das größte Saiteninstrument heißt Che; es hat ungefähr 25 Saiten. Der Kin ist kleiner und hat nur sieben.

Man spielt diese Instrumente mit den Fingern; indeß kann man sie auch mit einem kleinen Stäbchen schlagen. Ich habe einen Blinden den Che spielen sehen. Dieses Instrument hatte drey Fuß in der Länge; die Töne davon waren ziemlich angenehm.

Es giebt auch drey Arten von Guitarren; die beyden ersten haben zwey bis vier Saiten, und der Griff ist mit Tasten versehen; die letztere hat drey Saiten und keine Tasten.

Die chinesische Violine besteht aus zwey Saiten, welche auf einen verschiedenen Ton gesetzt sind; der Bogen geht zwischen beyden Saiten durch. Ich kenne kein Instrument, das einen so abscheulichen Ton hätte.

Tanz.

Die chinesischen Tänze sind bloß Märsche, Evolutionen, oder Arten von Pantomimen, worin die Akteurs handeln, ohne zu springen. Wir sahen dergleichen beym Kaiser. Man kann sich nichts wunderlicheres und langweiligeres denken.

K o m ö d i e.

Es giebt in China kein stehendes öffentliches Theater. Wollen die Bewohner eines Quartiers eine theatralische Vorstellung haben, so bringen sie unter einander eine Summe aus, wodurch die Kosten zu Erbauung eines Saales und die Bezahlung der Schauspieler bestritten werden kann.

Die Schauspielsäle bestehen aus einem großen und einem kleinern Gemache. Diese Säle, meistens von Bambus erbaut, kosten nicht viel, und bedürfen wenig Platz. Es ist ein bloßer Angar, dessen Boden sechs bis sieben Fuß erhöht ist. Er ist auf drey Seiten zu und mit Matten bedeckt.

An manchen Orten richten die Einwohner den innern Eingang der Pagoden zu einem Theater ein. Bey den Mandarinen findet man eigends dazu erbaute Säle; sie sind ganz offen, und um sie für die Schauspieler brauchbar zu machen, werden sie bloß durch Vorhänge in zwey Theile getheilt und der hintere Theil damit umgeben; das Theater ist in einem Augenblick fertig, um so mehr, da die chinesischen Schauspieler keine Dekorationen brauchen, und sich Alles auf einen Tisch und einige Stühle beschränkt, welche vor den großen Vorhang gestellt werden, wo zwey Oeffnungen zum Durchgang der Schauspieler angebracht sind.

Alle Chinesen ohne Unterschied des Standes lieben das Schauspiel leidenschaftlich. Bey Reichen wird so leicht kein Gastmahl gegeben, wo nicht Schauspieler gebraucht würden. Sie werden gut bezahlt und gewinnen viel Geld. Sie haben ein Verzeichniß von Stücken, welche sie auswendig wissen, und auf der Stelle aufführen können. Eine Truppe

besteht aus sieben bis acht, auch weniger Schauspielern, denn einer kann in demselben Stücke zwey verschiedene Personen vorstellen, weil er sich beym Auftreten selbst ankündigt und dem Publikum sagt, was er für eine Rolle spielen will.

Die Stücke, welche dargestellt werden, sind immer aus der chinesischen Geschichte genommen und in der Mandarinensprache abgefaßt, bisweilen mit alten Ausdrücken, welche drey Viertel der Zuschauer nicht verstehen.

Die Akteurs sprechen sehr laut und singend. Das Rezitativ in großen Stücken ist wenig verschieden; es erhebt und senkt sich bloß um einige Töne, und wird von Zeit zu Zeit durch Gesänge und durch die Musik des Orchesters unterbrochen. Im Ganzen singen die Schauspieler alle Tiraden, welche Wuth, Klage und Freude ausdrücken.

Barrow behauptet, die chinesischen Stücke enthielten nicht einmal gesunden Menschenverstand; Lord Macartney hingegen sagt: man könne den Verwaisten als einen vortheilhaften Beweis von der chinesischen Tragödie ansehen. Ich will dieses nicht entscheiden, sondern bloß bemerken, daß die Chinesen die Einheit der Zeit und des Ortes auf eine auffallende Weise verletzen, und ihre großen Stücke nicht selten mehrere Tage dauern.

In den chinesischen Opern erscheinen Geister auf der Bühne; Vögel und Thiere reden, und gehen auf derselben herum. Auf unserer Rückkehr von Peking ließen die Mandarinen aus Artigkeit den Thurm von Sy-hou vor uns aufführen; ein Stück, welches den Namen von einem Thurme führt, der an den Ufern eines Sees dicht bey der Stadt Hang-tcheou-fou in der Provinz Tche-kiang steht.

Geister, welche auf Schlangen ritten und am See herum spatzierten, eröffneten die Scene. Ein Bonze aus der Nachbarschaft verliebte sich darauf in eine von den Göttinnen, machte ihr den Hof, und diese gab dem jungen Manne, trotz der Vorstellungen ihrer Schwester, Gehör, heirathete ihn, wurde schwanger, und kam auf dem Theater mit einem Kinde nieder, welches bald gehen konnte. Wüthend über ein solch scandalöses Benehmen, verjagten die Geister den Bonzen, und zerstörten den Thurm durch Blitz und Donner.

Nimmt man nun noch dazu, daß sich ein Schauspieler einem andern zur Seite befindet, ohne diesen zu sehen, daß man, um anzudeuten, man gehe in ein Zimmer, bloß ein Zeichen macht, als öffne man die Thüre, und den Fuß aufhebt, um über die Schwelle zu schreiten, wenn sich gleich nicht die geringste Spur davon zeigt, und daß ein Mensch, der eine Spießgerte in der Hand hält, für einen Reiter gilt, so kann man sich einen Begriff von dem chinesischen Theater machen.

In kleinen Stücken spielen die Chinesen besser; sie singen hier nicht, sondern nehmen den gewöhnlichen Conversationston an. Da die Geschichte der von ihren Geliebten betrogenen Männer meistens den Inhalt dieser Komödien ausmacht, so findet man oft so freye Situationen in denselben, daß ihre Vorstellung höchst anstößig wird. Das Auditorium ist aber dann sehr zufrieden, und bezeigt seinen Beyfall.

Demungeachtet ist der Stand der Schauspieler sehr verachtet. Die Direkteurs müssen oft Subjekte für ihre Gesellschaften kaufen.

Die Weiber erscheinen nie auf dem Theater. Junge Leute ersetzen ihre Stelle, und diese spielen ihre Rollen oft so täuschend, daß man sie für Frauenzimmer hält.

Arzneykunst. Krankheiten.

Jedermann kann im ganzen Reich die Arzneykunst ausüben. Es giebt keine öffentliche Anstalt, wo diese Kunst gelehrt würde; wer sie erlernen will, begiebt sich unter die Leitung eines Arztes. Man braucht nur einen Mandarin geheilt zu haben, um den Ruf eines geschickten Arztes zu bekommen und sich bereichern zu können.

Gemeine Leute bezahlen nicht viel, und ein Arzt kommt zu einem Kranken nicht mehr als einmal, wenn er nicht wieder gerufen wird. Die Chinesen haben gar keine Kenntniß von Anatomie, denn ihre Vorurtheile lassen sie keinen todten Körper öffnen. Die ganze Wissenschaft des Arztes besteht bloß in der Beurtheilung des Pulses. Im Ganzen leiten sie alle Krankheiten her aus dem Fong-chouy (Wind und Wasser, oder guter und schlechter Disposition) und aus Kälte und Hitze. Sie verordnen Tisanen und Cordialmittel, und empfehlen Diät. Sie lassen nicht zu Ader, sondern locken das Blut auf die äußere Haut durch ein starkes Reiben derselben mit einem Stück Kupfer. Sie stechen in gewisse Theile des Körpers Nadeln, und die größte Geschicklichkeit besteht darin, die rechte Stelle dazu zu finden, und sie zu rechter Zeit wieder herauszuziehen. Es fließt bey dieser Operation kein Blut; und man bewirkt die Verharschung der Wunde dadurch, daß man gebrannten Beyfuß darauf legt.

Wenn man zur Amputation von Gliedern schreiten sollte, so nehmen diese die Aerzte nicht vor, und oft stirbt der Kranke daran; deshalb sieht man auch in China keine Verstümmelten. Man kann sich vorstellen, was für eine Menge Menschen bey dieser Behandlung sterben müssen.

Die meisten Missionarien behaupten, die Kinderblattern hätten schon längst in China existirt; andere meinen, sie seyen erst neuerlich daselbst bekannt geworden. Die Impfung wurde unter der Regierung von Tchin-song aus der Dynastie der Song im Jahre 1000. nach Chr. Geb. erfunden. Die Aerzte bringen das Gift durch die Nase in den Körper. Dieser Einspritzung schreiben die Engländer die Blindheit zu, welche in China so sehr häufig ist, indeß andere behaupten, sie rühre von dem gar zu heißen Essen und Trinken her. Allein sollte sie nicht mehr von dem Genusse des Reises herrühren? denn in der Türkey, wo man sehr viel genießt, ist die Blindheit auch äußerst häufig. Man könnte die Blindheit in China vielleicht auch den Nordwinden zuschreiben, welche aus der Tatarey kommen, und über die Schneegebirge gehen, welche jene Gegenden bedecken. Indessen können darüber nur Aerzte entscheiden.

Man erblickt in China auch viele Aussätzige, und sie werden nicht eingeschlossen. Diejenigen, denen man zu Kanton auf den Straßen begegnet, sind ekelhaft, die meisten haben die Finger, vornehmlich aber die Zehen verloren. Man findet auch viele Chinesen, welche keine Nase haben; dieses ist der Anfang des Aussatzes, der sich jedoch zuweilen nicht weiter verbreitet. Indessen ist zu vermuthen, daß der chinesische Aussatz doch eigentlich nicht der ächte ist; denn der ächte

Aussatz ist ansteckend, und so müßte denn der größte Theil von China mit demselben behaftet seyn; und doch ist die Zahl der Aussätzigen nicht groß, und vermehrt sich nicht. Es scheint mehr ein venerisches Uebel zu seyn, das den höchsten Grad erreicht hat. Die Chinesen wissen diese Krankheit zu mildern und zu verstecken; sie heilen sie sogar mit Tisanen und durch Schwitzen.

Unter den öffentlichen Mädchen finden sich welche, die sehr krank sind; sie nehmen stärkende Kräuter und Getränke, und halten das Uebel dergestalt im Innern zurück, daß man äußerlich nicht das geringste bemerkt. Man sollte beym Anblick dieser Frauen, außer dem bleichen Teint und dem aufgedunsenen Gesichte, gar nicht glauben, daß sie sich nicht wohl befänden. Die Hitze der Südländer schwächt das venerische Uebel, und durch Schweiß und den Gebrauch von einigen Arzneymitteln verschwindet es gänzlich. Man sieht selbst Personen, mit dieser Krankheit behaftet, leben und sich nicht darüber beunruhigen.

Die Pest hat auch in China existirt; sie heißt Ouen-pin. Unter dem Kaiser Hiao-tsong, aus dem Geschlechte der Ming, verheerte sie im Jahr 1513 die südlichen Provinzen des Reiches.

Wahrsager und Zeichendeuterey.

China ist voll von Charlatans und Menschen aller Art, welche sich mit Prophezeyhungen abgeben. Meistentheils blind und ein Instrument spielend, gehen sie von Ort zu Ort, verkündigen den sie Befragenden Reichthümer und Glück,

oder veranlassen sie, die Tempel zu besuchen und durch Zeichen die Zukunft zu erforschen. Die alten Chinesen nahmen sehr häufig zu dem letztern ihre Zuflucht. Confucius drückt sich in dem Tchong-yong folgendermaßen aus:

„Ein Weiser muß die Zukunft vorher wissen. Wenn eine neue Dynastie im Begriff ist, sich festzusetzen, zeigen sich glückliche Vorbedeutungen, und wenn die alte zu Ende geht, ereignen sich unglückliche; man erkennt diese Ereignisse durch gewisse Zeichen. Wenn Unglück oder Glück kommen soll, so können es der gute und der böse Mensch vorhersehen, allein der wahre Weise gleicht einem göttlichen Wesen."

Es giebt zweyerley Arten, das Schicksal zu befragen. Die erste ist diese: Man schüttelt eine mit kleinen Stäbchen, welche etwa sieben bis acht Zoll seyn mögen, angefüllte längliche Büchse, und zieht dann eines heraus, welches man zum Bonzen trägt, um sich die darauf gezeichneten Charaktere deuten zu lassen. Die zweyte ist folgende: Man nimmt zwey Stücken Holz von sieben bis acht Zoll, und schneidet sie wie eine der Länge nach getheilte Bohne; man wirft sie dann in die Luft, und wiederholt dieses so lange, bis sie in der gewünschten Art fallen.

Ehe man ein Haus baut, befragt man das Schicksal; allein man sucht besonders eine gute Lage, denn die Chinesen fürchten sich ausnehmend vor dem, was sie Fong-choui (der Wind und das Wasser) nennen, d. h. einen guten oder schlimmen Einfluß. Von diesem Fong-choui hängt das Glück oder Unglück des Lebens ab. Die Chinesen suchen sich dieses

geneigt zu machen, oder von sich abzuwenden, wenn sie glauben, daß es ihnen entgegen seyn könnte.

Man vermeidet die bösen Einflüsse, wie ich bereits im Vorhergehenden bemerkt habe, dadurch, daß man die Thüren eines Hauses nicht einander gegenüber anbringt, und kann man dieses ganz und gar nicht vermeiden, so bringt man hölzerne Schirme davor an, um den bösen Genius aufzuhalten. Das sicherste Mittel ist, eine runde Thüre anzubringen, welche die des Glückes ist, und selten nur findet sich keine in einem Hause. Andere, wie Fächer, oder Klauen, oder Blätter gestaltete Thüren haben auch ihren Nutzen. Der böse Genius findet Hindernisse bey diesen Thüren, und wagt es nicht, durch dieselben zu schreiten. Ueberhaupt halten die Chinesen viel auf die Thüren, und die jene beschützenden Genien. Glaubte nur das Volk an dergleichen Träumereyen, so würde dieses nichts Außerordentliches seyn; allein auch reiche und gebildete Leute sind von diesem Glauben angesteckt. Bey Beerdigungen vermeidet man den Fong-shouy ebenfalls sorgfältig, und man befragt die Zeichendeuter wegen eines für die Gräber passenden Ortes.

Die Chinesen glauben an glückliche und unglückliche Tage. Die Regierung giebt jährlich einen Almanach heraus, worin die günstigen Momente bezeichnet sind. Die Mitternachtsstunde ist nach den Ideen der Chinesen glücklich, weil dieses die Stunde ist, in welcher die Welt geschaffen wurde.

Da die Chinesen die Genien oder Geister in allen Verhältnissen des Lebens anrufen, so darf man sich nicht wundern, daß sie auch die Erhaltung ihrer Kinder von denselben

zu erhalten suchen. Wenn sie sie zu verlieren fürchten, so weihen sie sie einem Gotte, und deshalb durchstechen sie ihnen ein Ohr, und hängen darein ein kleines Stück Kupfer, Silber oder Gold, mit dem Namen des Geistes bezeichnet; manchmal befestigen sie die Haare des Kindes auf beyden Seiten des Kopfes, und bilden daraus zwey kleine Büschel. In beyden Fällen sind die Kinder einer Gottheit geweiht; diese sorgt nun für sie, und wendet jedes Unglück von ihnen ab.

Die Chinesen sind daher äußerst abergläubisch; indessen haben sie doch wenigstens Begriffe von einem zukünftigen Leben und der daselbst erfolgenden Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen erhalten.

Pagoden.

Dem abergläubischen Charakter der Nation zufolge muß man erwarten, in China eine große Menge von Tempeln und Kapellen zu finden. Es giebt mehrere Pagoden zu Kanton; die, welche die cochinchinesische heißt, liegt im westlichen Theile der Stadt, und ist bemerkenswerth, allein die zu Honan, Kanton gegenüber, erbaute, welche Hay-tchang-tse heißt, ist es noch mehr.

Nachdem man durch zwey Eingangsthüren gekommen ist, findet man in dieser Pagode einen Hof, der zu zwey kleinen Vorhöfen führt, wovon der eine vier steinerne sitzende Figuren enthält. Der folgende Hof hat vier Pavillons mit zwey Etagen, worin Götzenbilder stehen. Um diesen Hof herum ist ein Säulengang geführt, der den Zellen der Bon-

zen zur Verbindung dient. Diese Zellen sind klein, und erhalten bloß durch die Thüre Licht. Die Oberhäupter der Priester haben ihre Wohnungen mit doppelten Etagen an den vier Ecken des Hofes. Mitten in den Gallerien befinden sich auf einer Seite das Refektorium und die Küchen, und auf der andern das Krankenhaus. In dem zweyten Hofe sieht man Hirsche, und ein wenig weiter hin, auf der Seite, einige große, sehr fette und sehr alte Schweine. Diese Thiere sind der Gottheit bey der Krankheit irgend eines Bonzen geweiht worden; sie sind frey und man läßt sie vor Alter sterben.

Man unterscheidet zwey Arten von Miao oder Pagoden, die der Tao-tse und der Bonzen von Fo, d. h. die Miao-Kouan, und die gewöhnlichen Miao. Die erstern, welche im Ganzen die ansehnlichsten sind, haben liegende Gründe, als Häuser und Landgüter, und auch Kapitalien. Die gewöhnlichen Pagoden sind von Bonzen oder Privatpersonen gestiftet worden, und folglich nicht gleich begütert. Es giebt wenig dem Kaiser zustehende Palläste, welche nicht in der Nähe eine Pagode haben. Die Tempel sind fast alle gut unterhalten, die Gebäude einfach, die Höfe mit Bäumen besetzt, und nichts gleicht mehr unsern europäischen Klöstern. In Peking scheinen die Pagoden noch besser unterhalten, als in den Provinzen.

Die Tempel sind immer offen. Man findet am Eingange, in einem Saale oder in einem Pavillon, eine große Trommel und eine große metallene Glocke, worauf mit einem hölzernen Hammer geschlagen wird. In dem Gemache, wo der vornehmste Gott wohnt, pflegen die Chinesen mei-

stens einen Tisch und darauf Blumensträußer und Gefäße für die Parfüms zu stellen. Sie hängen auch vor der Gottheit ein wohlriechendes, spiralförmig gewundenes Licht auf. Diese aus Sandelholz, Wohlgerüchen und Harz bestehenden Lichter dauern lange, und brennen immerfort. Löschen sie aber aus, so zündet man sie wieder an, ohne unsern Aberglauben in Ansehung des heiligen Feuers aus Rom zu befolgen.

Man findet vor den Pagoden auch große gegossene Vasen, in denen man Opfer oder Goldpapier verbrennt; diese Gefäße haben mancherley Gestalten. Außer diesen Tempeln findet man noch eine Menge Kapellen auf dem Lande und am Eingange der Dörfer; sie sind zu Ehren der Erd-, Wasser- und Berggeister erbaut; allein oft stellen die Chinesen statt der Kapelle auch nur einen Stein mit dem Namen des Schutzgeistes hin. Dieser Stein steht immer am Fuße eines Baumes, oder an einem Bambusgebüsche; einige wohlriechende Lichter und zwey bis drey Papierblumen machen seine ganze Verzierung aus.

An allen Orten, wo man Schaden nehmen kann, haben die Chinesen kleine Pagoden erbaut, wo die Reisenden und die Schiffer die Geister anrufen. Können sie die Pagode nicht selbst besuchen, so brennen sie im Vorübergehen Papier davor an, und schlagen auf kupferne Becken; allein zu andern Malen beobachten sie ein tiefes Schweigen, gleich als fürchteten sie, eine schlafende Person aufzuwecken.

Die chinesischen Tempel enthalten eine große Menge von Figuren. Am Eingange findet man immer Genien. Diese sind sehr groß und zuweilen wirklich riesenmäßig; in

der Pagode am See Sy-hou hatten sie 25 — 30 Fuß Höhe. Diese Genien haben mancherley Attribute, welche durch die Dinge, die sie in der Hand halten, bezeichnet werden; ein Säbel deutet einen Kriegsgott an, u. s. w. Die innern Gottheiten haben meistens eine mittlere und vernünftigere Proportion; einige liegen nachlässig hingestreckt, andere sitzen auf Blumen, alle sind sehr dick und voll.

Die einzige Pagode am See Sy-hou enthält fünf hundert Götter und Genien. Mehrere haben nach indischer Sitte sehr viel Hände. Die Göttin der Erzeugung und Fruchtbarkeit hat sechzehn Arme, und ruht auf einer Nenupharblume. Die Chinesen erzählen von ihr folgende seltsame Geschichte: „Drey himmlische Nymphen badeten sich einst in einem Flusse. Eine davon aß von den Nenupharblumen, und ward davon schwanger. Sie blieb auf der Erde, und gebar einen Sohn und erzog ihn, bis er groß war; dann hieß sie ihn auf einer einsamen Insel bleiben und warten, bis ihn ein Mann daselbst aufsuchte. Hierauf flog die Nymphe zum Himmel auf. Derjenige, den die Göttin verkündigt hatte, erschien zur bestimmten Zeit, und nahm den jungen Menschen mit fort. Dieser wurde nachher ein berühmter Mann, und gab dem ganzen Reiche Gesetze.“

Unter den sechzehn Armen verstehen die Chinesen die sechzehn Jahrhunderte, während deren China unter dem Schutze der Göttin gelebt hat.

Die chinesischen Götter sind bisweilen allein, bisweilen aber von Genien umgeben; sie sind von höhern und niedern Range. Mehrere haben Hörner an der Stirn, andere Thierköpfe, noch andere drey Augen, doch sind diese selten:

mit einem Worte, man findet unter den chinesischen Göttern eine Menge der seltsamsten Gestalten.

Bonzen.

Man schätzt die Anzahl der Bonzen im ganzen Reiche auf eine Million. In mancher Pagode findet man allein zwey bis drey hundert beysammen.

Die Bonzen begeben sich in den Tempel des Morgens, des Abends und zwey Stunden vor Tages Anbruch. Das Oberhaupt der Priester steht während des Gottesdienstes vorn, begleitet von zwey andern Priestern. Er schlägt von Zeit zu Zeit auf ein hohles, hölzernes, wie ein Fisch gestaltetes Instrument, welches auf einem Küssen liegt; die Bonzen stehen, und werfen sich zuweilen auf die Knie; sie singen und wiederholen sehr oft das Wort: omitofo; sie sind sehr andächtig, und sehen sich niemals um. Man unterscheidet zwey Klassen von Bonzen; die einen heißen Tao-tse, oder Anhänger von Lao-kiun, die andern Ho-hang, oder Bonzen des Fo. Die erstern leben in Gemeinschaft, oder auch allein, oder verheirathet, sie scheren sich den Bart nicht, und erheben ihre Haare auf dem Kopfe, welche sie zuweilen mit einem Stück Leinwand umgeben, bisweilen tragen sie sie unter einer Art gelblichen und polirten Schüssel zusammen gedrückt; sie gehen meistens in einem großen Gewande mit weiten Ermeln und ohne Kragen.

Die Bonzen des Fo vermählen sich nicht; sie scheren sich den Kopf, und tragen ein schwarzes oder graues Gewand. Bey Feyerlichkeiten legen sie noch eine Schärpe an, und

ſetzen eine rothe Mütze auf. Sie eſſen weder Fleiſch noch Fiſche, weder Knoblauch noch Pilze, ſie trinken keinen Wein, und führen überhaupt ein äußerſt frugales Leben. Demungeachtet ſind ſie ſehr dick und fett. Die Bonzen haben Obere, und ihr Noviziat iſt ſehr ſtreng.

Die Tao-tſe opfern den Geiſtern ein Schwein, einen Fiſch und eine Henne; ſie üben, gleich den Ho-chang, das Gewerbe der Wahrſager, erſcheinen wie jene bey Feyerlichkeiten, ſind bey Beerdigungen gegenwärtig, um die böſen Genien zu verjagen, heilen Kranke und weihen die Jonken, wenn ſie ins Meer gelaſſen werden; ſie laufen, wie in Indien, durch die Straßen, indem ſie ſich zu Verſöhnung der Sünden der Menſchen ſchlagen, und ſammlen Almoſen; genug, ſie betrügen die leichtgläubigen Chineſen auf alle nur mögliche Art.

Kao-tſou wies bey dem Tode ſeines Vaters Tay-tſong, im Jahre 649 nach Chr. Geb., den Frauen des verſtorbenen Kaiſers einen beſondern Aufenthaltsort an, und nannte dieſen Pallaſt Ngan-y-fang (Ort der Ruhe). Dieſem Umſtande verdanken eigentlich die Bonzinnen ihren Urſprung: dieſe Frauen leben in Gemeinſchaft, ſind wie die Bonzen gekleidet, tragen einen geſchornen Kopf und umwinden ihn mit einem Tuche. Die Bonzinnen gehen aus und dürfen ſich verheirathen; allein ſie müſſen es erſt ihrer Vorſteherin melden: werden ſie ſchwanger, wenn ſie noch in ihrem erſten Aufenthalte ſind, ſo erhalten ſie eine Beſtrafung. Dieſe Frauen heißen Che-ly, und gewöhnlicher Ny-kou.

Die Chinesen verachten eigentlich die Bonzen, so wie alle, welche in höhern Jahren sich diesem Stande widmen, und die meistens aus der niedrigsten Volksklasse sind. Die Chinesen halten es für die erste Pflicht, zum Besten des Staats wirksam zu seyn; allein die Bonzen arbeiten eigentlich nichts, daher die allgemeine Verachtung derselben. Die Bonzen kaufen deshalb auch junge Kinder, und erziehen sie zu ihrem Stande, um ihre Lehre fortzupflanzen. Sie wenden alles mögliche an, um sich dem Volke unentbehrlich zu machen und sich zu bereichern, welches ihnen denn auch meistens gelingt.

F e s t e.

Die Chinesen kennen keine Ruhetage; sie arbeiten ohne Unterlaß. In Asien will es die Sitte, daß die Menschen unaufhörlich beschäftigt sind, allein sie sind es nicht mit derselben Thätigkeit und Kraft, als die Europäer. Diese unaufhörliche Arbeit erforderte indessen doch einige Ruhe, und in dieser Absicht wurden die Festtage eingeführt.

Eines der vornehmsten bey den Chinesen ist das neue Jahr. Da sie bey dieser Gelegenheit viel Geld aufwenden, so suchen sie sich auch dergleichen auf alle Weise zu verschaffen; selbst bey ihren Schuldnern erscheinen sie und mahnen dieselben.

Alle Geschäfte werden in den drey ersten Tagen des Jahres ausgesetzt; man macht Besuche, beschenkt sich, kleidet sich aufs beste an. Jedermann kauft sich etwas, sollten es auch nur neue Schuhe seyn.

Den ersten Tag des Jahres fangen die Chinesen schon ym Mitternacht an, die Racketen loszulassen; die Menge derselben ist so ungeheuer, daß man oft das Pflaster auf den Straßen von den Ueberresten davon ganz bedeckt findet. Der Tag ist zum Besuch bey Freunden und Verwandten bestimmt; auch die sich Begegnenden wünschen einander mit vielen Complimenten Glück. Diese ersten Tage über sind alle Thüren verschlossen; man klebt rothes Papier um dieselben, hängt Stückchen davon auf, die zuweilen mit den Zahlen 1, 2, 5 bezeichnet sind. Die Schiffer kleben gleichfalls rothes Papier an das Vorder- und Hindertheil ihres Schiffes, um das Glück anzulocken. Man zündet um diese Zeit auch Laternen an; aber erst den 15. des Monats feyert man das berüchtigte Fest der Laternen; es beginnt zuweilen den 13. Abends, und endigt sich den 16., auch wohl erst den 17. des Nachts. Mehrere Quartiere vereinigen sich, um gewisse Orte zu erleuchten. Man hängt eine ansehnliche Menge Laternen an die Thüren der Häuser und in die Mitte der Straßen; im letztern Falle spannt man ein grobes Tuch darüber, um sie vor Regen zu schützen, denn diese Laternen kosten oft sehr viel.

Bey den Mandarinen und Reichen werden diese Tage mit Festen zugebracht. Man spielt Komödie, veranstaltet Feuerwerke. Diese, ganz von den unsern verschieden, stecken in einer Art von Trommeln, woraus nach und nach Laternen, Blumentöpfe, welche sich im Fallen aus einander breiten und erleuchtet erscheinen, hervorgehen; bisweilen sind es kleine, mit Schwärmern belastete Fahrzeuge, welche sich unter einander beschießen; manchmal auch Weinlauben mit Blättern und Trauben belastet. Diese Feuerwerke sehen recht hübsch aus, haben aber nichts Imposantes.

Die Chinesen wissen den Ursprung dieses Festes nicht anzugeben. Sie erzählen sich darüber mancherley. Die Tochter eines Mandarins, sagen sie, sey einst ins Wasser gefallen und ertrunken; der Vater und das Volk, welche sie sehr bedauert, hätten sie lange Zeit vergebens mit Laternen gesucht.

Ferner, ein Kaiser habe den immerwährenden Wechsel von Nacht und Tag nicht vertragen können, und deshalb auf den Rath einer seiner Frauen befohlen, einen den Sonnenstrahlen ganz unzugänglichen Pallast zu erbauen, und diesen durch eine große Menge Lichter zu erhellen. Hier habe er sich nun eingeschlossen. Das Volk habe sich hierauf empört, den Kaiser verjagt und seinen Pallast zerstört; um das Andenken an diese Begebenheit zu erhalten, zündete man nun jährlich zu der nehmlichen Zeit Laternen an.

Andere Schriftsteller führen als Entstehungsgrund bloß die Erlaubniß eines alten Fürsten an.

Die Chinesen feyern im Frühlinge ein Fest zu Ehren des Ackerbaues; sie führen dann eine irdene Kuh herum, begleitet von mehrern wie Ackerleute angezogenen Kindern, welche auf Tischen getragen werden; Musikanten umgeben diesen Zug.

Ein anderes Fest fällt im Herbste; dabey tragen sie Laternen, Transparents und ungeheure papierne Fische umher. Vier Männer halten einen mit Früchten besetzten Tisch, worauf ein junges Mädchen auf einem Baumzweige gerade steht, und ein anderes kleineres zur Seite hat; vor ihm steht ein als Greis verkleidetes Kind. Der Zug wird eröff-

net durch Musikanten und Leute, welche, so oft man anhält, Schwärmer loslassen. Die Einwohner, bey denen dieser Zug vorüber geht, stellen Tische mit Obst, Betel und Tabak hin, und bieten es denen, welche den Zug ausmachen, an.

Ein sehr angenehmes Fest ist dasjenige, welches am fünften Tage jedes Monden gefeyert wird. Es heißt Tà-long-tchouen, und soll daher entstanden seyn, daß einst ein sehr geliebter Mandarin ertrank, und lange Zeit mit Kähnen und Schiffen vergebens gesucht wurde.

Man bedient sich bey dieser Gelegenheit langer, schmaler, mit Drachengestalten bemalter und mit Wimpeln gezierter Schiffe, welche wohl sechzig und mehrere Ruderer enthalten. Diese manövriren nach dem Schalle der Trommeln und kupfernen Becken. Man sucht sich gegenseitig an Schnelligkeit und Beweglichkeit zu übertreffen. Viele stoßen zusammen, und mancher Schiffer ist dabey ertrunken; deshalb erlauben auch die Mandarinen die Feyer dieses Festes nicht immer.

Zur nehmlichen Zeit backen die Chinesen Reis in Bananasblättern. Dieser Reis ist äußerlich roth und kleisterartig. Diese Art von triangelförmigen Kuchen hat keinen guten Geschmack.

Im Monat July und August halten die Chinesen große Prozessionen, um Regen und eine gute Erndte von den Göttern zu erhalten. Sie gehen zuweilen sehr weit, und tragen Fähnchen in feyerlichem Aufzuge. Die Musik begleitet stets diese oft sehr zahlreichen Züge.

Außer diesen Prozessionen halten die Chinesen noch andere bloß zu Ehren der Todten. Diese finden im Frühlinge Statt.

In der Mitte des siebenten Monden feyern die Chinesen zu Macao noch ein anderes Fest zu Ehren der Todten, welches zwey Tage dauert, und sich in der Nacht endigt. Da dieses Fest viel Kosten verursacht, so versammeln sich alle Einwohner eines Quartiers, um die zur Errichtung der Kapelle und Bezahlung der Priester und Musikanten nothwendigen Kosten zu bestreiten. Das Gebäude ist unbedeutend; es wird von Bambus erbaut, mit Matten bedeckt, und nach dem Feste wieder weggenommen. Drey Bonzen dienen bey der Ceremonie; sie sind rasirt, und gehören zur Sekte des Fo; sie haben graue, bisweilen auch schwarze Kleider. Der vornehmste Bonze trägt überdies eine rothe Schärpe über dem Kleide. Diese Priester sind sehr andächtig, und schlagen von Zeit zu Zeit auf ein kupfernes Becken, indem sie dazu beten. Des Nachts begiebt sich der Bonze auf ein Schiff, fährt in der Bay herum, wirft Papier aus, und läßt einen Krebs ins Meer; eine Sitte, wovon ich den Grund nicht habe erfahren können.

Gegen zehn Uhr Abends werden zwey Tische, einer höher als der andere, aufgerichtet. Auf den erstern legt man Opfergaben in Obst bestehend, und dazu ein Paar kleine Gefäße und eine Glocke; auf dem andern steht ein Gefäß und wohlriechende Lichter.

Der erste Bonze mit der rothen Schärpe und einer Mütze, welche hinten höher ist als vorn, goldene Stickerey und einen sehr dicken Knopf hat, der auf seinen vier platten

Seiten mit kleinen Spiegeln verziert ist, sitzt vor dem Tische, und hat die beyden andern Bonzen zur Linken. Nachdem er einige Augenblicke gebetet hat, bindet er sich ein Bändchen hinten am Kopf, an welchem zwey lange, mit Charakteren bezeichnete Bänder herabhangen. Diese Bänder nehmen bey den Ohren ihren Anfang, und gehen auf die Brust herab; er nimmt sie von Zeit zu Zeit zwischen die Finger, hebt sie bis an die Augen herauf, und läßt sie nach dem Gebete wieder herabfallen. Gegen Ende der Ceremonie macht man eine Art von Kegel aus nasser Erde, und steckt darein eine Menge wohlriechender Lichter; man brennt dann ein Pferd von Papier an, und macht nicht weit von der Kapelle mehrere mit kleinen Sandhügeln eingefaßte Fußpfade, und steckt auf die Hügel gleichfalls wohlriechende Lichter. Der Bonze geht in diesen Zwischenräumen umher und sagt Gebete her. Während des ganzen Festes wird äußerst lärmende Musik gemacht.

Die Chinesen haben überdies mehrere besondere Feste, z. B. zur Feyer des 60. und 80. Jahres ihrer Verwandten, allein dieses sind bloß Familienfeste.

Regierung.

Die ersten Europäer, welche nach China kamen, erstaunten, in der Meinung, daß nur in Europa Kultur und Gesittung zu finden sey, an den äußersten Enden der Welt eine polizirte Nation zu finden. Die Nachrichten dieser Reisenden wurden in Europa mit gleichem Staunen aufgenommen, und die Leichtgläubigkeit entstellte und vergrößerte das Meiste von jenen Nachrichten. Alles, was China enthielt, war nun vollkommen, und das Reich mehrere tausend

Jahre alt. Ich werde nur dasjenige hier mittheilen, was ich als Reisender zu beobachten Gelegenheit fand.

Der Kaiser hat das Recht, die bestehenden Gesetze abzuschaffen und neue zu machen. Als unbeschränkter Herr hat er jeden Widerstand leicht durch die Verweisung oder den Tod des Widerspenstigen zu vernichten gewußt. Er vertheilt alle Würden, und ernennt und cassirt alle Mandarinen nach Gefallen. Bloß die mit dem Prinzentitel Beehrten können ihrer Würde nicht ohne Urtheil und Recht entsetzt werden; allein da der Kaiser die Richter ernennt, so sind jene doch auch ganz in seiner Gewalt.

Diese unumschränkte Macht des Reichsoberhauptes wird noch durch die kindliche Achtung erhöht, welche die chinesische Regierung unter allen Klassen der Unterthanen mit Fleiß unterhält. Die Verehrung gegen den Kaiser geht bis zur Anbetung; das Volk betrachtet ihn wie den Sohn des Himmels; seine Befehle sind heilig, und Ungehorsam ge en ihn ein unverzeihliches Verbrechen. Allein, weil die Großen, deren Ansehen bloß vom Fürsten herkommt, Theil an dieser Achtung von Seiten des Volks haben, so wechselt er alle drey Jahre mit ihnen, damit sie dieselbe nicht mißbrauchen; sie müssen sich jederzeit, wenn sie eine Stelle verlassen oder übernehmen, bey ihm vorstellen, und um ein Pfand für ihre gute Aufführung zu haben, läßt er ihre Kinder in dem kaiserlichen Collegium von Peking erziehen. Dieses leichte Mittel, sich jeder Vergrößerung der Mandarinen zu widersetzen und sie in gehöriger Abhängigkeit zu erhalten, wird noch durch einen alten Gebrauch verstärkt, welcher sie zwingt, ihre Fehler selbst zu bekennen; und da es dem Menschen na-

türlich ist, das Böse, das er vielleicht gestiftet hat, zu verstellen, oder wenigstens zu mildern, so sendet der Kaiser, um die Wahrheit zu erfahren, heimlich in die Provinzen Aufseher, welche auf die Art und Weise achten müssen, womit das Volk regiert wird. Nach dem Berichte dieser Aufseher erfolgt Belohnung oder Strafe; und damit diese Beyspiele zur Abschreckung und Aufmunterung dienen, läßt der Kaiser sie in die Hofzeitung setzen. Indessen erfüllen auch diese Aufseher nicht immer ihre Pflicht, und lassen sich durch Geschenke von derselben abwendig machen; der Kaiser selbst erhält ja sehr ansehnliche.

Die Neigung zu Geschenken hat immer in China existirt; man macht gewöhnlich Geschenke von 80 bis 100,000 Franken. Die Stelle eines Stadtgouverneurs kostet bisweilen mehrere tausend Thaler, manchmal zwanzig bis dreyßig tausend. Ein Vicekönig muß, ehe er seine Stelle antreten kann, 60 bis 200,000 Franken bezahlen; es giebt keinen Aufseher oder Vicekönig, der nicht mit zwey bis drey Millionen seine Stelle verließe. Ich selbst habe gesehen, daß ein Hopou von Kanton, nach einjährigem Aufenthalte daselbst, seine Stelle mit einer Million Piaster (5,400,000 Livres) verließ.

Alle Mandarinen, welche einen Auftrag vom Hofe haben, werden von dem Ministerium ernannt: sind die Aufträge vollbracht, so machen die, welche sie vollbracht haben, den Ministern und Prinzen vom Geblüt Geschenke, desgleichen auch den Präsidenten und Beysitzern der Gerichtshöfe; allein diese Mandarinen geben nicht Alles, sondern behalten einen guten Theil davon für sich, überzeugt, daß man sie

wegen ihrer Verwaltung nicht beunruhigen wird. Wer sich über etwas zu beschwören hat, kann nicht unmittelbar an den Kaiser kommen, sondern es geht Alles durch die Minister und vornehmsten Beamten der Kammer; allein alle diese Menschen sind höchst eigennützig, daher der Beschwerdeführende niemals die geringste Gerechtigkeit findet.

Man versteht nirgends besser als hier, die Gesetze, welche jenem Mißbrauche entgegen wirken sollen, zu umgehen. Weil die Mandarinen in den Provinzen, wenn sie ihre Stellen behalten wollen, den Ministern immerfort Geschenke machen müßten, und der Gehalt, den sie für sich bekommen, nicht beträchtlich ist, so werden sie zu Plackereyen aller Art gezwungen, und die Aufsicht eines Mandarins über den andern ist nur ein scheinbares Erhaltungsmittel der Ordnung. Der Kaiser bedient sich der Großen selbst wie eines Schwammes, um die Reichthümer seiner Unterthanen auszusaugen. Ich sage es noch einmal: die Chinesen lieben das Geld leidenschaftlich, sie benutzen alle Mittel, sich dergleichen zu verschaffen.

Der Mandarin, über den sich Lord Macartney in seiner Gesandtschaftsreise beschwert hat, war Vicekönig von Quang-tong und Quang-sy gewesen. Der Kaiser hatte bey seiner Ernennung zu ihm gesagt: „Ich setze Sie in eine Stadt, wo es viel europäische Seltenheiten giebt, und woher man mir nichts sendet.“ Man kann leicht denken, daß der Vicekönig, den Sinn dieser Worte wohl verstehend, in seiner Provinz weder den Kaiser noch sich selbst vergaß. Die Chinesen, welche bey ihm etwas zu bitten hatten, erschienen nicht anders, als mit einem Geschenke von 15 bis 20,000 Piastern,

und ein Privatmann konnte ihn nicht sprechen, weil die Summe, die er ihm anzubieten hatte, sich nicht höher als 10,000 Piaster (54,000 Livres) belief; allein die Sekretaire zogen ihren Vortheil davon, und versprachen dafür, sich seiner bey ihrem Herrn anzunehmen.

Manche Schriftsteller *) haben die chinesische Regierung für äußerst vollkommen ausgegeben. Ich habe lange in China gelebt und dieses große Reich seiner ganzen Länge nach durchreist, und überall habe ich bemerkt, daß der Starke den Schwachen unterdrückt, und daß jeder, der nur ein wenig Gewalt hat, sich derselben bedient, um Andere zu drücken und zu plagen.

Die Mandarinen der Städte suchten sich zum Theil des unsern Coulis und unsern Trägern bestimmten Salariums zu bemächtigen; sie schlugen sie sogar, wenn sie sich darüber beschweren wollten.

Einer unserer kleinen Mandarinen schämte sich nicht, eine Summe von 20,000 Franken zu nehmen, welche unter unsere chinesischen Bedienten vertheilt werden sollte.

Die Mandarinen von Peking, welche uns Lebensmittel liefern sollten, verkauften die Hälfte davon. Der Ho-tchong-tang (erster Minister von Kien-long) selbst behielt die zwey schönen Pendülen für sich, welche die Holländer mitgebracht hatten, indem sie vorgaben, sie wollten den Mandarin nicht in Verlegenheit setzen, der sie escortiren sollte, als ob dieser Mensch dafür hätte stehen können, wenn die Lastträger durch

*) Raynal.

Fallen auf dem schlechten Wege diese Maschinen zerbrochen hätten.

Allein wir wollen nicht länger bey solchen minder bedeutenden Einzelnheiten verweilen, wir wollen die Regierung selbst und zwar aus dem betrachten, was sie gethan hat.

Der Tsong-tou von Kanton ließ im J. 1794 Galeeren bauen, um die Seeräuber zu verfolgen, welche die Küsten unsicher machten; er schrieb nach Peking, daß Alles fertig sey. Der Kaiser antwortete: „Ihr Vorfahr hat mir gesagt, es gebe keine Seeräuber mehr. Die Kosten der Ausrüstung gehen auf Ihre Rechnung.“ Was erfolgte? Die Galeeren blieben da; der Tsong-tou bezahlte, was er wollte, und die Seeräuber existiren noch. Der vorige Vicekönig hatte wirklich Galeeren bewaffnen lassen; allein die Mandarinen, statt damit die Räuber anzugreifen, trieben lieber den Opiumhandel, und schrieben zurück, es sey Alles beendigt. Ich selbst habe ungefähr vierzig Köpfe von sogenannten Seeräubern gesehen, welche von Haynan abgesandt wurden; dieses sollte ein überzeugender Beweis der Expedition seyn; allein er war es nicht, denn die meisten dieser Köpfe hatte man ausgescharrten Kadavern abgeschnitten.

Nun eine andere Thatsache! Der Tsong-tou von Kanton erhält den Auftrag, nach Tonquin zu gehen, um den entthronten Fürsten wieder einzusetzen; er wird von den Truppen des Rebellen überfallen. Die Chinesen werden in Stücken gehauen, und der Vicekönig rettet sich mit genauer Noth. An den Kaiser schreiben, daß er geschlagen worden sey, hieß: seinen Kopf wagen. Was thut er? Er schreibt nach Peking: er habe mit dem Rebellen einen Vertrag geschlossen,

ihn zum König ausgerufen, und dieser begebe sich selbst an den Hof, um die Genehmigung des Kaisers zu erhalten. Dieses Schattenbild von König wurde in ganz China mit allen einem Souverain schuldigen Ehrenbezeigungen aufgenommen, und doch war es nur ein sehr niederer Offizier des Siegers, der in seinem Vaterlande wieder in seinen alten Rang zurücktrat. Glaubwürdige Personen haben mir versichert, ihn seitdem wieder gesehen zu haben.

Zur Zeit des Mangels an Lebensmitteln, der in China nicht sogar selten eintritt, überlassen sich die Chinesen allen nur möglichen Ausschweifungen. Raub und Mord sind dann an der Tagesordnung, und man sieht Menschen einander aufzehren. Es hat Beyspiele von dieser Barbarey zu der Zeit gegeben, als ich mich noch in China befand.

Unter unglücklichen Verhältnissen schicken die Mandarinen Memoiren nach Peking. Die Tribunale prüfen sie erst, ehe sie an den Kaiser gesandt werden. Kommen ihm endlich diese Schriften zu Gesichte, so befiehlt er den Großen, über die Mittel zu berathschlagen, das Elend des Volks zu mildern. Die Tribunale versammeln sich und bitten den Kaiser, weise und uneigennützige Menschen abzusenden. Der Kaiser erläßt sogleich einen Chang-yu, um diesen oder jenen Mandarin zu ernennen. Dieses Edikt, welches väterliche Milde athmet, wird in allen Zeitungen abgedruckt, um den Chinesen die Wachsamkeit ihres Staatsoberhauptes zu zeigen; allein die ernannten Personen reisen nicht ab. Sollen sie mit Eil gehen, so giebt man ihnen Postpferde, und dann reisen sie auf Rechnung der Regierung. Giebt man ihnen keine, so müssen sie auf ihre Kosten reisen; dann aber bitten

sie um Zeit zur Vorbereitung, und reisen endlich, nachdem sie die Befehle Sr. Majestät eingeholt haben, von Peking ab. Ueberall, wo das Uebel nicht ist, empfangen sie laute Beyfallsbezeigungen; allein diejenigen, welche unter dem Mangel leiden, haben reichlich Zeit zu sterben, ehe ihnen Hülfe zu Theil wird, und diese kommt gemeiniglich erst, wenn jenes erfolgt ist. Die Hofcommissarien untersuchen an Ort und Stelle die Kornböden; sind diese leer, so cassiren sie die Mandarinen und bestrafen die Unterbeamten; allein dieses Alles verschafft niemandem Reis; während der zwey oder drey Monate, die auf obige Untersuchungen verwandt wurden, sind eine große Menge Einwohner vor Elend und Hunger umgekommen.

Es ist in China Sitte, in die öffentlichen Speicher einen Theil der jährlichen Erndte niederzulegen. Diese Vorsicht ist lobenswürdig; allein diese Speicher werden schlecht verwaltet, oder sind nicht hinreichend. Der Pater d'Entrecolles hat wohl Recht, wenn er sagt: „die chinesischen Gesetze sind gut, allein sie sollten besser befolgt werden.“ Ein von Barrow angeführter Zug beweist deutlich, wie sich die Mandarinen bey Ausführung wohlthätiger Verordnungen des Kaisers benehmen.

Eine Ueberschwemmung hatte im Jahr 1791 ein Dorf in Chan-tong verheert, die Einwohner hatten nur so viel Zeit, sich zu retten, und befanden sich in äußerstem Elende. Der Kaiser erinnerte sich, daß er bey diesen Landleuten gewohnt hatte, und befahl, ihnen die Summe von 100,000 Taëls (750,000 Liv.) zukommen zu lassen. Diese Summe gab auch der Schatz wirklich her; allein der erste Schatzmei-

ster nahm für sich 20,000 Taëls, der zweyte 10,000, der dritte 5,000 u. s. w., so daß von der ganzen Summe die Unglücklichen nicht mehr als 20,000 Taëls (150,000 Liv.) erhielten. Entstehen bey solchen unglücklichen Ereignissen endlich Aufstände und andere Unordnungen, dann erfolgen die härtesten Strafen.

Der Kaufmannsstand ist verachtet. Die Mandarinen von Kanton behandeln die Hannisten (chinesische Kaufleute, die mit den Europäern handeln) sehr hart. Geht man mit den Reichen auf diese Art um, so läßt sich leicht schließen, wie es den Armen ergehen muß.

Die Tataren haben, als sie sich China's bemächtigten, an der Regierungsform gar nichts geändert; sie haben bloß die Gewalt dadurch getheilt, daß sie die öffentlichen Aemter verdoppelten und einen Theil davon für sich behalten haben. Sie sind im Besitz aller großen Militairstellen und auch eines Theils der Civilämter. Im Ganzen werden sie von den alten Einwohnern gehaßt, und die gegenwärtigen Kaiser, diesem Nationalgefühl nachgebend, behandeln die chinesischen Mandarinen mit viel mehr Schonung und Nachsicht, als die tatarischen. Allein, wenn auch die Fürsten, welche gegenwärtig auf dem hrone sitzen, in der Regierungsform einige Abänderungen gemacht haben, so haben sie, als kluge Politiker, die eingeführten Gebräuche aufrecht erhalten, und vorzüglich über die Prüfungen gewacht, überzeugt, daß sie durch dieses Mittel ihre Macht befestigen würden. Da man nur stufenweise zu Aemtern gelangen kann, so hält die Hoffnung, Mandarin zu werden, eine große Menge Chinesen in Unterwürfigkeit. Noch mehr, die Wahl eines Unterthanen aus

der niedrigsten Klasse des Volks giebt diesen eine hohe Meinung von seiner Regierung, und läßt es glauben, daß ein solcher Beamter es mehr schonen werde, als ein anderer. Indessen täuscht es sich damit; je niedriger die Herkunft eines solchen Menschen ist, destomehr will er sie dadurch vergessen machen, daß er die, welche seines gleichen waren, mit Verachtung behandelt. Nicht selten mißbraucht er sein Glück dergestalt, daß er cassirt und unter den Haufen zurückgestoßen wird, aus dem er sich emporgehoben hatte.

Die erste Klasse der Mandarinen ist die der Colao oder Staatsminister, ersten Gerichtspräsidenten und vornehmsten militairischen Beamten. Die Anzahl der Colao ist nicht fest bestimmt, allein es giebt ihrer nicht über fünf oder sechs.

Der Rath des Kaisers, Nouy-yuen (Gericht des Innern) genannt, besteht aus den Colao, den Präsidenten der Gerichte und Sekretairen. Er entscheidet über innere und auswärtige Verhältnisse.

Außer diesem Rathe giebt es noch einen andern, der aus den Colao, den Gerichtspräsidenten und ihren Assessoren besteht. Es giebt in Peking sechs souveraine Gerichte oder Tribunale.

1. Der Ly-pou, oder Gerichtshof der Mandarinen, ist mit Allem, was diese betrifft, beauftragt; er wacht über ihr Betragen, und stattet darüber Bericht ab.

2. Der Ho-pou besorgt die Pensionen, wacht über die Einkünfte, die Abgaben, den Ackerbau, die Münzen, das Salz, den Transport des Getreides, die Bezahlung der Beamten und die dem Volke bewilligten Unterstützungen.

3. Der Ly-pou bestimmt die Etiquette gegen den Kaiser, die Kaiserin, die Prinzen und Mandarinen; wacht über die Ceremonien bey Vermählungen und Beerdigungen; hat die Aufsicht über die Religionsgebräuche, die Religion selbst, die Gesandtschaften, die Schulen und Prüfungen.

4. Der Ping-pou besorgt Alles, was den Krieg betrifft; auch die Posten stehen unter ihm.

5. Der Hing-pou hat die Aufsicht über die Verbrechen und Urbarmachung von Ländereyen.

6. Der Kong-pou leitet die öffentlichen Baue, Kanäle, Straßen, Brücken; er sorgt für die Manufakturen, die Kohlengruben; er bezahlt den Aufwand und die Provisionen der andern Tribunale, die von dem Tribunale des Ping-pou geforderten Waffen und Munitionen.

Nach diesen sechs Tribunalen giebt es noch eins der Prinzen, welches Tsong-gin-fou heißt. Dieses ordnet den Unterhalt der Prinzen vom Geblüt, wacht über ihre Aufführung, und alle diese betreffenden Kriminalangelegenheiten gehören vor dasselbe; es wacht über die Sklaven, die Verschnittenen, die Beamten des Innern des Pallastes.

Alle von dem Stifter in gerader Linie abstammenden Prinzen tragen den gelben Gürtel; die, welche von seinen Onkeln und Brüdern abstammen, tragen den rothen Gürtel.

Die fürstlichen Titel sind erblich und gehen auf die Kinder über; man muß ihnen den Prozeß machen, um sie derselben berauben zu können.

Alle Prinzen, welche kein Fürstenthum haben und keine mit Einkünften verbundenen Aemter, erhalten den höheren

Sold der tatarischen Soldaten, und 100 Taëls (750 Liv.), wenn sie sich vermählen. Dieser Gehalt ist gering; daher giebt es auch sehr elende Prinzen. Wenn sie sterben, läßt der Kaiser die nehmliche Summe ihren Familien auszahlen, um die Kosten der Beerdigung zu bestreiten.

Kein Tribunal kann allein in letzter Instanz entscheiden, sondern bedarf der Zustimmung der andern; daher kann kein einzelnes zu mächtig werden.

Außer diesen sechs hohen Tribunalen giebt es noch eins, welches Tou-tche-yuen heißt, das Tribunal der Yu-tche nehmlich, oder der öffentlichen Censoren. Diese haben, nebst den ersten Magistraten der Tribunale, das Recht, dem Kaiser Vorstellungen zu thun. Dieses Tribunal giebt die Generalinspektoren, welche Ko-tao heißen; jedes der sechs hohen Tribunale hat einen solchen bey sich, welcher dem Kaiser heimlich von dem Bericht erstattet, was daselbst vorgeht. Dieses Tribunal muß auch aller drey Jahre Visitatoren in die Provinzen senden. Diese Beamten stehen dann, wenn sie dort angelangt sind, über den Mandarinen. Sie machen die Aufseher über ihr Betragen; allein die Sitte will, daß sie nur diejenigen denunciren, deren Ungerechtigkeiten zu schreyend und auffallend sind.

Alle Mandarinen, welche dieses Gericht der Censoren ausmachen, gehören zur siebenten Klasse, stehen aber doch in großem Ansehen.

Nach dem Tribunale der Yu-tche giebt es noch eins, Jong-tching-sou, welches die Aufsicht über die Soldaten und die Hofbeamten führt.

Durch diese Tribunale sieht und hört der Kaiser, so zu sagen, Alles, was vorgeht; allein durch die Vicekönige regiert er. Auf die Unsicherheit der öffentlichen Beamten in ihren Stellen, und das Streben darnach, gründet er seine und des Staats Sicherheit. Ueberhaupt sucht er unter den Mandarinen gegenseitiges Mißtrauen zu unterhalten, und sie dadurch an einer Verbindung gegen die höchste Gewalt zu hindern. Auch erlaubt der Kaiser durchaus keine Auswanderung. Man sieht nehmlich voraus, daß die Auswanderung und die freye Verbindung mit andern Nationen fremde Ideen und vielleicht die Fremden selbst ins Land bringen, und dadurch der öffentlichen Ruhe gefährlich werden möchten. Erlaubte man den Europäern, sich in China nieder zu lassen, so würde ihre alte Regierung bald zusammenstürzen; der Umsturz des Thrones der Mogolen und Indiens Unterjochung sind auffallende Beyspiele davon.

Klassen der Bürger.

Es giebt in China keinen Adel; kein Stand ist fixirt und erblich. Ein Sohn folgt dem Vater wohl in seinem Vermögen, aber nicht in seinen Würden. Bloß die Abkömmlinge der regierenden Familie haben den Rang der Prinzen; sie besitzen Einkünfte, allein keine Macht. Man betrachtet als adelich alle diejenigen, welche Mandarinen gewesen sind, und die, welche einige Grade erhalten haben. Auch ist es ein Anspruch auf den Adel, wenn man vom Kaiser irgend ein Ehrenzeichen erhalten hat. Diese Titel werden zwar den Vorfahren der Personen mitgetheilt, welche der Kaiser ehren will, allein sie gehen nicht auf die Kinder

über. Die Söhne des mächtigsten Mandarins treten, wenn sie nicht große Talente haben, bald in die gemeine Klasse zurück, und zwar um so mehr, da das Vermögen des Vaters nicht einem einzigen Kinde, sondern allen Brüdern zugleich zu Theil wird, und die Reichthümer sich im Verhältniß der Zahl der Erben vermindern; daher bleiben die Familien auch nicht lange in demselben Glanze.

Die älteste Familie ist die des Confucius; auch ist sie die einzige, welche einer Art von Adel genießt, der auf die Nachkommen in gerader Linie übergeht.

Es giebt sieben Bürgerklassen: die Mandarinen, die Soldaten, die Gelehrten, die Bonzen, die Ackerleute, die Handwerker und die Kaufleute. Alle Bürger können, wenn sie die nothwendigen Grade erreicht haben, zu den gewöhnlichen Aemtern gelangen; allein Talente, Ansehen und geleistete Dienste werden erfordert, um zu den wichtigern zu gelangen.

Die Civil- und Kriegsmandarinen werden fast alle aus den drey niedrigsten Bürgerklassen genommen. Der Stand der Mandarinen ist der geachteste; alle Chinesen streben darnach, theils, weil er mit großem Ansehen verbunden ist, theils, weil man zu Vermögen und Ehren dadurch kommen kann.

Die Gelehrten streben auf das eifrigste nach öffentlichen Aemtern, denn ein Gelehrter ohne Amt wird wenig geachtet.

Die Bonzen sind sehr zahlreich. Da der Aberglaube in China so allgemein ist, so wissen sie ihn auch wohl zu

benutzen; sie besitzen Häuser, Ländereyen und Pachtungen.

Die Landbebauer sind gleichfalls zahlreich; es ist die Klasse, welche die Regierung am meisten schätzt, auch ist sie die am wenigsten reiche.

Die Kaufleute sind wenig geachtet, und man verachtet sogar diejenigen, welche ihr Vaterland des Handels halber verlassen. Daher sehen die Chinesen auch die europäischen Kaufleute, welche zu ihnen kommen, für eine Art von Vagabunden an.

Viele Schriftsteller haben behauptet: die Kinder ergriffen in China immer das Gewerbe der Eltern, und sie könnten nicht anders. Allein, im Gegentheil, die Söhne lernen selten das Gewerbe ihres Vaters, und nur die Nothwendigkeit vermag sie dazu zu zwingen. So bald ein Chinese Geld hat, handelt er, und wenn er reicher geworden ist, kauft er sich irgend einen Titel, durch den er kleine Mandarinate erhalten, und so sein Vermögen ruhiger genießen kann. Die Kaufleute, welche ihr Gewerbe, nachdem sie sich bereichert, noch forttreiben, müssen ihr Vermögen verbergen, aus Furcht, die Habsucht der Mandarinen zu reitzen, oder der Regierung Verdacht zu erwecken, welche nicht gern sieht, wenn jemand sich mit seiner Wohlhabenheit bläht.

Die Schauspieler, so wie die Diener der Liederlichkeit, sind ehrlos und unfähig, Mandarinen zu werden. Der Kaiser Kien-long hat eine Verordnung gegeben, daß der Schimpf eines Komödianten erst nach drey Generationen ausgetilgt werden soll. Die Kerkermeister, die Henker sind ihres

Standes wegen anrüchtig; allein sie können den Stand verlassen, wenn sie zu leben haben.

Vor einigen Jahren gab es eine Menschenklasse, To-min genannt, welche man für ehrlos hielt. Sie lebten in der Provinz Tche-kiang, und vornehmlich zu Chao-hing in einer besondern Straße, und konnten nur die allerniedrigsten Arbeiten verrichten. Und doch stammten diese To-min von vornehmen Herren ab, welche zur Zeit der Vertilgung der Song durch die Yuen im Jahr 1279 nach Chr. Geb. lebten. Allein der Kaiser Yong-tching hat ihnen ihre Ehre durch ein eigenes Edikt wieder gegeben.

Die Führer der kaiserlichen Barken, Kan-kia genannt, sind gleichfalls anrüchtig, weil es immer zur Verweisung verurtheilte Verbrecher sind.

Mandarinen.

Die Mandarinen werden alle drey Jahre verändert; keiner von ihnen, die Kriegsmandarinen ausgenommen, kann ein Amt in seiner Geburtsprovinz besitzen; jeder muß funfzig Stunden davon entfernt seyn, und erst im sechzigsten Jahre erhält er das Recht, ihr näher zu kommen.

Kein Beamter darf sich in der Stadt oder Provinz, die er regiert, vermählen. Alle Mandarinen müssen ihre Stellen beym Tode eines Vaters, einer Mutter, eines Großvaters, einer Großmutter aufgeben.

Erhält ein Mandarin einen höhern Posten in einer Provinz, wo einer seiner Verwandten angestellt ist, so muß dieser die Tribunale von Peking davon benachrichtigen, und diese versetzen ihn dann anders wohin.

Der Vater und der Sohn, der Onkel und der Enkel können nicht in demselben Tribunale seyn. Ein kleiner Mandarin hat in seinem Distrikte volle Gewalt, allein er hängt von höhern Mandarinen ab, welche selbst wieder den großen Beamten der Provinz untergeordnet sind. Die Mandarinen müssen einander gegenseitig bewachen, und von dem Benehmen ihrer Untergebenen Bericht erstatten; sie sind sogar für die Fehler derselben verantwortlich; allein diese wissen jene auf alle Weise zu täuschen. Die hohen Beamten klagen einander zuweilen an, allein nur dann, wenn sie von dem Anzuklagenden nichts zu fürchten haben.

Wird ein Diebstahl oder Mord begangen, ohne daß man den Verbrecher entdeckt, so wird der Mandarin des Distrikts, wo das Verbrechen begangen wurde, abgesetzt.

Die Mandarinen arbeiten von frühem Morgen an, und dürfen, ehe sie im Rathe gewesen sind, keine Nahrung zu sich nehmen.

Kein Mandarin kann gerichtet werden, so lange er im Amte steht, weil er den Souverain repräsentirt; er muß erst abgesetzt werden.

Diese Einrichtungen beweisen die wohlthätigen Absichten der Regierung; allein doch existirt ein Sprichwort in China: der Kaiser läßt eben so viel Räuber und Wölfe los, als er Mandarinen macht. Ein uneigennütziger Stand ist ein Phönix.

Man spricht mit den Mandarinen kniend, man müßte denn ein Amt oder einen Grad haben, welcher davon befreyt. Ein Chinese, der einem Mandarin nicht die gehörige Achtung bezeigen wollte, würde hart bestraft werden.

Die Mandarinen erscheinen an den Orten ihrer Jurisdiktion nie ohne ein großes Gefolge, bestehend aus allen Personen ihres Tribunals. Der Zug wird eröffnet von zwey Chinesen, bewaffnet mit zwey langen und platten Bambusstäben, womit die Bastonnade gegeben wird; sie schreyen von Zeit zu Zeit, um die Ankunft des Mandarins zu melden, und zwey Menschen folgen ihnen, und schlagen auf ein weites kupfernes Becken. Hierauf kommt eine gewisse Anzahl von Gerichtsknechten mit Ketten, Peitschen und Säbeln versehen; dann folgen die, welche die Sonnenschirme, die Fahnen und Ehrenzeichen des öffentlichen Beamten tragen; vier Reiter befinden sich vor dem Palankin, der von vier Menschen getragen wird, und von den vornehmsten Bedienten umgeben ist; andere Soldaten, untermischt mit Leuten, welche die zum Dienste des Mandarins nöthigen Sachen tragen, beschließen den Zug. Geht dieser des Nachts vor sich, so werden Laternen dazu genommen. Das Gefolge eines Mannes im Amte besteht zuweilen aus mehr denn hundert Personen. Die Zahl der Diener, nicht aber ihre Haltung und Kleidung, macht die Pracht eines solchen Zuges aus. Selbst der Hof von Peking hat nichts eigentlich Prächtiges. Bisweilen erblickt man dabey viel wirklich Armseliges.

Der höchste Gehalt eines Mandarins steigt aber auch nicht auf tausend Thaler.

Die Anzahl der Mandarinen wird sehr verschieden angegeben. Der Pater Amiot rechnet ihrer 8965, wovon 1862 Obere sind; Macartney setzt die Zahl von den letztern auf 1921, ohne der Subalternen zu gedenken. Andere Schriftsteller nehmen 9000 an, und der Pater du Halde zählt

13,600. Diese Abweichung der Zahlen kommt daher, daß zwischen den großen und kleinen Beamten kein Unterschied gemacht worden ist.

Alle Militairmandarinen sind in fünf Klassen getheilt, und stehen alle unter einem höchsten Tribunal, welches Jongtching-fou heißt.

Die Anzahl der Militairbeamten beläuft sich auf 7417. Die Engländer geben 7965 an. Der Pater du Halde zählt 18,000; allein er befaßt darunter auch die niedern Offiziere, welche nur hundert Soldaten commandiren.

Kostüm des Kaisers und der Mandarinen.

Die lichtgelbe Farbe hat sich der Kaiser allein für sich und seine Söhne vorbehalten; selbst seine Verwandten und alle Mandarinen tragen nur violettne Kleider.

Die Grade bestimmen die Kleider der Mandarinen, und niemand darf eine Kleidung tragen, welche ihm nicht zukommt; selbst die Frauen unterwerfen sich diesem Gesetze, und ihre Kleider richten sich ganz nach dem Stande ihrer Männer. Kein Privatmann darf auf seinem Kleide eine Stickerey in Golde tragen, dieses ist ein Vorrecht der Mandarinen.

Die vornehmsten Herren und die Mandarinen erkennen einander an den Kleidern, an dem Schilde auf der Brust, an dem Gürtel und an dem Knopfe auf der Mütze, welche von doppelter Art ist, eine für den Win-

ter, und die andere für den Sommer; die erstere wird aufgesetzt den 15. oder gegen den 25. des neunten Mondes (in der Mitte des Oktobers), und die andere den 15. oder gegen den 25. des dritten Mondes (in der Mitte des Aprils).

Der Gallaknopf für die Mütze des Kaisers besteht in drey Perlen, jede ruhend auf einem goldenen Drachen; diese drey Drachen stehen einer über dem andern, und jeder ist mit vier Perlen geziert; über dem Ganzen steht eine sehr schöne Perle, so daß dieser ganze Schmuck aus sechzehn Perlen besteht.

Die Sommermütze hat einen ähnlichen Knopf, allein sie ist außerdem noch von vorn mit einer Gestalt des Fo geziert, die mit funfzehn Perlen umgeben ist, und hinten mit einer Stickerey mit sieben Perlen.

Die gewöhnlichen Winter- und Sommermützen haben zum Knopf nur eine einzige Perle, bisweilen ist auch der Knopf nur aus in einander geschlungenen kleinen seidenen Schnüren gebildet.

Das Oberkleid des Kaisers hat vier mit fünfklauigen Drachen gestickte Zirkel; zwey derselben befinden sich auf den Schultern, einer auf der Brust, und der vierte auf dem Rücken.

Sein Halsband enthält 112 Perlen, worunter vier sehr große und verschiedene andere Verzierungen, bestehend aus Rubinen, Azur und Bernstein, sind. Der Kaiser darf allein ein Perlenhalsband tragen; gewöhnlich bedient er sich eines von Korallen; allein oftmals trägt er weder Knopf noch Halsband, eben so wenig auch seine Söhne und Enkel;

sein Gürtel ist hellgelb, mit vier goldenen Zirkeln, geziert mit Rubinen, Saphiren und Perlen.

Der erste Sohn des Kaisers, so wie die andern Söhne desselben, ingleichen die Regulos vom ersten, zweyten, dritten, vierten und fünften Range, ferner die Min-kong, die Heou und die Pe, welches Fürsten vom zweyten Range sind, tragen stufenweise abwärts immer geringere und minder prächtige Zierrathen an ihren Mützen und Kleidungen.

Man zählt neun Klassen der Mandarinen, unterschieden durch den Knopf, das Brustbild und den Gürtel. Es giebt zwey Arten von Knöpfen in jeder Klasse, einen runden, und einen andern länglichen, nadelförmig mit Absätzen geschnittenen, allein ich habe den letztern nur ein einzig Mal tragen sehen.

Erste Klasse.

Diese Mandarinen tragen bey Feyerlichkeiten eine Mütze mit einem goldenen façonnirten Knopfe, geziert mit einer Perle, worüber noch ein länglicher Knopf von Rubin, durchsichtig roth, steht.

Ihre Kleidung ist violett mit einem viereckigen Schilde auf der Brust, und einem auf dem Rücken, in welchem eine von Gold gestickte Gestalt des Ho (ein Pelikan) sich befindet.

Ihr Gürtel ist geziert mit vier Yu-che-Steinen (Agaten), welche mit Rubinen besetzt sind.

Die Militairbeamten derselben Klasse tragen gleiche Dekorationen, allein die Stickerey der beyden Schilde ist verschieden; es ist ein Ky-lin (fabelhaftes Thier der Chinesen).

Zweyte Klasse.

Die Gallamütze hat einen goldenen façonnirten Knopf, geziert mit einem kleinen Rubin, auf welchen ein façonnirter korallener Knopf, dunkelroth, ruht.

Das Kleid ist violett, die Schilde mit einem Kin-ky (vergoldeten Huhn) gestickt.

Der Gürtel ist verziert mit vier goldenen façonnirten und mit Rubinen geschmückten Schilden.

Die Militairbeamten tragen dieselben Dekorationen; sie haben auf dem Schilde einen Su (Löwen).

Dritte Klasse.

Die Gallamütze hat einen goldenen façonnirten Knopf, geziert mit einem kleinen Rubin, worauf ein saphirner Knopf, durchsichtig blau. Die Pfauenfeder hat nur ein einziges Auge.

Die gewöhnliche Mütze hat einen einfachen runden saphirnen Knopf.

Das Kleid ist violett, die Schilde haben einen gestickten Kong-tsio (Pfau).

Der Gürtel ist mit vier goldenen façonnirten Schilden geziert.

Die Militairbeamten tragen dieselben Dekorationen; die Gestalt auf dem Schilde ist ein Pao (Panther mit runden Flecken).

Vierte Klasse.

Auf der Gallamütze goldener façonnirter Knopf mit einem kleinen Saphir, worüber ein Knopf von Azurstein, dunkelblau.

Die gewöhnliche Mütze hat nur einen runden Knopf von dunkelblauem Steine.

Das Kleid ist violett, die Schilde mit einem Yen (Kranich) gestickt.

Der Gürtel ist geziert mit vier façonnirten goldenen Schilden, nebst einem silbernen Knopfe.

Die Militairbeamten tragen dieselben Dekorationen; allein die Figur des Schildes ist ein Hou (Tiger).

Fünfte Klasse.

Der Knopf der Gallamütze ist von façonnirtem Golde, geziert mit einem kleinen Saphir, auf dem ein Knopf von Bergkrystall, durchsichtig weiß, steht. Der gewöhnliche Knopf ist rund und von Krystall.

Das Kleid violett; auf dem Schilde ein Pe-hien (weißer Fasan).

Vier glatte goldene Schilde auf dem Gürtel, nebst einem silbernen Knopfe.

Die Militairbeamten ganz so gekleidet; auf dem Schilde ein Hiong (Bär).

Sechste Klasse.

Die Gallamütze hat einen goldenen façonnirten Knopf mit einem kleinen Saphir, worauf ein Knopf aus einer Meermuschel gemacht, dunkelweiß. Die Feder für diese Klasse ist nicht eine Pfauenfeder, sondern eine blaue Feder.

Die gewöhnliche Mütze hat nur einen runden Knopf, dunkelweiß.

Das Kleid ist violett, die Schilde gestickt mit einem Lu-su (Storch).

Der Gürtel — vier runde Schilde von Schildkröte, nebst silbernem Knopfe.

Die Militairbeamten haben gleiche Dekorationen. Die Schilde gestickt mit einem Pien (kleinen Tiger).

Siebente Klasse.

Gallamütze — ein goldener façonnirter Knopf, geziert mit einem kleinen Krystall, worüber ein glatter goldener Knopf. Der gewöhnliche Knopf ist auch von Gold, aber ohne Verzierung.

Violettnes Kleid, Stickerey des Schildes ein Ky-chy (Rebhuhn).

Der Gürtel — vier runde silberne Schilde.

Die Militairbeamten dieselben Dekorationen. Stickerey des Schildes ein Sy (Rhinoceros).

Achte Klasse.

Gallamütze — goldener façonnirter Knopf, worüber ein gleichfalls goldener façonnirter Knopf; der gewöhnliche Knopf besteht nur aus einem einzigen façonnirten Knopfe von Gold.

Violettnes Kleid, mit der Gestalt eines Ngan-chun (Wachtel), gestickt im Schilde.

Der Gürtel mit vier Schilden von Widderhorn, nebst einem silbernen Knopfe.

Die Militairbeamten — gleiche Dekorationen. Die gestickte Gestalt ihres Schildes, wie die der siebenten Klasse.

Neunte Klasse.

Gallamütze — ein goldener façonnirter Knopf, worauf ein silberner façonnirter Knopf. Der gewöhnliche Knopf ist von façonnirtem Silber.

Violettnes Kleid. Gestickte Figur des Schildes ein Tsio (Sperling).

Gürtel — mit vier Schilden von schwarzem Horn, nebst einem silbernen Knopfe.

Die Militairbeamten — gleiche Dekorationen. Die gestickte Figur des Schildes ein Hay-ma (Seepferd).

Nächst diesen Mandarinen tragen auch diejenigen Chinesen, welche in den Prüfungen gewisse Grade erhalten haben, sie mögen nun Civil- oder Militair-Mandarinen seyn, ein Distinktionszeichen.

Die Tsin-tse oder Doktoren, die Kiu-jin, die Kien-seng, die Seng-yuen unterscheiden sich, wie die Mandarinen, durch ähnliche äußere Zierden. Die Mütze der Mandarinen ist immer mit einer rothen Quaste oder Büschel bedeckt.

Die Pfauenfeder ist, wie schon gesagt, ein vom Kaiser mit eigener Hand verliehenes Ehrenzeichen.

Durch das Halsband, Chao-tchu genannt, zeichnen sich die hohen Mandarinen aus.

Da die gelbe Farbe bloß der Kaiser sich vorbehalten hat, so sind auch die Kleider seiner Leute und seine Wagen gelb. Die ersten Minister und die Großen des Reiches bedienen sich mit grünem Tuch bedeckter Palankine. In den Provinzen sieht man diese Farbe selten.

Der Kaiser kann so viel Träger haben, als er will. Wir haben ihn mit acht, sechzehn und zwey und dreyßig gesehen. Die ersten Mandarinen nehmen acht, die niedern vier. Privatleute dürfen nur zwey haben; auch ihre Stühle haben eine andere Form, sie sind weniger viereckig, und höher und enger.

Peking.

Kublay-Khan, der Sohn des Tuly, und Enkel von Genghis-Khan, unter dem Namen Chy-tsou Stifter der Dynastie der Yuen, ließ im Jahr 1267 nach Chr. Geb. den Grund zur Stadt Peking, zwey Stunden nordöstlich von der alten Stadt Yen-king, welche IIII vor Chr. Geb. erbaut und gänzlich zerstört worden war, legen. Er gab der neuen Stadt den Namen Ta-tou (großer Hof); ihr wah-

rer Name ist Chun-tien-fou, allein sie ist bekannter unter dem Namen Peking, welches nördlicher Hof bedeutet.

Die Yuen wohnten immerfort in Peking bis zur Ausrottung ihrer Dynastie durch Hong-vou, den Stifter der Ming im J. 1368. Dieser Kaiser verlegte seinen Hof nach Nanking; allein sein Sohn Yong-lo brachte ihn im Jahr 1403 wieder in die erste Stadt zurück, und seitdem ist er beständig daselbst geblieben.

Peking bestand anfangs nur aus einer einzigen Stadt; allein Kia-tsing ließ im Jahr 1544 eine zweyte erbauen, welche gegenwärtig die chinesische Stadt heißt, indem die erstere ganz besonders von den Tataren besessen wird, welche sich seit 1644 des Thrones bemächtigt haben.

Peking liegt unter 39° 54′ 30″ nördlicher Breite, und unter 114° 8′ 45″ der Länge östlich von Paris; der Unterschied der Stunden ist daher 7St. 36′ 23″, d. h. es ist zu Peking 7Uhr 36′ 23″ des Abends, wenn es zu Paris Mittag ist.

Die tatarische Stadt hat eine Stunde von Norden nach Süden, und eben so viel von Osten nach Westen.

Die tatarische Stadt hat neun Thore, daher führt der Gouverneur von Peking auch den Titel Gouverneur der neun Thore. Die chinesische Stadt hat nur sieben. Man giebt Peking zwölf Vorstädte; ich erwähne derselben nicht, weil ich nur durch zwey gekommen bin, wovon die eine westlich von der chinesischen Stadt, vor dem Thore Kuang-ning-men, die andere am Ende der tatarischen Stadt auf der Seite der kaiserlichen Gärten, vor dem Thore Sy-tching-men gelegen ist.

Staunton sagt, diese letztere Vorstadt sey ansehnlich, und er habe zwanzig Minuten gebraucht, um durch sie zu gelangen; allein er irrt, wir haben dazu nur drey Minuten gebraucht, denn diese Vorstadt ist klein, wie auch Barrow einräumt.

Die Mauern der chinesischen Stadt sind nicht so hoch, wie die der tatarischen. Die Thore beyder Städte sind mit großen Pavillons belastet, allein die der tatarischen Stadt sind schöner und höher. Diese Pavillons haben drey Reihen Schießlöcher, allein man könnte nur eine sehr unbedeutende Artillerie hier aufstellen. Die Esplanade zwischen den beyden Thoren ist weit, und dient zum Platz für die Manövres der Truppen.

Vor den Mauern ist ein Graben, und man geht über eine kleine Brücke, um an das Thor zu gelangen. Dieser Graben wird gewässert, denn man kann nicht sagen erfüllt, durch einen kleinen Fluß, der in den drey Stunden nordwestlich von Peking gelegenen Gebirgen entspringt, auf der Nordseite in die Stadt tritt, den Pallast umfließt, mehrere Seen bildet, und nachdem er seine verschiedenen Arme außerhalb der chinesischen Stadt vereinigt hat, bey der Stadt Tong-tcheou vier Stunden östlich von Peking in den Fluß Pay-ho sich ergießt.

Mehrere Missionarien geben die Straßen von Peking für außerordentlich breit an, auf 120 Fuß nehmlich; allein dieses ist übertrieben: diejenige, wodurch wir in die chinesische Stadt kamen, mochte 70 bis 80 Fuß breit seyn, und die der tatarischen Stadt noch ein wenig breiter. Die Querstraßen sind indessen nicht so breit, und diese haben Barrieren,

welche des Nachts verschlossen werden; eine in China sehr gewöhnliche Sitte.

Der Anblick der Straßen von Peking ist nicht schön, die Häuser sind niedrig und ungerade, einige Krambuden stehen vor andern zurück, einige sind schön, andere elend. Die Pfeiler, welche vor den Buden stehen, machen, wenn gleich schön vergoldet und lackirt, dennoch eine üble Wirkung, weil sie nicht alle gleich hoch sind, und man ihrer nicht überall findet. Die alte Porzellainstraße zu Kanton ist weit schöner, und die Pfeiler haben mehr Gleichheit *).

In dem äußern Hofe des Pallastes sind die Häuser gleich, und sehen besser aus; dieser Hof, worin wir unsere Wohnung hatten, heißt Hoang-tching. Seine Mauern haben 15 bis 18 Fuß Höhe; sie sind roth und mit einem kleinen gelben Ziegeldache bedeckt. Der Kaiser Yong-lo, welcher diesen Hof bildete, dem man fast zwey Stunden im Umkreise giebt, hatte ihn bloß für seinen Pallast bestimmt; allein seine Nachfolger haben Plätze in demselben an Privatleute gegeben, und es haben sich mehrere Kaufleute darin niedergelassen. Hier findet man auch den See Van-yeou-tien und die Insel, wo die Pagode Pe-ta ist. Die französischen Missionarien wohnen in diesem Quartier.

Auf dem äußern Hofe gelangt man am Fuß des Kong-tching oder innern Hofs des Pallastes; er wird durch einen 25 bis 30 Fuß hohen Wall gebildet; ein Graben mit Wasser umgiebt die Mauern. Der Thore sind vier, jedes aus drey Oeffnungen bestehend, mit sehr schönen Pavillons. Die

*) Eine Inschrift auf den Pfeilern meldet, was hier verkauft wird, und versichert, der Käufer solle nicht betrogen werden.

Dicke der Mauern unter denselben ist sehr beträchtlich, und mag wohl 45 Fuß betragen.

Der Kong-tching hat 1700 Toisen im Umfang; dieser Platz umschließt den Pallast. Ich muß gestehen, daß der Anblick desselben Eindruck macht; die Größe und der Umfang der Gebäude imponirt, und ihre Symmetrie ist gefällig. Die Menge von Holzwerk, welches man an den Dächern bemerkt, die gewundenen Aufkrümmungen ihrer Enden, die Vergoldungen, Malereyen machen eine sehr schöne Wirkung; die mit schönem Gelb lackirten Ziegel endlich, und die vergoldeten Kugeln auf den Spitzen der Pavillons, haben etwas sehr angenehmes.

Der Fremde, der sich von den äußersten Enden der Welt plötzlich in die weiten Höfe des Pallastes von Peking versetzt sieht, kann sich, wenn er seine Blicke auf die Menge von Gallerien, Säulengängen und ungeheuern Sälen, welche in regelmäßiger Ordnung angebracht sind, wirft, und wenn er durch diese dicken Mauern geht, diese Thore betrachtet, welche stets verschlossen, sich nur für den Kaiser öffnen, einer gewissen Bewunderung nicht erwehren, zumal wenn er bedenkt, daß Alles, was er hier vor Augen hat, Allem, was er bis jetzt gesehen und bewundert hatte, so ganz ungleich ist.

Allein so gefällig und einnehmend das Aeußere des kaiserlichen Pallastes ist, so verschwindet doch dieser Zauber gänzlich beym Anblick des Innern, denn dieses ist äußerst einfach und von allen Zierrathen entblößt. Die Wände sind mit weißem, selten mit blumichtem Papiere überzogen, und die ganze Architektur des Pallastes trägt den Stempel des Nationalcharakters, alles von außen, nichts von innen.

Der Hof unmittelbar vor dem kaiserlichen Saale ist schön; es fließt ein Bach durch, über den fünf kleine Brücken von weißem Marmor führen.

Der Hof, worin die Holländer ihre letzte Aufwartung machten, ist groß, und sein Eingang prächtig. Dieser Eingang heißt Ou-men, und besteht aus drey Thoren, worauf ein schöner Pavillon zwischen zwey Gallerien sich befindet. Neben dem Thore Ou-men giebt es Magazine, über denen herrliche Pavillons sind, deren Dächer oben große goldene Kugeln tragen.

In diesem Hofe empfangen die Prinzen vom Geblüt aller drey Monate die Befehle des Kaisers, und die zinsbaren Fürsten machen dem Souverain entweder in Person, oder durch ihre Gesandten die gebräuchlichen Ehrenbezeigungen. Diese bestehen in Kniebeugungen.

Der Kaiser wohnt im nördlichen Theile des Pallastes, zugleich mit der Kaiserin, welche Hoang-heou heißt. Die zweyte Königin bewohnt die Ostseite, und heißt daher Tong-tsong (östliche Tsong). Die dritte die westliche, weshalb sie Sy-tsong (westliche Tsong) genannt wird.

Die Beyschläferinnen des Kaisers heißen Kong-nuu, und die Favoritinnen desselben, Fey.

Außer den Wohnungen des Pallastes findet man in dem Raume zwischen denselben und dem Kong-tching genannten Hofe ansehnliche und minder ansehnliche Gebäude. Es giebt sogar recht elende darunter. Die Minister wohnen gleichfalls in diesem Hofe, allein nur so lange sie am Hofe sind.

Nächst dem Pallaste fesselt die schöne Einrichtung der Tempel die Aufmerksamkeit. Sie verschönern die Hauptstadt gar sehr. Indessen bietet Peking überall den sonderbarsten Contrast von Pracht und Elend, von Glanz und Armseligkeit dar.

Auch die Bevölkerung entspricht lange nicht der Erwartung, indem sie manche Schriftsteller auf 20, 15, 10, 8, oder 4 Millionen angegeben haben. „Das ist eine große Uebertreibung, sagt der Pater Gaubil; denn außer dem großen Umfang des Sien-nong-tan und des Ty-tan ist die Hälfte der chinesischen Stadt ganz öde, oder enthält Felder, Gärten und Begräbnisse. Der kaiserliche Pallast, die Gärten, die Seen, die Häuser der Großen und die Pagoden nehmen mehr als die Hälfte der tatarischen Stadt ein; es giebt in Peking nicht so viel Wohnungen, als in Paris."

„Bedenkt man, sagt der Pater le Comte, daß die chinesischen Häuser gewöhnlich nur eine Etage enthalten, so wird man sehen, daß Peking nicht mehr Wohnungen hat, als Paris, ja weniger, denn die Straßen sind ungleich breiter, der unermeßliche Pallast des Kaisers ist wenig bewohnt; es giebt viel Magazine und sehr große Räume, angefüllt mit Hütten oder kleinen Häusern, bestimmt für die Chinesen, welche sich in der Hauptstadt als Doktoren aufnehmen lassen wollen, daher kann man die Bevölkerung von Peking nur auf zwey Millionen setzen." Bey dieser Zahl ist auch Staunton geblieben.

Auch ich habe in Peking eine große Menge ganz leerer und öder Plätze gefunden. Bey unserm Einzuge in Peking war freylich die Menschenmenge sehr ansehnlich; allein es

war der Moment, wo die Thore geöffnet werden. Ein Menge von Landleuten brachten Lebensmittel in die Stadt. So wie wir in eine andere Straße kamen, verlor sich die Masse gar sehr. In der tatarischen Stadt waren gleichfalls nicht viel Menschen, nicht einmal in dem Quartiere des Kaisers. Man darf die Bevölkerung Pekings nicht nach den Menschenhaufen beurtheilen, welche nur bey manchen Veranlassungen sich zeigen.

Ueberdies ist es auch in China Sitte, daß verschiedene Handwerker nicht zu Hause, sondern bey ihren Kundleuten arbeiten, daher gehen sie auf den Straßen immerfort hin und her. Personen von Stande können nicht wohl zu Fuße auf den Straßen gehen, sie reiten daher oder fahren, und haben einen oder zwey Bedienten bey sich. Die Mandarinen haben deren noch mehrere, und ganz große Herren erscheinen nicht anders öffentlich, als in Begleitung von etlichen dreyßig Menschen zu Pferde und zu Fuße.

Auch von Kanton hat man behauptet, daß es eine außerordentliche Bevölkerung habe; allein man hat es dann nur nach der Zeit beurtheilt, wo die Schiffe ankommen. Nach dem Abgange derselben ist es ganz anders.

Die Häuser und Krambuden der Chinesen werden immer längs den besuchtesten Straßen erbaut. Da nun die Straßen in ihren Städten gewöhnlich nach dem Winkelmaaße angelegt sind, so bleiben in der Mitte große, entweder leere oder mit schlechten Häusern besetzte Plätze; dieses ist in Peking der Fall.

Die Wohnungen gemeiner Leute in China erfordern zwar keinen großen Raum, allein die von wohlhabenden

Kaufleuten sind ansehnlich. Oft schlafen sie nicht in den Häusern, wo ihre Kramöuden sind; sie gehen des Abends in ein anderes Quartier, wo sich ihre Weiber und Kinder befinden; sind diese Kaufleute reich, so haben sie bisweilen noch ein besonderes Logis für jede ihrer Beyschläferinnen.

Ich bin nicht lange genug in Peking gewesen, um die Bevölkerung dieser Stadt mit Bestimmtheit angeben zu können, ich will daher keinen Schriftsteller deshalb widerlegen; allein angenommen auch, daß diese Stadt, wie ich glaube, bevölkerter ist, als die größte Stadt in Europa, so glaube ich doch nicht, daß sich die Zahl ihrer Einwohner über eine Million beläuft, und schon diese Anzahl wird ansehnlich genug erscheinen, vorzüglich wenn man die Verproviantirung derselben bedenkt.

Bevölkerung.

Es ist sehr viel über die Bevölkerung von China geschrieben worden, vorzüglich haben uns die Missionarien interessante Ideen über diesen Gegenstand mitgetheilt; allein die meisten haben, durch den unermeßlichen Umfang dieses Reichs verführt, und die Zahl der Einwohner nach dem berechnend, was sie in manchen Kantons gesehen haben, Folgen daraus gezogen, welche viel zu groß sind. Andere Reisende, durch die Nachrichten der Chinesen getäuscht, haben blindlings dasjenige angenommen, was diese angaben; allein kein Volk in der Welt ist so zu Uebertreibungen geneigt, als gerade die Chinesen, vorzüglich in dem, was ihre Nation betrifft.

Indem ich mich an die mir mitgetheilten Listen und

Angaben halte, werde ich untersuchen, ob der Boden der Provinzen zur Ernährung der Einwohner hinreicht, ob China im Fall einer Hungersnoth auf fremde Hülfe rechnen kann, und ob die Menschenzahl mit dem Umfange jeder Provinz im Verhältniß steht; daraus werde ich dann zu beweisen suchen, daß seine Bevölkerung nicht bedeutender ist, als die anderer Länder auf gleichem Flächenraume.

Mangel an Lebensmitteln ist eigentlich das größte Hinderniß für die zunehmende Bevölkerung; soll die letztere wachsen, müssen sich auch die erstern vermehren. Allein die Menschen vermehren sich schneller, als sich der Boden verbessert, daher jener Mangel, und durch diesen Elend, Armuth, Krankheiten und Sterblichkeit; kein Volk aber ist diesen widrigen Zufällen mehr ausgesetzt, als eben die Chinesen.

Das tragbare Land, sagt der Pater du Halde, ist im Ganzen sehr fruchtbar, und giebt an manchen Orten jährlich eine doppelte Erndte; allein da dieses in mehrern Provinzen nicht in hinreichender Masse vorhanden ist, so reicht die Erndte im ganzen Reiche kaum zur Ernährung seiner Einwohner hin.

Die Missionarien haben im Innern der Provinzen viele ganz öde Landstriche und unbebaute Gebirge gefunden, und der Pater Bourgeois erstaunte nicht wenig darüber, da er geglaubt hatte, die Gebirge wären terrassenweise von unten bis oben angebaut.

Anlangend nun die Verproviantirung China's durch seine Nachbarn, so sagen die Lettres édifiantes geradezu, daß China vom Auslande zur Zeit einer Theurung durchaus keine Unterstützung hoffen könne; denn es ist entweder bloß

mit unwegsamen Gebirgen, oder mit nomadischen, unter Zelten lebenden Völkern umgeben, welche nur mit Viehzucht beschäftigt, keinen Ackerbau treiben. Daher muß sich China einzig und allein auf seine eigenen Hülfsquellen verlassen. Die Regierung selbst ist davon dergestalt überzeugt, daß sie große Kornmagazine hat erbauen lassen. Man findet dergleichen in Peking und zu Tong-tcheou für die Bedürfnisse der Hauptstadt. Es giebt ihrer auch in jeder Provinz, allein diese Magazine werden schlecht verwaltet. Unter dem Vorwande, den daselbst aufbewahrten Reis vor dem Verderben zu bewahren, erhalten die Vorsteher derselben fast immer die Erlaubniß, ihn zu verkaufen, jedoch mit dem Beding, ihn nach der Erndte durch neuen zu ersetzen. Allein oft geräth er schlecht und dann bleiben die Magazine leer. Sie würden indessen für die Bedürfnisse der Einwohner auch dann nicht hinreichen, wenn sie gut verwaltet würden, denn sie enthalten nur den zehnten Theil der Erndte, und man nimmt von diesem Zehntheil noch die Bezahlung der Mandarinen und der Soldaten voraus weg. Die Unterstützung, welche sich die Provinzen gegenseitig zu leisten vermögen, ist gleichfalls unbedeutend, denn die Chinesen erbauen immer nur so viel, als sie zu ihrer Consumtion höchst nöthig bedürfen.

Das starke Branntweinbrennen vermindert nicht weniger außerordentlich den Getreidevorrath.

Aus allen diesen Ursachen entstehet bisweilen furchtbare Hungersnoth; die Väter verkaufen dann ihre Kinder, oder setzen sie aus, viele tausend Menschen kommen um und fressen einander selbst auf, wie dies im Jahr 1786 wirklich in Chan-tong geschehen ist. Zu diesen Geißeln des Landes muß

man noch die Metzeleyen rechnen, welche gewöhnlich auf die Empörungen folgen. Als im Jahr 1783 und 1784 alle Mahomedaner, hunderttausend an der Zahl, sich empört hatten, so ließ sie der Kaiser alle umbringen, ausgenommen nur die Kinder unter funfzehn Jahren. Bedenkt man noch, daß die chinesischen Truppen die Ordnung in den Provinzen nicht immer ohne Verlust herzustellen vermögen, wie im Jahr 1768, wo der Kaiser in einem Aufstande des Yunnan 40,000 Mann, und noch mehr vielleicht in den letzten Unruhen auf der Insel Formosa verlor, so wird man sich eine Vorstellung von der Menschenmenge machen können, die bey gewissen Veranlassungen umkommt. Durch solche allerdings gewaltsame und grausame Mittel wird bey einem Volke, welches keine Kolonien bildet, das Gleichgewicht in der Bevölkerung erhalten und der Mangel an Lebensmitteln minder fühlbar gemacht.

Die Angaben der Bevölkerung von China durch die Missionarien auf 150,265,475 im Jahr 1743, durch den Pater Allerstain auf 198,214,552 im Jahr 1761, und durch die Engländer auf 333 Millionen im Jahr 1794, sind offenbar übertrieben.

Die Missionarien haben sich bey dieser Berechnung der Zahl 5 zur Multiplikation der Familien bedient, welche Zahl aber zu groß ist.

Eine Zählung im Jahr 1122, unter Hoey-tsong aus der Dynastie der Song, giebt 28,882,258 Familien, welche 46,734,784 Individuen in sich begreifen, wodurch nur zwey Personen auf die Familie kommen. Eine andere Zählung vom Jahr 1290, unter Chy-tsou aus der Dynastie der Yuen,

giebt 13,196,206 Familien, und 58,834,711 Individuen an. Hier kommen ein wenig mehr als vier Personen auf die Familie.

Ich habe lange in China gelebt, und nicht bemerkt, daß die Familien hier mehr Kinder hätten, als in Europa. Werden die Frauen in Asien früher mannbar, so hören sie auch früher auf, Mütter zu werden. Ueberdies kann man nicht annehmen, daß die Ehen in China fruchtbarer seyn, als in Europa, denn die Polygamie ist nie der Bevölkerung günstig gewesen.

Die Listen, welche die Mandarinen eingeben, sind fast nie richtig; sie stellen das Zunehmen der Bevölkerung bloß deshalb immer so ungeheuer dar, um dem Kaiser zu gefallen und zu beweisen, wie unter ihrer Verwaltung die Provinzen blühend sind.

Nienhoff zählt im Jahre 1650 nach der Eroberung China's durch die Tataren 105,871,434 Individuen. Unter Kang-hy belief sich die Zahl der Personen auf 115,052,724. Nimmt man von sieben Zählungen das Mittel an, so findet man eine Bevölkerung von 112,467,993, und nimmt man die von Abgaben freyen Personen dazu, welche der Pater Amiot auf 7,078,500 angiebt, so erhält man eine mittlere Bevölkerung von 129,546,493 Individuen.

Giebt man nach einigen Schriftstellern dem chinesischen Reiche eine Bevölkerung von 140 bis 150 Millionen, so wird dieses Reich verhältnißmäßig ein wenig mehr bevölkert seyn als Frankreich, und jedes Individuum wird hier auf vier Ackern Landes (arpens) leben.

Städte und Dörfer liegen im ganzen chinesischen Reiche weit auseinander, und finden sich lange nicht so häufig, als man erwarten muß, wenn man die ungeheuern Zahlen annimmt, womit manche Autoren die Menschenmenge hier bezeichnen. Diese Städte und Dörfer gewähren meistens einen traurigen Anblick. Peking scheint mitten darunter, umgeben von weitläuftigen Mauern, geziert mit herrlichen Pavillons und prächtigen Pallästen, alle Länder umher so zu sagen ausgesogen zu haben, um allein so glänzend emporzusteigen.

Einkünfte.

Die Chinesen sind äußerst nachlässig bey Verfertigung der Einkünftelisten; diese sind also ganz und gar nicht genau und zuverlässig. Ueberzeugt von ihrem Reichthum und ihrer Macht, sind sie sehr geneigt, beydes noch zu übertreiben. Ein Fremder erhält daher so viel verschiedene Nachrichten, als er Personen befragt.

Der Pater Trigault sagt: im Jahre 1587, unter Chin-tsong, hätten die jährlichen Einkünfte die Summe von 150 Millionen überstiegen.

Nienhoff setzt sie im Jahre 1655 auf 832 Millionen.

Der Pater Magalhens behauptet, daß, den gehaltenen Büchern zufolge, im Jahre 1688 in den kaiserlichen Schatz 20,423,962 Silberthaler gekommen sind. Nimmt man nun den Werth eines Thalers zu vier Franken an, so würden jene 20 Millionen 81,695,848 Livres betragen, und nimmt man noch 200 Millionen für die Abgaben von

Reis, Salz, Seide u. s. w. hinzu, so würden die Einkünfte 281,695,848 Livres betragen.

Der Pater le Comte, der fast um die nehmliche Zeit schrieb, sagt, die Einkünfte an Geld beliefen sich auf 22 Millionen Thaler zu vier Franken das Stück.

Die Engländer, welche im J. 1794 in China waren, setzen nach chinesischen Angaben die Einkünfte auf 1485 Millionen. Allein offenbar sind sie hier durch die den Chinesen so gewöhnlichen Uebertreibungen getäuscht worden.

Indessen muß man bemerken, daß das Verhältniß der Einkünfte zur Zeit, von der die Missionarien sprechen, gegenwärtig nicht mehr dasselbe ist, indem die Erhebungsart unter dem Kaiser Yong-tching eine Aenderung erlitten hat; er ließ nehmlich anstatt der Kopfsteuer eine Vermögenssteuer einführen. Demungeachtet kann man nicht annehmen, daß die Regierung dadurch plötzlich die Einkünfte des Reichs erhöht habe, und zwar von 288 Millionen bis auf 1485 Millionen. Diese letztere Angabe ist wirklich übertrieben, und dies wird durch Barrows Angabe bestätigt, welcher sagt:

„Ob sich gleich der jetzige Kaiser Kia-king der unermeßlichen Schätze des ersten Ministers seines Vaters bemächtigt und noch andere Summen erhoben hat, so mußte er doch 3,750,000 Livres von den Salzhändlern zu Kanton annehmen, und in diese Stadt Perlen, Achate und andere kostbare Sachen zum Verkauf schicken, um die zur Unterjochung der Rebellen einer westlichen Provinz nothwendigen Kosten zu bestreiten.“

Folgende Berechnung möchte der Wahrheit wohl ein wenig näher kommen:

Ein Edikt des Kaisers vom Jahr 1777 zeigt, daß die vom ganzen Reiche erhobenen Abgaben an Gelde sich auf 206,955,000 Livres belaufen; allein da es in China gewöhnlich ist, die Abgaben halb in Gelde, halb in Natura zu bezahlen, so wird die Summe von 206,955,000 Livres eigentlich nur die Hälfte aller Abgaben seyn, deren ganze Summe sich auf 413,910,000 Livres belaufen wird.

Die Abgabe besteht in dem Zehenten von der Taxe der Ländereyen; allein man muß annehmen, daß diese Taxe nur äußerst mäßig seyn kann, weil man davon alle Kosten abziehen muß, die der Anbau im Ganzen erfordert. Wenn man berechnete, bis auf welche Summe sich der Zehente von den rohen Produkten auf beynahe 600 Millionen Ackern tragbaren Landes belaufen kann, so würde man finden, daß diese Summe weit beträchtlicher wäre, als die im Edikte von 1777 angegebene; allein jene Schätzung ist nur nach der Nettoproduktion bestimmt worden; daher beschränken sich die Einkünfte nur auf eine mittlere Summe, welche, wie ich schon bemerkt habe, 413,910,000 Livres beträgt.

Alle, welche von den Einkünften China's gehandelt haben, behaupten ausdrücklich, man erhebe noch ein zweytes Zehntheil von der Reiserndte in der Provinz Quang-tong; allein ob sie gleich der Provinz Quang-sy nicht gedacht haben, wo man zwey Mal erndtet, so kann man doch wohl diese Provinz verstehen. Dieses Zehntheil mag dann ungefähr 16,132,000 Piks betragen, welche zum Theil nach Peking kommen.

Rekapitulation.

Die Hälfte der in Geld erhobenen Abgaben nach den Edikte von 1777 . .	206,955,000 Fr.
Die andere in Natura erhobene Hälfte	206,955,000 —
Das zweyte Zehntheil in Natura in Süden erhoben, an 16,132,000 Piks, den Pik auf 10 Franken berechnet . .	161,320,000 —
Von dem Zöllen des Salzes, der Kohlen u. s. w.	48,047,670 —
Von den Abgaben des Handels der Fremden zu Kanton	6,000,000 —
	629,277,670 Fr.

Man muß zu dieser Summe noch das hinzufügen, was von der Seide und andern Stoffen bezahlt wird, so wie auch was von dem Lack, dem Muscus, dem Porzellan und andern Dingen abgegeben werden muß, wovon sich die ganze Summe auf mehr als 50 Millionen belaufen muß. Man kann annehmen . . . . 50,722,330 Fr.

Dann wird die Hauptsumme betragen 680,000,000 Fr.

Ich habe oben gesagt, daß man ehedem eine Kopfsteuer bezahlte, welche unter Yong-tching in eine Vermögenssteuer verwandelt wurde; allein jene Kopfsteuer existirt zum Theil noch; ich habe sie selbst von Kaufleuten, Künstlern und Domesti-

ken erheben sehen. Ein Beweis, daß diese Kopfsteuer noch existirt, ist der, daß es unter den städtischen Mandarinen einen giebt, der als Budeneinnehmer angestellt ist. Ob man gleich in den Schriften über China nicht selten findet, daß die Abgaben hier allein auf dem Ackerbau lasteten, so ist es doch unglaublich, daß Künstler und Kaufleute nichts zahlen sollten; es würden ja dann eine Menge Menschen den Stand des Landbauers verlassen. Rechnet man die Abgaben der Kaufleute auf 30 Millionen, und schlägt sie zu den Staatseinkünften, so werden sich diese belaufen auf . . . 710,000,000 Fr.

Von dieser Summe wird für den Kaiser nichts voraus weggenommen, außer was er an Reis, an andern Lebensmitteln, an Seide und dergleichen Dingen braucht. Das übrige kommt in die Schätze der Provinzen, und dient zur Bezahlung der Mandarinen, der Truppen und zu Bestreitung der Staatsausgaben.

Der Kaiser besitzt viele Ländereyen längs dem Theile der großen Mauer, der Peking am nächsten liegt; sie gehören ihm und seiner Familie eigenthümlich zu, und werden verpachtet. Der Pacht wird in Naturalien und in Gelde bezahlt. Außerdem unterhält der Kaiser jenseits der großen Mauer noch große Heerden und Gestüte, deren Ertrag in den Schatz des Pallastes fließt. Der Kaiser bedient sich desselben zu seinem Unterhalte, denn dieser Fürst lebt bloß von dem Ertrag seiner Domainen, und läßt großentheils die

Summen von den Staatseinkünften in dem öffentlichen Schatze.

Es ist schwer, den Ertrag der kaiserl. Domainen zu bestimmen; er muß sehr groß seyn, weil er zu seinem persönlichen Unterhalte hinreicht. Rechnet man dazu noch den Ertrag von Ginseng, die Confiscationen und Einziehungen des Vermögens, die reichen Geschenke, welche der Kaiser von den Mandarinen erhält, so kann man das Ganze auf ungefähr 100 Millionen schätzen, welche, zu den Staatseinkünften, wie sie oben angegeben worden, gezählt, ein Ganzes von 810 Millionen bilden.

Der Pater du Halde, und mehrere andere Schriftsteller mit ihm, behaupten, der Kaiser habe 9999 Barken, Leang-tchouen (Lebensmittelbarken) genannt, welche jährlich 40,155,490 Säcke Reis, jeden von 120 Pfund, nach Peking brächten, wodurch eine Summe von 4 Milliarden, 819 Millionen Pfund Reis zusammenkäme; um aber diese Menge zu verführen, brauchte man 48,186 Barken, weil jede derselben nur 800 Piks (98,400 Pf.) trägt, und nur Eine Reise macht.

Die Chinesen geben freylich solche Summen an, allein die Mandarinen haben uns versichert, daß sie niemals über 4 bis 5000 Barken gesehen und gezählt hätten; und es ist nicht nöthig, eine so ungeheure Menge Reis nach Peking zu führen, weil die, welche ihn verzehren sollten, gar nicht daselbst wohnen.

Der Kaiser unterhält zu Peking 5000 Mandarinen, denen er Reis, Geld und Salz liefern läßt; rechnet man

dazu noch die Tataren von 8 Panieren, welche 40,000 an der Zahl sind, die Verschnittenen und die Dienerschaft des Pallastes, so wird die ganze Summe der vom Kaiser unterhaltenen Personen 100,000 betragen, für welche jährlich, wenn man auf jede täglich 2 Pfund Reis rechnet, 73 Millionen Pfund Reis erforderlich wären, deren Transport nur 912 Barken nöthig machen würde.

Aus Allem, was ich von den Einkünften des chinesischen Reichs angeführt habe, ergiebt sich, daß dieselben zwar ansehnlich sind, allein doch lange nicht so groß, wie sie die den Engländern von den Mandarinen zugestellte Note angiebt; um sich davon zu überzeugen, darf man nur den Ertrag der Zölle betrachten. In dem Werke der Missionarien wird derselbe, Provinz für Provinz, nur auf 48 Millionen angegeben. Bringen in einem so großen Reiche, wo der innere Handel so äußerst lebhaft ist, die Zölle nicht mehr als 48 Millionen ein, so darf man daraus schließen, daß die andern Einkünfte in gleichem Verhältnisse stehen werden, und folglich unmöglich die Summe von 1485 Millionen erreichen können.

Die Zölle von Schottland und England haben im J. 1796 eine Summe von 143,592,795 Livr. gegeben, also drey Mal so viel, als der Ertrag der Zölle in ganz China. Das Verhältniß der Zolleinkünfte zu den übrigen in Großbritannien ist wie eins zu vier. Da die Chinesen aber in Erhebung der Zölle nicht so viel Erfahrung haben, wie die Engländer, so kann man bey ihnen jenes Verhältniß auch nicht annehmen; da aber das Verhältniß der chinesischen Zölle zu den Staatseinkünften, angenommen, daß diese

1485 Millionen betragen, nur wie eins zu dreyßig ist, so ist dieses Verhältniß zu ungleich, um nicht deutlich zu zeigen, daß diese vorgeblichen Revenüen äußerst übertrieben und unwahrscheinlich sind.

Ausgaben.

Der zehnte Theil der Abgaben von den Ländereyen ist zu Bezahlung aller Beamten hinreichend; hierin stimme ich mit den Engländern überein.

Zu Bezahlung der obern Mandarinen vom Civil- und Militairstande und für die der niedern muß man eine Summe annehmen von	57,523,000 Fr.
Für 600,000 Mann Fußvolk zu 3 Taëls monatlich, halb in Gelde, halb in Lebensmitteln	162,000,000 —
Für 242,000 Mann Reiterey zu 4 Taëls monatlich, halb in Gelde, halb in Lebensmitteln	87,120,000 —
Für die Remonte der Pferde, als Equivalent gerechnet vom Zehntheile des Werthes von 240,000 Pferden, jedes zu 20 Taëls, welches 4,844,000 Taëls, oder 36,300,000 Franken betrüge . . .	3,630,000 —
Die Uniformen für 842,000 Soldaten, jede zu 4 Taëls	25,260,000 —
Die Waffen u. s. w. für 842,000 Soldaten, jede zu 1 Taël	6,315,000 —
Die Marine, die Fahrzeuge . . .	100,000,000 —

Die Kanäle	30,000,000 Fr.
Die Festungen, die Artillerie . .	28,175,000 —
Summe aller Ausgaben:	500,000,000 Fr.

Ich habe im Vorhergehenden gesagt, daß

man die Einkünfte berechnen kann auf	710,000,000 Fr.
Die Ausgaben betragen	500,000,000 —
Ueberschuß:	210,000,000 Fr.

Dieser Ueberschuß fließt in den Staatsschatz, doch dasjenige ausgenommen, was der Kaiser für sich behält, und welches sich nicht so leicht mit Zahlen angeben läßt; allein man kann annehmen, daß er dabey ganz seiner Willkühr folgt. Nimmt man daher Alles zusammen, so müssen die eigentlichen Einkünfte des Kaisers immer äußerst bedeutend seyn.

Wenn ich behaupte, daß von den 210 Millionen Ueberschuß nur ein Theil in den Schatz des Pallastes fließt, so stimme ich mit den meisten wohlunterrichteten Schriftstellern über diese Materie überein. Sie sagen mit Recht, man behalte in jeder Stadt einen ihren Bedürfnissen angemessenen Fond, und nur der Ueberschuß werde nach Peking geschickt.

Es ist schwer, wo nicht unmöglich, bestimmte Angaben von den Einkünften des chinesischen Reichs zu erhalten; denn außer den, den Chinesen eigenen Uebertreibungen wagt auch niemand, etwas zu schreiben, was den Mandarinen mißfallen könnte, deren persönliche Sicherheit von dem wirklichen oder vermeintlichen Glücke der Provinzen abhängt.

Polizey der Städte.

Die Thore der chinesischen Städte werden mit Sonnenaufgang geöffnet und mit Einbruch der Nacht geschlossen; den Tag über stehen immer Schildwachen daselbst, um auf alle Aus- und Eingehenden Acht zu geben. Die Städte werden in Quartiere getheilt, wovon jedes unter der Aufsicht einer Person steht, welche die Ordnung erhalten und den Mandarin von ungewöhnlichen Vorfällen benachrichtigen muß. Trotz dieser Wachsamkeit, trotz der Pünktlichkeit, womit des Nachts die Querstraßen durch Barrieren geschlossen werden, und obgleich in den Polizeyverordnungen allen Bürgern befohlen wird, einander im Fall eines Unglücks zu unterstützen, finden die Diebe doch Mittel, ihre Geschicklichkeit zu üben, vorzüglich wenn irgendwo Feuer auskommt. In diesem Falle werden die Barrieren geöffnet, die Chinesen strömen von allen Seiten herbey, theils um zuzusehen, theils um zu helfen; die meisten aber, um diejenigen, welche etwas retten wollen, zu bestehlen. Zwar bewaffnen sich diese Unglücklichen auf ihrer Flucht mit Säbeln und Degen, allein ihr ängstliches Wesen macht den Dieben Muth, daß sie sie anfallen und ihnen ihre letzte Habe entreißen. Sobald in Kanton eine Feuersbrunst ausbricht, so eilen sogleich die Mandarinen und Soldaten an Ort und Stelle, allein sie thun nichts, um das Feuer zu löschen; das brennt so lange fort, bis es entweder nichts mehr findet, oder bis Europäer zum Löschen herbey kommen. Ich habe bey einer solchen Gelegenheit allein einen großen Theil der Vorstädte dieser Stadt durchstrichen, ohne von jemandem gehindert zu werden, denn

die Chinesen sehen dann die Fremden gern, und lassen sie überall hingehen. Entsteht aber in der Stadt selbst Feuer, dann siegt doch das Mißtrauen der Mandarinen über die Gefahr; sie rufen keine Hülfe herbey, und die Feuersbrunst hört nur mit der gänzlichen Zerstörung der Gebäude auf.

Eine chinesische Polizeyverordnung verbietet jedermann, des Abends ohne Licht auszugehen; diese dem Anschein nach sehr weise Verordnung giebt dennoch zu sehr unangenehmen Vorfällen Veranlassung. Nicht immer bedienen sich die Chinesen der Laternen, sie nehmen oft Fackeln von harzigem, leicht brennendem Holze, und diese tragen sie mit unglaublicher Nachlässigkeit. Ich habe in Kanton die Straßen mehrmals voll glühender Schnuppen gesehen. Glücklicherweise geht man des Abends nicht viel aus, und kommt zeitig zu Hause, zumal da die Querstraßen durch die hölzernen Gitter verschlossen werden.

Die Soldaten bezeichnen die Nachtwachen dadurch, daß sie auf eine Glocke oder eine Trommel schlagen. Jeder, der etwas besitzt, was die Diebe anlocken könnte, läßt seine Bedienten Wache halten; diese schlagen auf kleine Stöcke, um zu zeigen, daß sie noch wachen, und verscheuchen dadurch die Räuber. Diese Wachsamkeit dauert bis zu Tages Anbruch, wo die Straßen sich mit Menschen füllen, und die Diebe weniger zu fürchten sind.

Die Polizey wird in China gut verwaltet, denn es muß funfzehn oder zwanzig Personen leicht werden, einen fest zu halten; demungeachtet habe ich gesehen, daß, trotz des ausdrücklichen Befehls der Regierung, sich die Soldaten

eines einzigen Menschen, den sie suchten, nicht bemächtigen konnten. Die Missionarien haben es übertrieben, wenn sie bey Gelegenheit der allgemeinen Polizey behaupten, daß die Signale im ganzen Reiche mit eben der Schnelligkeit verbreitet würden, wie in einem Lager, und daß der Verbrecher im Augenblick verfolgt und verhaftet würde. Dieses Anführen ist schon deshalb nicht wahrscheinlich, weil die Wachhäuser nicht in gleicher Entfernung von einander stehen, und ihre Lage sie oft hindert, die Signale zu sehen und zu unterscheiden. Der gegen die Diebe genommenen Maßregeln ungeachtet finden sich diese doch in großer Anzahl, und die Polizeysoldaten können ihrer nicht immer habhaft werden. Diese Soldaten haben bloß Peitschen, denn Waffen dürfen nur wirkliche Kriegsleute tragen; daher sieht man auf den Straßen nicht viel blutige Auftritte, und wenn der Pöbel zum Handgemenge kommt, hütet er sich doch sehr vor dem Blutvergießen.

Die Engländer haben in ihrer Beschreibung angeführt, die Streitigkeiten der Chinesen endigten sich immer mit Zerreißung der Kleider, oder dem Verluste des Penzé *); allein dieses ist ein Irrthum, denn in China ist es der größte Schimpf, den man jemandem anthun kann, wenn man ihm seinen Penzé abschneidet, und in einem solchen Falle könnte der Beleidigte sich thätlich rächen.

Wenn sich die Chinesen schlagen, ziehen sie erst ihre Kleider aus, und schlagen den Penzé um den Kopf; allein

*) Eine Art von Schwanz, aus dem Haupthaar gebildet, welches die Chinesen nur auf dem Hinterhaupte wachsen lassen.

sie schreiten zu diesem Aeußersten nicht eher, als nachdem sie sich viel Beleidigendes gesagt haben. Im Ganzen ist der Pöbel mehr geneigt zum Schimpfen als zum Schlagen; auf meinen ganzen Reisen habe ich niemals eine Prügeley gesehen.

Die Straßen der Hauptstadt Peking sind viel breiter, als die der Provinzialstädte; allein wenn sie auch diesen Vorzug haben, so haben sie dafür den Fehler, nicht gepflastert zu seyn, und deshalb immer viel Staub und Koth zu haben. An manchen Orten findet man eine große Menschenmenge auf denselben. Die Frauen gehen hier freyer umher, als anderwärts, und wir haben viele gesehen; allein man darf nicht etwa mit den Missionarien glauben, daß die, welche zu Pferde oder im Wagen sind, den zu Fuß Gehenden sorgfältig ausweichen. Wir haben auf den Straßen zu Peking das Gegentheil bemerkt. Als wir vom Kaiser zurückkehrten, stießen die uns begleitenden Soldaten auf ein rohe Art Alle ohne Unterschied, welche uns im Wege standen. Wer uns auswich, that es nicht aus Höflichkeit, sondern um seiner eigenen Sicherheit willen. Ueberhaupt ist der scheinbare Bewegungsgrund bey vielen Dingen ein ganz anderer, als der wirkliche. Die öffentlichen Dirnen, behaupten manche Schriftsteller, bewohnen bloß aus Decenz das Innere der Städte nicht. Gewiß ist es, daß diese Frauen in den Vorstädten oder an den Flüssen wohnen, allein nicht aus Anstand. Die von den öffentlichen Mädchen, sowohl zu Kanton als an andern Orten, bewohnten Schiffe liegen eins beym andern am Ufer. Jedermann sieht sie, so wie die Männer, welche

sie besuchen. Reiche Leute machen Lustfahrten auf dem Flusse in eigends dazu eingerichteten Barken, und nehmen dazu so viel Mädchen, als sie wollen; dies ist eine bekannte Sache, welche man täglich mit ansehen kann.

Justiz.

Die Chinesen haben ein auf Verbrechen und Strafen sich beziehendes Gesetzbuch. In Ansehung der bürgerlichen Streitigkeiten und alles dessen, was das Eigenthum betrifft, haben sie Verordnungen, welche verschiedene Kaiser gegeben haben. Die regierende Familie, welche die chinesische Dynastie vom Thron gestoßen hat, hat alle Edikte von Chun-chy und Kang-hy zusammenfassen und eine Sammlung davon machen lassen, welche Ta-tsing-hoei-tien heißt, und Vorschriften für jedes der hohen Gerichte zu Peking enthält. Die Tataren haben überdies noch ein besonderes Gesetzbuch für die Verbrecher verfertigt. Dieses Buch, Ta-tsing-lu-ly genannt, spricht von fünf gegenwärtig in China gewöhnlichen Verbrechen; es führt die Vergehungen und Verbrechen auf, und bestimmt die Art und Weise, wie sich Leute in Aemtern benehmen sollen. Die Dekrete des Kaisers und seiner Vorgänger bilden, so vereinigt, eine Art von Gesetzbuch, welches den Mandarinen zur Norm dient, und nach welchen sie ihre Urtheile sprechen.

Die Justiz wird unentgeldlich verwaltet; die Mandarinen werden von der Regierung bezahlt; sie dürfen die Partheyen nicht in Geheim sprechen und keine Geschenke von ihnen annehmen; sie müssen nüchtern seyn, oder wenigstens

keinen Wein getrunken haben, wenn sie ihre Sitzungen hal-ten. Die Geschäfte werden öffentlich verhandelt, jeder führt seine Sache mündlich, oder setzt sie schriftlich auseinander. Das Amt eines Advokaten ist in diesem Lande unbekannt; ja es ist nicht einmal ein erlaubtes Geschäft, und ein dritter, der sich in eine Rechtssache mischen wollte, um ihr eine gün-stigere, der Wahrheit nicht gemäße Wendung zu geben, würde sich, wenn es eine Civilsache wäre, die Bastonnade und bey einer Criminalsache eine noch härtere und der des Verbrechers gleiche Strafe zuziehen; denn Gewaltthätigkeit und Mord werden bey den Chinesen mit der größten Strenge geahndet.

Prozesse wegen Polizeysachen werden schnell abgethan, vorzüglich wenn der Mandarin selbst Zeuge des Verbrechens gewesen ist; er läßt ihn sogleich durch die mit ihm gehenden Gerichtsknechte bestrafen. Der Verbrecher wird auf die Erde gelegt und erhält eine gewisse Anzahl Schläge, welche der Mandarin bestimmt.

Hat jemand eine Gewaltthätigkeit oder Ungerechtigkeit erlitten, so beschwert er sich darüber bey dem Mandarin sei-nes Wohnortes, und in einer Stadt bey dem Gouverneur. Man muß bemerken, daß, wenn die Städte groß sind, sie in zwey Städte vom dritten Range getheilt werden, von denen jede ihren Tchy-hien oder Gouverneur hat, deren Gerichtsbarkeit dem Tchy-fou oder Gouverneur der Städte vom ersten Range untergeordnet ist. Die Appellationen von den Aussprüchen der Tchy-fou kommen vor die Tao-ye oder Distriktsgouverneure, und von da, nach Beschaffenheit der Umstände, unter die Augen des Pou-tchin-sse, oder des Ngan-cha-sse; sie werden hierauf von dem Tsong-tou re-

vidirt, und selbst dann noch, wenn es erforderlich ist, vor einen der sechs souverainen Gerichtshöfe von Peking gebracht. Ein Urtheil kann nicht eher entschieden werden, als bis die Beweise vollständig sind. Ist es einmal von einem der großen Tribunale der Hauptstadt untersucht und vom Kaiser bestätigt worden, dann ist es unwiederruflich. In jeder Angelegenheit kann man sich unmittelbar an den Vicekönig wenden, ohne erst die Zwischeninstanzen zu beobachten, die sich alsdann nicht darein mischen dürfen, es müßte ihnen denn, welches auch gewöhnlich geschieht, die Sache zugesandt werden. Billigt der Richter das Gesuch, so setzt er einen rothen Punkt darauf, und das Urtheil wird sodann vollstreckt. Bey verwickelten Angelegenheiten wird schriftlich verfahren, man hört Zeugen ab, und der Richter motivirt sein Urtheil. Bey Criminalfällen hört man Zeugen ab, confrontirt sie, vernimmt sie besonders, und sucht die Wahrheit auf alle Art zu erforschen. Die ganze Verhandlung wird niedergeschrieben. Bey Civilsachen ist die Gewalt des höhern Gerichts unbeschränkt und ohne Appellation, die Sache müßte denn bedeutend genug seyn, um nach Peking gebracht zu werden, was jedoch selten ist; allein in Criminalsachen werden das Urtheil und der Prozeß nach Peking gesandt, wo die Akten mehrern einander untergeordneten Tribunalen vorgelegt werden, und diese haben das Recht, den Prozeß zu revidiren, ehe er definitiv entschieden werden kann.

Man sieht, daß durch diese Einrichtung die Gerechtigkeitspflege der Gesetzgeber die Bestechung der Richter hat verhindern wollen; allein demungeachtet thun hier, wie in vielen andern Ländern, Geschenke sehr viel, ja fast Alles.

Zur Zeit des Confucius hatten die Chinesen fünf Arten von Strafen: 1) ein auf der Stirn eingebranntes schwarzes Zeichen, 2) Abschneiden der Nasenspitze, 3) Abschneiden des Fußes oder des Knienervens, 4) Castration, 5) den Tod. Das Gesetzbuch der regierenden Dynastie erwähnt dieser Strafen nicht; die jetzt gewöhnlichen sind die Bastonnade, die Cangue (eine schwere hölzerne Tafel um den Hals), die Verweisung, das Schiffziehen und der Tod.

Die Strafe der Bastonnade ist sehr häufig; sie wird wegen des kleinsten Vergehens zuerkannt, allein es kann sie kein Mandarin und niemand, der mit einem Knopfe geziert ist, bekommen. Selten kann ein vor Gericht geladener Chinese der Bastonnade entgehen; indessen giebt es zwey Mittel sich derselben zu entziehen: das erste ist, einen andern für sich zu stellen, denn der Pater le Comte sagt, es gebe viele Leute, welche sich gern für andere prügeln ließen. Diese Aeußerung, welche man kaum glauben sollte, ist indessen wirklich wahr. In der That wissen sie Mittel anzuwenden, welche ihnen diese Bereitwilligkeit gar sehr erleichtern; sie werden nehmlich sehr gut bezahlt, und bedienen sich dann des zweyten Mittels, welches folgendes ist: wenn der zu Züchtigende auf die Erde gelegt wird und die Gerichtsknechte im Begriffe sind, loszuschlagen, so hebt jener die Finger auf, wovon jeder zehn Deniers bedeutet; die Soldaten, welche diese Zeichen recht wohl verstehen, scheinen aus allen Kräften zu schlagen, allein sie lassen das Ende des Bambusstabes die Erde berühren, und so werden die Schenkel nur leicht gestreift. Demungeachtet schreyt der Gestrafte außerordentlich, und entfernt sich endlich, ohne gerade viel gelitten zu haben. Man kann sagen, daß in China Menschen ganz eigentlich

von Prügeln leben; allein, wenn sie nicht die gedachten Mittel anzuwenden wüßten, würden sie dieses Gewerbe nicht lange treiben, denn man giebt die Bastonnade von fünf bis funfzig Hieben und drüber, und im letztern Falle überlebt selten ein Mensch diese Operation. Die Art, wie ich auf meiner Reise die Bastonnade habe geben sehen, ist fürchterlich. Die Bambusstäbe haben fünf bis sechs Fuß Länge und vier Finger Breite, und sind an den Seiten rund. Sitzt nun der Mandarin auf seinem Richterstuhle, so hat er vor sich ein Etui, angefüllt mit kleinen, sechs Zoll langen und einen Zoll breiten Stäbchen, und so viel er deren auf den Tisch wirft, so vielmal fünf Hiebe erhält der zu Bestrafende.

Die Cangue (Holztafel) ist nur für Diebe und Störer der öffentlichen Ruhe bestimmt. Sie besteht aus zwey platten Holzstücken, welche zusammenpassen und nur ein einziges Stück bilden, in der Mitte mit einem Loche, um den Kopf und Hals des Leidenden durchzulassen. Es giebt ihrer, welche auf 200 Pfund wiegen und drey Fuß im Viereck haben und sechs Zoll dick sind. Die gewöhnlichen Tafeln sind nur von 74 Pfund; der Verbrecher trägt diese Tafel auf den Schultern, so daß er seine Füße nicht sehen und die Hand nicht zum Munde führen kann. Er müßte Hungers sterben, wenn ihm seine Freunde nicht zu Hülfe kommen wollten.

Es ist ein Fehler, daß der Zeichner auf den Kupferstichen der Macartneyschen Reise den Bestraften so dargestellt hat, wie er eine Hand durch die Cangue steckt; das ist gar nicht möglich, denn ich bin Augenzeuge dieser Strafe gewesen. Die Unglücklichen saßen zusammengebogen, gelehnt auf eine Ecke der Cangue, und schienen sehr darunter zu leiden.

Andere, erfinderischer, bedienten sich einer Art von Bambusstuhl, dessen vier Füße hoch genug waren, um die Tafel tragen zu können, ohne daß sie die Schultern drückte. Jeder sucht sich überhaupt die möglichste Erleichterung einer Last zu verschaffen, welche um so drückender ist, je mehr er sie in einem fort tragen muß, denn der Richter versiegelt die Maschine, und befestigt da, wo die beyden Stücken verbunden sind, einen Streifen Papier, der das Urtheil des Strafbaren enthält. Dieser muß sich auch an den ihm bezeichneten Orten aufhalten, und bey Endigung seiner Strafzeit vor dem Mandarin erscheinen, der ihm dann die Cangue abnimmt, und ihn nach einer kleinen Bastonnade entläßt; denn in China kommt man nie ohne irgend einige Züchtigung aus einem schlimmen Handel.

Es giebt Verbrechen, welche mit ein- oder zweyjähriger Verbannung bestraft werden; bisweilen findet diese auch auf Lebenszeit Statt, vorzüglich wenn der Verbrecher in die Tatarey gesandt wird; wer dazu verurtheilt wird, trägt eine rothe Mütze. Ein Sohn, der seinen Vater und seine Mutter, wenn auch mit Recht, anklagt, wird zur Verbannung verurtheilt. Wer dem Kaiser schuldig ist und nicht bezahlen kann, wird nach Y-ly jenseits der großen Mauer verwiesen. Die Söhne, Enkel und Gatten des Verbannten können ihm an den Ort seiner Verweisung folgen.

Die Strafe des Ziehens der kaiserlichen Barken wird für zwey hundert und funfzig, und drey hundert Lieues, nach der Größe des Verbrechens zuerkannt.

Die Todesstrafe wird auf zweyerley Art vollzogen, durchs Erdrosseln und Köpfen. Die erstere wird für sanfter

gehalten und entehrt nicht, die zweyte ist nur für Mörder bestimmt. Die Chinesen haben einen großen Abscheu vor derselben, weil es bey ihnen ein Unglück ist, eines seiner Glieder beraubt zu sterben. Ein Chinese, der einen andern aus Versehen, oder bey Vertheidigung seiner selbst tödtet; ein Sohn, der seinen Vater oder seine Mutter fälschlich anklagt; ein Räuber, der mit den Waffen in der Hand ergriffen wird, wird erdrosselt. Der Verbrecher wird stehend an ein Kreuz gebunden, der Henker schlingt ihm eine Schnur um den Hals, und dreht diese hinten stark mit einem Stricke zusammen; dann läßt er sie einen Augenblick locker, dreht sie von neuem zusammen, und so ist die Strafe vollzogen.

Nach den von der regierenden Familie in dem Gesetzbuche Ta-tsing-lu-ly aufgestellten Gesetzen, wird ein Mann, der seine Frau schlägt und sie verwundet, bestraft. Tödtet er sie, so muß er auch den Tod leiden; allein die Ehemänner schlagen ihre Weiber selten, und es giebt Weiber, welche sich hängen, bloß um ihre Männer in einen bösen Handel zu verwickeln. Ein Ehemann, der seine Frau im Ehebruch überrascht und sie tödtet; ein Sohn, der im ersten Augenblick den Mörder seines Vaters oder seiner Mutter umbringt, wird von den Gesetzen nicht bestraft, wenn sie nur die Umstände beweisen. Man haut den gewaltsamen Mördern den Kopf ab und stellt ihn sodann öffentlich in einem Käfich aus, der an die Spitze eines am Wege aufgerichteten Mastes gehangen wird. Auf einer Reise von achtzehn hundert Stunden, die wir in dem Lande gemacht haben, haben wir nur einen einzigen solchen Käfich bemerkt, als wir nach Kiang-nan kamen.

Die Todesstrafe kann nicht anders vollzogen werden, als wenn der Prozeß des Delinquenten erstlich vom Kaiser selbst untersucht und bestätigt worden ist. Ist das Verbrechen groß, dann befiehlt der Fürst, die Strafe sogleich zu vollziehen; ist dies nicht der Fall, dann wartet man bis zum Herbste, wo alle Todesstrafen vollzogen werden. Ehe man den Delinquenten zum Tode führt, giebt man ihm noch ein Mahl, und er kann sich, wenn es sein Vermögen erlaubt, auf den Richtplatz in einer Sänfte oder einem Wagen begeben. Man steckt den zum Tode Verurtheilten einen Knebel in den Mund; die Richter sind bey Vollziehung derselben gegenwärtig, und das Amt des Henkers hat nichts Gehässiges.

Zu bemerken ist noch, daß auch der unwillkührliche Todtschlag in China sehr hart bestraft wird; daraus entsteht dann die Folge, daß die Chinesen selten einem Menschen zu Hülfe eilen, der sich in Lebensgefahr befindet, weil sie fürchten, in den Verdacht zu kommen, ihn getödtet zu haben.

Bey wichtigen Vorfällen läßt man die Angeklagten auf die Tortur bringen, um die Wahrheit von ihnen zu erforschen. Es giebt zweyerley Torturen, die der Hände und die der Füße; die erstere wird gegeben mit runden, einen Zoll dicken und fast einen Fuß langen Stäben, welche an den Enden Löcher haben, wodurch man Stricke zieht, um sie zusammen zu pressen, so daß die Gelenke der Finger verdreht werden können. Bey den Füßen bedient man sich dreyer Stücken Holz, wovon das mittelste fest ist, die zwey andern sind beweglich und mit dem erstern durch einen Haken verbunden; sie haben drey Fuß Länge und sechs Zoll Breite,

mit Löchern an dem Ende, das dem, wo der Haken ist, gegenüber sich befindet. Man bringt dann die Knöchel des Delinquenten zwischen die Holzstücken, und preßt vermittelst durch die Löcher gehender Stricke diese dergestalt zusammen, daß sie ganz platt werden.

Diese Torturen sind sehr schmerzhaft; allein die Chinesen haben Mittel, theils um den Schmerz zu stillen, theils um eine baldige Heilung zu bewirken. Ich habe selbst zu Kanton einen Kaufmann gesehen, der die Fußtortur ausgestanden hatte, und doch in seinem hohen Alter noch sehr gut gehen konnte.

Gefängnisse.

Es giebt in jeder Provinzialhauptstadt Gefängnisse, welche von hohen Mauern mit Wohnungen für Soldaten umgeben sind. Die Gefangenen können den Tag über in großen Höfen herumgehen oder arbeiten, um sich ihren Unterhalt zu erwerben, denn die von der Regierung gelieferte Portion Reis ist sehr klein; des Nachts aber werden sie eingesperrt, manche in große Kammern, und andere, wenn sie es bezahlen können, einzeln in kleine Zellen.

Grobe Verbrecher befinden sich in besondern Gefängnissen, und können diese nicht verlassen, auch mit niemandem sprechen; sie tragen am Halse ein Stück Holz, worauf ihr Name, die Art des begangenen Verbrechens und ihr Urtheil geschrieben steht. Man legt sie des Nachts ausgestreckt auf den Boden, und bindet ihnen mit großen eisernen Ketten die Hände, die Füße und den Leib. Man preßt sie dicht aneinander, und damit sie sich nicht bewegen können, legt man

noch große hölzerne Tafeln darüber. Am Tage nimmt man sie darunter hervor, damit sie arbeiten und ihren Lebensunterhalt verdienen können; daher findet man auch in den Gefängnissen Buden, versehen mit allerley Dingen, welche die Gefangenen verfertigt haben. Es giebt Buden mit Köchen zur Bereitung von Speisen, und in den großen Gefängnissen gestattet man Kaufleuten, Schneidern und Fleischern den Eingang, um die Gefangenen zu bedienen. Gefangene, die nichts sehr Bedeutendes verbrochen und Geld haben, werden recht gut behandelt; selbst grobe Verbrecher können sich Erleichterung verschaffen, nur nicht für die Nachtzeit, denn die Soldaten sind äußerst wachsam, damit niemand entschlüpfe.

Das Gefängniß der Weiber ist von denen der Männer getrennt; man spricht mit den erstern nur durch ein Gitter, oder durch das Loch, wodurch ihnen Nahrung gereicht wird.

Stirbt ein Chinese im Gefängnisse, so trägt man seinen Leichnam nicht durch die gewöhnliche Thüre, sondern durch ein ausdrücklich in die Mauer gemachtes Loch. Wenn daher ein Mensch, der einiges Vermögen hat, oder zu einer angesehenen Familie gehört, im Gefängnisse krank wird, so suchen seine Verwandten die Erlaubniß zu erhalten, ihn heraus zu nehmen, damit er außerhalb sterben könne, und nicht durch dieses Loch gebracht zu werden brauche, welches bey den Chinesen etwas so schimpfliches ist, daß sie es einander als einen Fluch anwünschen.

Schuldner; Geldzinsen; Leiher auf Pfänder.

Die Chinesen lieben das Geld leidenschaftlich; das Verlangen, sich dergleichen zu verschaffen, verflicht sie in allerley

Unternehmungen, und trotz der sehr hohen Zinsen nehmen sie ihre Zuflucht sehr oft zu Anleihen; daher erblickt man auch in allen Städten eine Menge von Laden mit der Inschrift in großen Buchstaben, welche ein Leihhaus, chinesisch Tang-pan, ankündigt.

Die Zinsen steigen von zehn bis dreyßig vom Hundert. Diese letztere Taxe findet besonders bey Handelsoperationen Statt; bey Häusern und liegenden Gründen beträgt sie neun und zehn. Die Fremden zu Kanton leihen den Chinesen zu zehn, achtzehn und mehrern Procenten. Bey denen, die auf Pfänder leihen, sind die Zinsen achtzehn vom Hundert. Jeder Privatmann kann Sachen in ein Leihhaus bringen; er nennt seinen Namen, oder verschweigt ihn auch, wenn er Gründe dazu hat. Die Tang-pan selbst sind mehr oder weniger berühmt, je nachdem sie discret sind. Fassen sie indessen Verdacht gegen die Personen, welche ihnen Sachen bringen, so lassen sie ihnen jemanden nachgehen, und suchen alle Verhältnisse derselben zu erforschen, um den Chef der Polizey davon zu benachrichtigen; allein diese Achtsamkeit findet nicht immer Statt, weil sie den Interessen des Darleihers schaden kann.

Nachdem der Tang-pan den Gegenstand geschätzt, und eine Summe, welche gewöhnlich den dritten Theil des Werthes beträgt, darauf gegeben hat, überliefert er dem Erborger ein numerirtes Billet, worin die verpfändete Sache genau angegeben, desgleichen auch die Taxe derselben, das geliehene Geld, die Zinsen und die Zeit der Einlösung specificirt sind. Will der Inhaber seine Sache wieder erhalten, so zeigt er das Billet vor, und bezahlt die Zinsen nebst dem

Kapital. Beyde Partheyen kommen auch wohl überein, die verpfändete Sache an Zahlungsstatt zu lassen und anzunehmen. Es braucht nicht der Erborger selbst wieder zu kommen, sondern dieser kann sein Billet jemandem anders überlassen. Wird die Sache zur bestimmten Zeit nicht eingelöst, so behält der Tang-pan die Sache eigenthümlich.

Man findet in den Vorstädten von Kanton eine Straße, ganz besetzt mit Buden, voll aller Arten von Kleidungsstücken. Diese Buden sind Tang-pan, wo die Chinesen Kleidungsstücke miethen oder versetzen. Die berühmten Tang-pan sind eigentlich nicht auf der Straße, das Schild zeigt nur das Haus an, dessen Zimmer hinten hinaus gehen, so daß die, welche sie betreten müssen, nicht fürchten dürfen, gesehen und erkannt zu werden.

Da die Geldzinsen in China sehr hoch sind, so darf man sich nicht wundern, daß manche Leute sehr große Summen schuldig werden; allein zu bemerken ist auch, daß aus demselben Grunde die Partheyen sich leicht vergleichen. Ueberdies gestattet das Gesetz nicht, daß Zinsen und Kapital zusammengeschmolzen werden. Die Quotität der Zinsen ändert sich nicht, die Schuld mag so alt seyn, wie sie will, und der Gläubiger würde, wenn er andere Bedingungen ausmachen wollte, bestraft werden.

Da die Schuldklagen für infamirend gehalten werden, so treten immer die Verwandten und Freunde ins Mittel, und die Partheyen vergleichen sich ohne viele Schwierigkeiten. Im entgegengesetzten Falle befiehlt der Mandarin die Vermögenssequestration, wenn der Schuldner dergleichen besitzt; besitzt er keins, so wird er ins Gefängniß gesetzt,

und man verstattet ihm einen Aufschub, nach dessen Ablauf er, wenn er nicht bezahlt, die Bastonnade erhält; hierauf verstattet der Richter noch einen Aufschub, nach dessen Verlauf, im Fall der Nichtbezahlung, eine zweyte Bastonnade Statt findet, u. s. w. Das erzeugt denn meistens die erwünschte Wirkung. Manche geben sich selbst als Sklaven hin, wenn sie auf keine andere Art aus der Verlegenheit zu kommen wissen. Ist das Gesetz gleich streng gegen den, der nicht bezahlt, so verbietet es doch den Einzelnen ausdrücklich, Gewalt zu brauchen, um die Wiederbezahlung einer dargeliehenen Summe zu erhalten. Man würde, wenn man sich selbst helfen wollte, achtzig Bambushiebe erwarten müssen; indessen verstatten die Mandarinen doch einige Mittel, um zum Neuen Jahre Geld von den Schuldnern zu erhalten. Die Gläubiger gehen nehmlich in die Häuser der Schuldner, schreyen aus aller Macht, oder setzen sich daselbst so lange fest, bis sie ihre Wiederbezahlung erhalten haben. Die Chinesen fürchten sich vor dergleichen Besuchen außerordentlich, weil, wenn unter diesen Umständen dem Gläubiger ein Unfall widerführe, sie fürchten müßten, die Justiz könne den Verdacht auf sie werfen, als hätten sie ihren Gläubigern nach dem Leben getrachtet.

Ein Europäer hatte einst von einem Kaufmanne zu Kanton eine bedeutende Summe zu fordern. Dieser verschob die Bezahlung von Tag zu Tage. Jener lockte ihn daher zu sich, und hielt ihn so lange eingeschlossen, bis er bezahlte. Dieses Mittel gelang, allein es ist gefährlich; denn es giebt Chinesen, welche dann im Stande sin, sich zu hängen, und in diesem Falle würde die Sache sehr bedenklich werden; man

muß, wenn man so verfahren will, fest überzeugt seyn, daß der Schuldner sehr am Leben hängt. Das beste Mittel bleibt immer, sich bey den Mandarinen zu beschweren, wenn der Schuldner zu den Hannisten gehört, weil der Richter dann befiehlt, daß die andern Kaufleute zusammenschießen sollen, um die Schuld zu bezahlen.

Das letzte Mittel der Chinesen, wenn sie von ihren Schuldnern auf den angegebenen Wegen nichts erhalten können, bleibt immer, ihnen mit Aushebung der Thüren des Hauses oder ihres Ladens zu drohen. Das größte Unglück, welches einem Chinesen begegnen kann, ist immer das, sich zum Neuen Jahre ohne Thüre zu sehen; er hält sich für immer unglücklich, weil dann nichts das Eindringen der bösen Genien zu hindern vermag. Man könnte wünschen, daß dieses Mittel auch in Europa wirksam seyn möchte, weil wir keine Bastonnade in solchen Fällen haben.

So wie indeß die Gläubiger alle nur mögliche Mittel anwenden, ihre Bezahlung zu erhalten, so thun das nehmliche auch die Schuldner, um sich derselben zu entziehen; sie zünden zu dem Ende oft ihr eignes Haus an, ein seltsames Mittel, welches doch oft am Ende des Jahres angewendet wird.

Die insolventen Schuldner des Staats werden nicht minder hart behandelt, als die Schuldner gegen Privatpersonen; außer der Bastonnade werden sie auch in die Tatarey verwiesen und zum Dienste des Kaisers gebraucht, dessen Eigenthum sie geworden sind.

Man muß gestehen, daß die chinesischen Gesetze in Ansehung des Punktes des Darleihens und Erborgens die un-

fern weit übertreffen, so wenig auch die Bastonnade unsern Sitten entsprechen dürfte.

Diebe.

Die Diebe zeigen eine ganz ungemeine Geschicklichkeit in der Ausübung ihres Gewerbes; zuweilen verbinden sie Stärke mit Geschicklichkeit, jedoch selten Verletzung oder Gewalt, weil jeder mit den Waffen in der Hand ergriffene Dieb zum Strange verurtheilt wird. In Kanton vorzüglich findet man eine große Menge Betrüger und Diebe; sie haben selbst Oberhäupter, an welche sich gelegentlich die Chinesen wenden, und durch deren Hülfe man, vermittelst einer gütlichen Abkunft, die verlorne Sache wieder erlangen kann, wovon ich selbst Zeuge gewesen bin.

Die Diebe zu Kanton machen sich immer zuerst an die Fremden, vorzüglich an die Neuankommenden. Es sind gewöhnlich mehrere beysammen, theils um die gestohlnen Sachen aus einer Hand in die andere gehen zu lassen, theils um denen, welche ihnen nachsetzen wollten, sogleich den Weg zu vertreten; überdies ist es schwer, ihn zu ergreifen, denn in dem Augenblicke, wo man Hand an ihre Kleidung legt, öffnen sie die Arme, lassen ihre Weste fahren, und entschlüpfen mit ausnehmender Geschwindigkeit.

Ein chinesischer Dieb stellt sich nicht leicht auf die Seite, wo er stehlen will; daher sich auch die neuangekommenen Fremden sehr wundern, wenn sie auf der Seite, wo sie die Berührung fühlen, niemanden erblicken. Der Dieb hält sich immer auf der andern Seite, er scheint mit etwas ganz an-

dern beschäftigt zu seyn, und spielt den Staunenden, wenn der Fremde sich umkehrt und ihn ansieht. In dem Falle aber, wo man den Dieb erkennt und ihm nacheilt, und ihn erwischt, ist es doch das klügste, ihn laufen zu lassen, nachdem man ihm die gestohlne Sache abgenommen hat, denn gerichtliche Klagen sind in China gefährlich, und man muß jede Verhandlung mit den Richtern und Mandarinen sorgfältig vermeiden, weil sie den Kläger nicht gern anhören, oder, von ihrer tiefen Weisheit überzeugt, alle Menschen, welche nicht denselben Gesetzen gehorchen, wie sie, für Barbaren halten.

Was ich so eben von den chinesischen Dieben gesagt habe, beweist bloß ihre Geschicklichkeit, um auf eine leichte Art ein Tuch oder sonst einen unbedeutenden Gegenstand zu stehlen; allein hier folgen einige Beyspiele, welcher Mittel sie sich bedienen, wenn die Geschicklichkeit nicht ausreicht.

Einst sahen einige Diebe einen Europäer die Stufen an einer kleinen Brücke in der Vorstadt von Kanton hinaufsteigen, und bemerkten, daß er Geld bey sich hatte, sogleich faßte ihn einer heftig bey den Armen, indeß der andere ihm die Taschen ausräumte. Die Sache wurde so geschickt vollbracht, daß die Diebe schon weit fort waren, ehe der Fremde und seine Begleiter sich von ihrer Ueberraschung erholen und in Vertheidigungsstand setzen konnten, und doch wurde der Diebstahl am hellen Tage vollbracht, und der Beraubte war ein Mann, der wohl fünf bis sechs Chinesen hätte bezwingen können. Er lachte freylich lieber über den Vorfall, als daß er den Dieben nachgelaufen wäre.

Ein anderes Mittel, dessen sich die Diebe bedienen, um in die Häuser zu kommen, ist dieses: sie machen ein Loch, wodurch sie hineinkriechen, und stellen aus Vorsicht ein kleines Licht in die Oeffnung, um den Rückweg wieder finden zu können. Diese Lichter sind von Sägespänen gemacht und brennen, ohne einen Schein von sich zu geben. Ein dickes Papier, welches glimmt, und brennt, sobald darauf geblasen wird, leitet sie nach den Zimmern, und läßt sie die Dinge untersuchen, welche sie mitnehmen wollen. Eine Person von meiner Bekanntschaft hörte einst in der Nacht Geräusch, und vermuthete, daß es von Dieben erregt werde; durch Zufall entdeckte sie das Loch, wodurch die Chinesen in das Haus gekommen waren; sie nahm also das Lichtchen in demselben weg, und stellte es ein wenig weiter an der Wand hin, dann trat sie mit ihren Leuten in den Hinterhalt, einer davon machte Lerm; die Diebe wollten sogleich mit gebücktem Kopfe durch das Loch schlüpfen, stießen sich nun aber dergestalt an die Wand, daß sie zu Boden fielen und verhaftet wurden.

Sind die Diebe geschickt genug, um in das Innere der Zimmer zu kommen, so zünden sie, wie man sagt, Kräuter an, um den Schlafenden den Schlaf zu verstärken. Dies kann ich jedoch nicht gewiß behaupten, allein das weiß ich gewiß, daß sie das Bette desjenigen, welcher schläft, mit den Stühlen des Zimmers umgeben, so daß, wenn er erwacht und aus dem Bette springen will, er sich dergestalt aufgehalten sieht, daß indeß die Diebe entkommen können. Sie bedienen sich auch ganz leichter Leitern, aus zwey Bambusstäben gemacht, mit Strickfprossen; diese lehnen sie gegen die Wand, um durch offene Fenster einzusteigen. Ein Frau-

zose zu Macao wurde so, während er schlief, seines ganzen Besitzthums beraubt; er wachte zwar auf und wollte aufstehen, allein die Diebe hatten schon Zeit gehabt zu entfliehen, jedoch flohen sie so eilig, daß sie die Leiter zurückließen.

Die Diebe, von denen ich jetzt gesprochen habe, sind jedoch nur geschickte Schurken, welche sonst niemandem Leides thun. Es giebt aber eine andere Art, welche furchtbarer sind, weil sie nicht nur stehlen, sondern auch oft die Bestohlnen ermorden; ergreift man einen solchen, so wird ihm der Kopf abgeschlagen. Als ich mich zu Macao befand, machte eine große Menge solcher Bösewichter die Küsten unsicher; sie nahmen die Fahrzeuge, die sie im Meer fanden, landeten bey Dörfern, raubten Alles, und tödteten die, welche sich gerade daselbst befanden; sie bemächtigten sich sogar eines kleinen europäischen Fahrzeuges, und verbrannten es.

Nach den neuesten Nachrichten aus China zu urtheilen, existiren diese Seeräuber noch immer daselbst.

Arme.

Man findet viel Arme in den Vorstädten von Kanton; es waren ihrer vor einigen Jahren eine solche Menge, daß sie einen großen Theil der Straßen einnahmen, welche an unsere Wohnungen stießen. Diese von Allem gänzlich entblößten Unglücklichen versammleten sich des Abends und preßten sich gegen einander, um sich gegen die Kälte zu schützen, allein da sich nicht alle auf gleiche Art erwärmen konnten, so kamen viele um, und ihre Leichname blieben unter den Holzstücken und Steinen liegen, welche den Kay bedeckten. Durch

einen solchen Anblick empört, ließen die Hanniſten ſie endlich wegnehmen, und um zu verhindern, daß unſer Quartier in der Folge nicht von ſolchen Bettlern angegriffen werden möchte, bezahlten ſie Soldaten, welche ihnen das Eindringen in die Straßen verwehren mußten.

Die Armuth zeigt ſich in China unter dem abſchreckendſten Aeußern. Man wird ſich eine Vorſtellung davon machen können, wenn man ſich ein kleines elendes Fahrzeug denkt, welches eine ganze Familie enthält, beſtehend aus dem Vater, der Mutter und mehrern Kindern, kaum bedeckt mit ſchlechten Lumpen, und durch ihre traurigen fleiſchlichen Geſtalten das dringendſte Bedürfniß verrathend. Dieſe Unglücklichen haben zu Wampou keine andere Beſchäftigung, als auf dem Fluſſe die Stücke von Tauen und andere umherſchwimmende Kleinigkeiten aus den Schiffen zuſammen zu leſen; und ſie würden Hungers ſterben, wenn ſich die Matroſen nicht oft eines Theils ihrer Nahrung beraubten, um ſie mit ihnen zu theilen; daher giebt es viele, welche unaufhörlich um die Schiffe ſchwärmen und Almoſen verlangen. Mit Begierde nehmen ſie Alles, was man ihnen nur giebt.

Die Bettler, welche man auf den Straßen von Kanton findet, gewähren einen ſchauderhaften Anblick; einige haben durch den Ausſatz und durch andere Krankheiten Finger und ganze Glieder verloren. Dreuſt und verwegen laſſen ſie einen nicht eher los, als bis ſie etwas erhalten haben, und faſſen einen ſogar bey der Hand. Am beſten thut man, ſogleich in eine Krambude zu treten, wo ſie ein Almoſen erhalten, und es iſt gewöhnlich, daß, ſo bald ſie nur die geringſte

Kleinigkeit an Reis oder Geld erhalten haben, sie sich entfernen müssen.

Mehrere Schriftsteller behaupten, die chinesische Regierung habe das Betteln verboten; indessen haben die Chinesen zu Kanton nie dieses Verbotes gegen mich erwähnt; sie haben sogar die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit einige Vertheilungen an Reis und Geld zu veranstalten, allein sie sind zu unbedeutend.

Ich habe Bettler auf meiner Reise gefunden, sowohl auf den Landstraßen, als in der Nähe von Städten. Hüttner sagt in seiner Reisebeschreibung, die Straßen von Peking wären davon angefüllt. Dies ist wohl möglich, denn wir haben daselbst viel schlecht bekleidete Menschen gesehen, welche wahrscheinlich gern ein Almosen angenommen hätten.

Die Engländer setzen hinzu, daß sie in der Tatarey Arme gefunden haben. Hier sind die Lebensmittel nicht im Ueberfluß; indessen kann ihre Zahl nicht groß seyn, weil die Regierung nichts zu ihrer Erleichterung thut, sie also größtentheils für Elend nothwendig umkommen müssen.

Handel.

Ankunft und Niederlassung der Europäer in China.

Die Portugiesen waren die ersten, welche die Häfen dieses Reichs besuchten. Im Jahr 1517 ließ Lopez Suarez, Vicekönig von Goa, acht Schiffe unter dem Commando von Andrada auslaufen, und fertigte zugleich einen Abgesandten, mit Namen Thomas Pereira, ab. Als sie an den Eingang des Flusses bey Kanton kamen, erhielten zwey Schiffe die

Erlaubniß, mit Pereira bis an diese Stadt hinauf zu fahren. Der milde und freundliche Charakter Pereira's gewann die Chinesen bald, und vermochte sie sogar, einen Handelstraktat mit den Portugiesen abzuschließen.

Bey seiner Abreise nach Peking ließ Pereira bekannt machen, daß, wenn sich jemand über etwas zu beschweren habe, er dieses gehörig anbringen und Gehör finden sollte. Dieses den Chinesen ganz neue Benehmen gefiel ihnen ungemein; allein die Schiffskapitaine, weit entfernt, Pereira nachzuahmen, mißhandelten vielmehr die Einwohner, setzten Kanonen ans Land, und erlaubten sich mancherley Excesse. Darüber erzürnt, rüstete der Vicekönig von Kanton eiligst eine Flotte aus, um die portugiesischen Schiffe zu vernichten; allein diese benutzten einen Sturm, und begaben sich nach Malaca, indem sie den Gesandten Pereira in den Händen der Chinesen zurückließen, die ihn ins Gefängniß warfen, wo er nach einer dreyjährigen Gefangenschaft vor Elend umkam, ein Opfer der Fehler, welche er nicht hatte verhindern können.

Die Zeit, welche alles schwächt, und sogar die üble Meinung, welche man von jemand hegt, vertilgt, ließ die Chinesen nach und nach die schlechte Aufführung der Portugiesen vergessen; ja jene erlaubten diesen von neuem auf der Insel Sancian zu handeln, und hier die Zeit über, wo man die Schiffe belud, Zelte aufzuschlagen. Diese Art zu handeln war sehr beschwerlich, als plötzlich eine unerwartete Gelegenheit die Lage der Portugiesen verbesserte, und ihnen eine feste Niederlassung in China verschaffte.

Der Kaiser Chy-tsong bekampfte nehmlich schon lange

Zeit die Japaneser, welche die Küsten von China verwüsteten, da erschien der Chinese Tchang-sy-lao. Dieser Piratenanführer bemächtigte sich Macao's, blokirte den Fluß, und belagerte sogar im Jahr 1563 Kanton. Die Mandarinen, unfähig, ihm Widerstand zu leisten, baten die Portugiesen um Hülfe; diese griffen den Seeräuber mit Glück an, verfolgten ihn, und tödteten ihn zu Macao. Aus Dankbarkeit für diese wichtigen Dienste überließ ihnen der Kaiser für immer die Insel Macao, wo sie sich niederließen, und in der Folge (im Jahr 1585) eine Stadt bauten.

Portugiesen.

Niederlassung zu Macao.

Die Insel Macao, in der Mandarinensprache Ngao-men und in der Mundart des Landes Ama-goa genannt, hat ihren Namen von einem Götzenbilde Ama erhalten, welches daselbst einen Tempel hatte.

Diese Insel ist länger als breiter; sie hat ungefähr eine kleine Stunde in der Länge, und eine halbe in der größten Breite.

Die Gegend außerhalb Macao ist dürr und baumlos, die Gebirge sind nackt, und man findet in dem nördlichen Theile der Insel bloß ein kleines Stück Landes, welches von den Bewohnern eines Dorfes, Moha genannt, benutzt worden ist.

Das Wasser ist nicht im Ueberfluß vorhanden. Zwey Quellen, beyde außerhalb der Stadt gelegen, eine nördlich, die andere südlich, verschaffen es den Einwohnern, jedoch

müssen es diese durch ihre Schwarzen alle Tage holen lassen.

Die Portugiesen hatten anfangs bloß Forts erbaut, und die Stadt war offen, als sie im Jahr 1621 von den Seeräubern, und im Jahr 1622 von den Holländern angegriffen wurde. Vierzehn holländische Schiffe drangen am Abende vor dem Johannisfeste in den Hafen von Macao, und setzten 400 Mann ans Land, welche hierauf noch durch 300 verstärkt wurden; allein da sich die Portugiesen tapfer vertheidigten, den Holländern aber Munition fehlte, zogen sie sich, muthlos gemacht durch den Tod ihres Generals, zurück, und ließen 400 von den Ihrigen zurück, wovon 300 getödtet, die übrigen 100 aber zu Gefangenen gemacht wurden. Diese zu öffentlichen Arbeiten verurtheilten Unglücklichen wurden in der Folge dazu gebraucht, in dem nördlichen und südlichen Theile der Stadt zwey dicke Mauern aufzuführen, welche, mit den schon erbauten Befestigungen verbunden, sie fast gänzlich schlossen.

Die Festungswerke von Macao sind zwar nicht sehr beträchtlich, allein doch hinreichend, um die Portugiesen vor einem Angriffe von Seiten der Chinesen zu schützen, welche sich ganz und gar nicht auf Belagerung eines Platzes verstehen.

Der Boden, worauf Macao steht, ist bergig; die Straßen sind gepflastert und haben in der Mitte eine kleine mit Steinen bedeckte Rinne, so daß das Wasser nach dem Regen sehr schnell verschwindet. Man findet zu Macao viele Kirchen; die des heil. Paul ist die ansehnlichste. Saint-Paul war ehedem der Aufenthalt der französischen Jesuiten,

denen Ludwig XIV. die Uhr schenkte, welche noch daselbst ist. Die zu Saint-Paul gehörigen Gebäude haben nichts Ausgezeichnetes, bloß die Bibliothek hat eine hübsche Façade; allein dieses Gebäude verfällt. Die einzige Kirche, welche neben der Paulskirche Aufmerksamkeit verdient, ist die Josephskirche; sie ist zwar klein, aber nach einer guten Anlage gebaut.

Die Privathäuser sind gar nicht bedeutend, die Bauart derselben ist schwerfällig und übel geordnet. Das Senatshaus hat, ob es gleich ganz neu ist, doch alle mögliche Fehler.

Gärten giebt es nicht viele und nur kleine zu Macao; ein einziger ist nur groß und mit Bäumen besetzt, nehmlich der zum Hause La Casa del Horto gehörige, welcher schon längst von den Engländern in Besitz genommen worden, die ihn nach dem Geschmacke ihres Landes eingerichtet haben. Man zeigt in diesem Garten einen Felsen, der dem berühmten Camoens zum Zufluchtsorte gedient haben soll, als er seine Lusiade verfertigte.

Der Hafen von Macao, den der von Kanton herabkommende Fluß bildet, liegt zwischen der Stadt und einer benachbarten Insel; er ist den Süd-Südwest-, Nord- und Nordostwinden ausgesetzt, nicht sehr tief, und unfähig, große Schiffe aufzunehmen.

Am Eingange des Hafens findet man nur drey bis vier Klaftern Wasser; allein diese Tiefe vermindert sich in dem Maaße, wie man sich gegen la Praya Pequena zu erhebt, und man findet nur zwey Klaftern und eine halbe und noch weniger, wenn man sich dem Dorfe Patane nähert, wo Untiefen und Felsen die Küste umgeben.

In der Mitte des Hafens befindet sich eine Klippe, in der Richtung von Norden nach Süden, deren Grund Felsen ist, und worauf ungefähr eine oder anderthalbe Klafter Wasser stehen mag; bey sehr niedriger Ebbe erkennt man sie.

Macao war ehedem sehr blühend und sein Handel ansehnlich; allein seitdem die Portugiesen Japan nicht mehr besuchen, ist diese Stadt von ihrer ehemaligen glänzenden Höhe ganz herabgesunken. Der jetzige Handel ist sehr mäßig. Ein einziges Schiff segelt jedes Jahr nach Goa, ein anderes nach Timor, eins oder zwey gehen nach Bengalen, eben so viele nach Manila, und drey bis vier nach Cochinchina. Macao's Handel nach Europa beschränkt sich auf ein bis zwey Schiffe, welche von Lissabon mit brasilianischem Tabak abgesandt werden, den die Chinesen sehr lieben. Zurück nehmen diese Schiffe mancherley chinesische Waaren mit.

Die von den Waaren erhobenen Abgaben betragen zehn Procent, und es werden davon der Gouverneur, die öffentlichen Beamten und Soldaten bezahlt.

Die reichen Einwohner unternehmen Schiffsrüstungen, oder leihen Geld auf Bodmerey, die armen schiffen sich ein, und machen Reisen, um etwas zu gewinnen, wovon sie die Zeit über, wo sie nicht auf der See sind, leben können.

Alle Krambuden werden von Chinesen gehalten; sie treiben ausschließend alle Arten von Gewerben, denn die Portugiesen würden sich dadurch entehrt glauben.

Die Regierung zu Macao ist vermischt, die Portugiesen und Chinesen befehlen zugleich daselbst. Wenn diese letztern Streitigkeiten mit den Einwohnern haben, und ihre oft unbilligen Forderungen nicht erhalten können, so halten sie

die Lebensmittel zurück; man muß sich dann gütlich mit ihnen vergleichen, und Alles wird mit Gelde abgethan; ein Mittel, welches den Mandarinen außerordentlich gefällt. Ueber die Chinesen zu Macao führt der Gouverneur der Stadt Hiang-chan die Aufsicht. Kömmt er selbst in diese Stadt, so wird eine Flagge auf dem Fort aufgesteckt, und man begrüßt ihn mit drey Kanonenschüssen.

Der Posten eines Gouverneurs von Macao ist sehr schwer zu verwalten, daher sendet die Regierung zu Goa auch immer kluge und verständige Leute dahin.

Alle in Macao vorfallende Rechtshändel werden von den Senatoren entschieden, welche sich wöchentlich zwey Mal unter dem Vorsitz des Gouverneurs versammeln. Diese Senatoren haben ansehnliche Vorrechte und erhalten den Adel.

Einige Jahre vor meiner Abreise von Macao hatte der Lissaboner Hof einen Bischof dahin geschickt. Dieser geistliche Richter hat bey den Portugiesen große Privilegien und sein Einfluß ist bedeutend; indessen müssen die Einwohner wünschen, daß er es nicht zu sehr werde, denn er ist ihnen schon bey einer Gelegenheit äußerst nachtheilig geworden. Der Bischof versah nehmlich die Stelle des verstorbenen Gouverneurs, und die Mandarinen, der Verdrießlichkeiten müde, welche ihnen die Europäer verursachten, boten ihm an, er solle die fremden Schiffe, welche jährlich nach Wampou hinauf segelten, in den Hafen von Macao aufnehmen; allein weit entfernt, dieses Anerbieten, welches die Stadt bereichert haben würde, mit Freuden anzunehmen, wies er es zurück, aus Furcht, wie er sagte, es möchten die Sitten der Portugiesen durch die Aufnahme von Ketzern verdorben wer-

den. Die Chinesen ließen also immerfort die Europäer nach Kanton kommen, und dachten in der Folge nicht daran, ihr unüberlegtes Anerbieten zu wiederholen. Die Einwohner von Macao sind nicht besser, wohl aber ärmer geworden; ein Uebel, dem nicht abzuhelfen ist.

Die Bevölkerung von Macao mag sich ein wenig über 12,000 Personen belaufen, unter welchen sich eine große Menge Chinesen befinden.

Holländer.

Als der Madrider Hof im Jahr 1594 die Schiffe der Holländer in Beschlag nehmen ließ, suchte er eigentlich nur, dem Handel dieser Nation zu schaden; er sahe aber nicht voraus, daß diese Gewaltthätigkeit sehr nachtheilige Folgen auch für Portugal haben würde, welches zu dieser Zeit zur spanischen Monarchie gehörte.

Der in Lissabon verhaftete Houtman verschaffte sich Nachrichten über den Handel der Portugiesen, und veranlaßte 1595 die erste Expedition der Holländer nach Indien. War ein solcher Anlaß einmal gegeben, so ging das übrige von selbst. Den 20. März 1602 bildeten die Holländer eine Gesellschaft. Im Jahr 1607 erschienen sie zum ersten Male vor Macao. Im Jahr 1609 kreuzten sie an den Küsten von China, und sandten nach Japan, wo sie einen Traktat mit dem Kaiser abschlossen, und zu Firando ein Comptoir gründeten.

Im Jahre 1620 ließen sie sich auf Formosa nieder. Im Jahr 1622 griffen sie Macao an, wurden aber zurück-

geschlagen; sie nahmen zu gleicher Zeit den Chinesen Waaren weg, und wiederholten dasselbe 1623 beym Eingange in den Fluß Chang-tcheou.

Im Jahr 1653 rüstete der Gouverneur von Batavia eine Fregatte zum Handel nach China aus; 1655 sandte er einen gewissen Keyser ab, um mit dem Kaiser zu unterhandeln; dieser begab sich nach Peking, und kehrte 1657 zurück, ohne daß er etwas hatte ausrichten können.

Im Jahre 1661 zog sich Tching-tching-kong, der Sohn von Tching-tchy-long, welcher gegen die Tataren gekämpft hatte, die China überschwemmten, nach Formosa zurück; er griff die Holländer an, und bemächtigte sich der Insel zu Anfang d. J. 1662.

Im Jahr 1673 verbanden sich die Holländer mit den Tataren, um den Sohn des Tching-tching-kong, welcher Tching-king-may hieß, (derselbe, den die Engländer Coxinga nennen) anzugreifen, und dessen Sohn Tching-ke-san Formosa den Chinesen zurück gab (1683).

Von dieser Zeit an fuhren die Holländer fort, nach China zu gehen, um dahin zu handeln. Im Jahr 1740 zur Zeit des Treffens bey Batavia, worin eine große Menge von Chinesen umgebracht wurden, sandten die Holländer nach Kanton, um sich bey der Regierung zu entschuldigen. Die Gesandtschaft erreichte ihren Zweck, und dieser Vorfall schadete ihnen nicht.

Engländer.

Die Engländer hatten vor 1600 mehrere Reisen nach Indien unternommen, ohne jedoch einen regelmäßigen Han-

del daselbst zu unterhalten; allein von dieser Zeit an, wo die Gründung der Compagnie durch die Königin Elisabeth Statt fand, sind ihre Operationen nicht unterbrochen worden. Saris begab sich im Jahr 1613 nach Japan, und erhielt vom Kaiser Privilegien und die Erlaubniß, ein Comptoir zu Firando für den englischen Handel anzulegen; allein die Engländer gaben ihn hernach auf, ohne daß man die Ursache davon erfahren hat. In den letzten Zeiten haben sie sich bemüht, ihn wieder herzustellen, ohne daß es ihnen hat gelingen wollen.

Die ersten Reisen der Engländer nach Asien waren nicht immer glücklich; die Holländer, welche sie nicht gern sahen, boten alles auf, um dem Handel dieser neuen Concurrenten zu schaden; da vereinigten sich den 7. July 619 die beyden Compagnien, die holländische und englische, und unterzeichneten einen Allianztraktat. Dieser wechselseitige Vertrag hielt indessen die Plane der Holländer nicht lange auf; denn seit dem Jahr 1623 fingen sie damit an, die Engländer von Amboina zu vertreiben; hierauf verjagten sie sie auch von den andern Inseln, und sie machten sich endlich, der Vorstellungen der englischen Compagnie ungeachtet, zu alleinigen Herren jener Gegenden. Cromwell bewirkte zwar den 30. Aug. 1624 eine Uebereinkunft, wodurch sich die Holländer zu einigem Schadenersatz verstanden; allein die Molukken und andern Besitzungen verblieben der holländischen Compagnie, und dieses war für sie der wichtigste Punkt.

Den Portugiesen gelang es nicht so wie den Holländern, den englischen Handel einzuschränken; alle Mittel, die sie anwandten, um den Capitain Weddel, welcher 1634 vom Vicekönig zu Goa die Erlaubniß erhalten hatte, nach China zu

handeln, zu schaden, waren fruchtlos. Weddel, voll Verdruß über die Hindernisse, welche ihm die Einwohner von Macao in den Weg legten, ließ einige seiner Leute den Fluß aufwärts fahren, und diese kamen endlich nach vielen Schwierigkeiten nach Kanton und wurden von den Chinesen äußerst freundschaftlich behandelt. Von diesem Zeitpunkte an haben die Engländer ununterbrochen die chinesischen Meere besucht. In diesen ersten Zeiten besuchten sie die Häfen von Emouy in Fo-kien, und von Ning-po in Tchekiang, und gründeten 1700 sogar eine Loge auf der Insel Tcheou-chan, wo sie landeten, und den Eingang des Flusses Ning-po suchten; allein da die Chinesen in der Folge erklärten, daß Kanton der einzige den Fremden offenstehende Hafen seyn sollte, so haben die Engländer nur noch ein einziges Comptoir in dieser Stadt, so wie alle andere Nationen, welche China besuchen.

Im Jahre 1702 bildeten die Engländer eine Niederlassung zu Pulo-Condor; allein sie wurden 1705 daselbst umgebracht; indessen hat ihnen dieses Unglück den Gedanken nicht benommen, in der Gegend umher sich festzusetzen, vorzüglich in Cochinchina. Herr Macartney hat durch sein Einlaufen in die Bay von Turon gezeigt, daß die englische Compagnie immer Pläne hatte, doch hat ihnen die Ankunft des Gesandten nicht das Gelingen gesichert.

Franzosen.

Die Edikte von 1539 und 1543, gegeben von Franz I., luden zu Unternehmung größerer Seereisen ein. Heinrich III. erneuerte diese Einladungen durch sein Arret vom 15. Dezember 1578; allein Heinrich IV. war 1604 ernstlich auf

Gründung einer Compagnie bedacht, und bediente sich dabey des Raths eines Flamänders, Caspar Leroy, welcher mehrere Reisen nach Indien unternommen hatte. Dieser jetzt nicht ausgeführte, unter Ludwig XIII. erneuerte Plan wurde aus Mangel an Gelde um vier Jahre verschoben. Endlich im Jahr 1615 erhielten mehrere Kaufleute von Rouen, welche sich mit der alten Compagnie assoziirt hatten, Patente, und unternahmen im folgenden Jahre Expeditionen. Diese neue Gesellschaft machte indessen kein Glück, und trotz aller Bemühungen des Cardinal Richelieu, trotz des Patentes vom Jahr 1642, bestätigt durch die Regentschaft im Jahr 1643, gingen die Geschäfte schlecht, bis auf die Zeiten des großen Colbert. Dieser aufgeklärte Minister faßte den Plan, die Gesellschaft wieder herzustellen, ohne der Widerwärtigkeiten zu achten, welche sie erfahren hatte; und überzeugt, daß dies das einzige Mittel sey, die Franzosen zu veranlassen, durch sich selbst den Handel zu betreiben, ließ er im August 1664 Patentbriefe ausfertigen, um die Schöpfung einer neuen Compagnie zu bewirken. Die Geschichte dieser Gesellschaft ist bekannt genug, und da hier nur von dem Handel nach China die Rede ist, will ich bloß bemerken, daß die erste Handelsverbindung dieser Art von dem Jahr 1660 sich herschreibt, und ihren Ursprung den Spekulationen eines Kaufmanns aus Rouen zu danken hat.

Diese zweyte Verbindung fand Statt im Jahr 1698; ihr folgte eine dritte im Jahr 1713, welche im Jahr 1719 der indischen Compagnie einverleibt wurde. Bey Auflösung dieser Compagnie im Jahre 1769 blieb der chinesische Handel in den Händen einiger Privatgesellschaften, und die Sa-

chen blieben in dieser Lage bis zum 14. April 1785, wo das Ministerium eine neue Compagnie erschuf. Diese von mehrern Personen wegen ihrer schlechten Einrichtung schon lange getadelte Gesellschaft fiel endlich unter dem Dekrete der Nationalversammlung vom 3 April 1790, welche erklärte, daß der indische Handel über das Vorgebirge der guten Hoffnung hinaus für alle Franzosen frey seyn solle.

D ä n e n.

Im Jahr 1612 gab Christiern IV. ein Patent zu Errichtung einer Compagnie, aber sie machte erst im Jahr 1616 Unternehmungen nach Indien. Von diesem Zeitpunkte an fuhren die Dänen fort, verschiedene asiatische Häfen zu besuchen, ja es scheint, daß dem Berichte eines gewissen Canche von Rouen zufolge ihr Handel um das Jahr 1642 ziemlich bedeutend war; allein da die Holländer das Uebergewicht in Indien erhielten, sahen sich die Dänen vor der Hand von mehrern Handelszweigen ausgeschlossen. Zur nehmlichen Zeit brachten die Angelegenheiten Europa's und die Kriege, welche Christiern IV. zu führen hatte, den Handel der Dänen sehr in Verfall, der sich erst erholte nach Auflösung der Compagnie von Ostende 1727, auf Veranlassung der neuen Oktroi, die Friedrich IV. 1728 bewilligte. Diese Acte zog die Aufmerksamkeit der Engländer und Holländer auf sich; beyde Nationen machten Vorstellungen dagegen, allein Christiern V., der die Industrie seiner Unterthanen beleben wollte, beharrte auf seinen Planen, und that Alles, was er nur konnte, um die Compagnie zu erhalten. Von diesem Zeitpunkte an muß man den fortdauernden Handel der Dänen nach China rechnen.

Schweden.

Den 14. Juny 1626 gab Gustav Adolph ein Edikt den indischen Handel betreffend, allein die Kriege in Deutschland machten, daß dieser Plan scheiterte. Christine, welcher 1644 zu regieren anfing, würde den Geist des Handels wohl von neuem belebt haben, wenn die Holländer, geschickt in Benutzung der Umstände, nicht überall den Schweden den Vortheil abgewonnen hätten.

Karl XI. und Karl XII., in immerwährende Kriege verwickelt, konnten nichts für das Glück ihrer Unterthanen thun, und verloren sogar die Provinzen, welche der Nation des Handels wegen vortheilhaft seyn konnten, nehmlich Liefland und einen Theil von Pommern, so wie die Herzogthümer Bremen und Verden. Die Regierung, einsichtsvoller unter den folgenden Beherrschern, empfand die Nothwendigkeit, die Manufakturen in Aufnahme zu bringen, den Ackerbau zu vervollkommnen und die Industrie zu beleben. So war die Lage von Schweden, als nach Auflösung der Compagnie von Ostende im Jahr 1727 ein schwedischer Kaufmann, Namens Koning, den Plan zu einer indischen Compagnie faßte, und den 14. Juny 1731 ein Bestätigungsedikt erhielt. Von dieser Zeit an besuchen die Schweden China.

Ostende.

Diese Gesellschaft, welche Karl II., König von Spanien und Herr der Niederlande, 1698 schuf, um nach Indien zu handeln, konnte der sich damals entzündenden Kriege halber

erst im Jahre 1717 ihren Zweck erreichen. Jetzt erst machten einzelne Privatleute Unternehmungen.

Diese Compagnie von Ostende wurde den 20. May 1727 gänzlich aufgelöst. Seitdem ist sie wieder hergestellt worden unter dem Namen der Triester Compagnie den 29. August 1780; allein nach einigen Unternehmungen hat sie ihren Handel gänzlich aufgegeben.

Preußen.

Die Preußen haben gleichfalls eine chinesische Gesellschaft bilden wollen. Diese zu Emden den 1. July 1751 errichtete Compagnie hat sich darauf beschränkt, bloß von Zeit zu Zeit ein Schiff nach China zu senden.

Spanier.

Die Spanier besuchen die chinesischen Häfen seit der Zeit ihrer Niederlassung zu Manila; allein nur Privatleute treiben diesen Handel. Philipp V. gab den 23. März 1733 einen Erlaubnißschein zu Bildung einer Philippinischen Handelsgesellschaft; allein dieser Plan gelang nicht, und ist erst den 20. März 1785 von Karl III. wieder vorgenommen worden. Nach jenem Erlaubnißscheine war die Dauer des Privilegiums der Compagnie auf 25 Jahre beschränkt, und ihr Fond auf 8 Millionen Piaster (43,200,000 Livr.) gesetzt. Die Gesellschaft hat das ausschließende Privilegium des asiatischen Handels, sie darf sich aber nicht in politische Angelegenheiten mischen. Sie muß alle asiatischen Waaren in Spanien verkaufen, und darf nur diejenigen ins Ausland verführen, welche sie dort nicht vortheilhaft absetzen kann.

Amerikaner.

Das erste amerikanische Schiff, welches in dem Hafen von Kanton erschienen ist, war die Empress of the China, Kapitain Green, welches im August 1784 nach Kanton kam. Seit diesem Zeitpunkte besuchen die Amerikaner diesen Hafen, und kommen sehr zahlreich dahin. Der Handel wird nur von Privatpersonen getrieben.

Handel der Fremden zu Kanton.

Die mißtrauische Politik der Chinesen hat den Handel der Fremden seit langer Zeit bloß auf den einzigen Hafen von Kanton beschränkt, und auch hier ist der Handel nicht frey, denn die Europäer dürfen nur mit einer gewissen Anzahl von Kaufleuten Geschäfte machen, welche von der Regierung bestimmt werden. Vorher konnte man sich an alle Chinesen wenden, allein da diese Privatleute oft mit dem Gelde zum großen Nachtheil der Fremden verschwanden, so beschwerten sich diese darüber bey den Mandarinen, welche, verdrießlich über die Verlegenheit, die ihnen die Erhebung des Zolles von einer so großen Menge von Käufern verursachte, sich entschlossen, eine Gesellschaft von dreyzehn Kaufleuten oder Hanniſten zu bilden, der sie das ausschließende Privilegium gaben, mit den Europäern zu handeln, unter der Bedingung, daß sie für die von den Waaren zu erhebenden Abgaben verantwortlich seyn sollten. Diese Abgaben beliefen sich damals auf 450,000 Taëls (3,375,000 Liv.); jetzt haben sie sich fast verdoppelt.

Diese im J. 1759 von dem Tsong-tou, Ly mit Nameu, gestiftete Gesellschaft von Kaufleuten erhielt die Benennung Cong-hang. Nach ihren Gesetzen durfte kein chinesischer Kaufmann für sich mit den Fremden Handel treiben, indem diese Erlaubniß bloß den Hannisten zugestanden wurde, denen zugleich verboten war, den Europäern zu creditiren und Geld auf Zinsen von ihnen zu nehmen.

Die Häupter der Nationen mußten einen Hannisten zum Fiador nehmen, d. h., dieser mußte für die Abgaben bürgen, für die Unterschleife, Zwistigkeiten und Morde stehen, welche zwischen Europäern und Chinesen vorfallen könnten. Es wurde dem Hannisten befohlen, die Stelle eines Fiadors nicht auszuschlagen, für die Bedürfnisse des fremden Schiffes zu sorgen, dessen Aufträge er besorgte, ihm einen Comprador zum Einkauf der Lebensmittel zu verschaffen, und einen Lingua zur Verhandlung der Geschäfte, so wie auch alle Rechnungen vor Abgang des Schiffes abzuschließen.

Die Mandarinen befahlen überdies noch, die Europäer sollten sich auf die Zollämter begeben, um hier visitirt zu werden, mit dem Verbote, die Barrieren ohne Begleitung eines Soldatens zu überschreiten, in den Kramläden zu kaufen, und ein Haus oder einen Stand zu besitzen, bey Strafe der Confiscation für den Fremden, und der Verweisung, ja des Todes für den Chinesen, der verkauft haben würde; denn die Hannisten mußten jeder Nation für immer ein Haus zu miethen verschaffen, und überdies für diejenigen stehen, welche darin wohnen würden. Nach denselben Gesetzen war

auch keinem Europäer erlaubt, seine Gattin an den Handelsort des Reichs, vorzüglich nach Kanton mitzubringen, und kein Schiff durfte den Fluß hinauffahren, ohne vorher die Erlaubniß des chinesischen Gouverneurs dazu erhalten zu haben, und mit einem von den Mandarinen approbirten Piloten versehen zu seyn.

Jedes einer Nation, welche Residenten zu Kanton hatte, zustehende Fahrzeug konnte nichts zu Macao ausladen, sondern mußte sich nach Wampou begeben, um hier visirt zu werden und das Ankergeld zu erlegen. Es mußte überdies bey der Rückkehr eine Ladung nehmen, deren Abgaben dem Hanisten zur Last fielen; ging aber das Schiff unbeladen ab, welches eigentlich nicht gestattet werden sollte, so mußte der Hanniste dieselben Abgaben vergüten, als wenn eine Ladung Statt gefunden hätte.

Alle Europäer mußten sich, nach Abgange der Schiffe ihrer Nationen, nach Macao begeben, um in den Häusern der Portugiesen zu wohnen, welche diese, auf Verlangen der chinesischen Regierung, den Compagnien zu vermiethen sich anheischig machten. Es war überdies jedem von Europa kommenden, oder in China wohnenden Europäer verboten, während des Aufenthaltes der Schiffe, oder nach ihrem Abgange, irgend eine Waarensorte weder für seine eigne Rechnung, noch um sie wieder zu verkaufen, an sich zu bringen; überdies war den Hanisten auferlegt, den Fremden weder rothes noch gelbes Kupfer zu verkaufen, und jedem Schiffe nicht über hundert Pfund rohe Seide mitzugeben.

Es war den Lingua's, den Compradors und den Chinesen überhaupt vorgeschrieben, nicht in die Dienste eines

Europäers zu treten, ohne vorher die Erlaubniß der Mandarinen nachgesucht zu haben.

So waren die im J. 1759 von den Mandarinen erlassenen Verordnungen beschaffen. Die Europäer wohnten noch die zwey Jahre lang, welche auf die Errichtung des Conghang folgten, in Kanton; allein sie wurden in der Folge genöthigt, sich nach Macao zu begeben, um erst nach Ankunft der europäischen Schiffe wieder nach Kanton zu kommen.

Als im J. 1780 vier Engländer beschuldigt wurden, Monopol getrieben zu haben, ließen sie die Hanniſten vertreiben; allein ob sie gleich die Verordnungen des Conghang in Ansehung desjenigen vollziehen ließen, was die Fremden betraf, so unterwarfen sie sich denselben doch selbst nicht; sie fuhren im Gegentheil fort, Geld auf Zinsen von den Europäern zu nehmen, und machten am Ende bedeutende Banquerotte. Die Regierung trat freylich dazwischen, und befahl den Hanniſten, die Schulden ihrer Associés zu bezahlen; allein da diese Schulden fast alle zum Vortheil einzelner Handelsleute gemacht worden waren, so litten die Compagnien und die Europäer, welche jährlich nach Kanton kommen, fast allein durch diese Anordnung, weil die Hanniſten den Preis des Thees im Verhältniß der Summen steigerten, welche sie wieder zu bezahlen hatten. Dieser Mißbrauch veranlaßte einen andern noch größern. Die Kaufleute führten nehmlich die Sitte ein, den Preis aller ein- und auszuführenden Waaren unter einander fest zu setzen, und erhoben auf diese Art von den Europäern starke Summen, welche sie zu Geschenken für die Mandarinen verwand-

ren, oder wovon sie ihre eigenen Bedürfnisse und unvermuthete Forderungen der Regierung befriedigten.

Die Zahl der Hannisten ist veränderlich. Im J. 1784 waren ihrer acht, allein seit dieser Zeit hat der Hopou vier neue geschaffen; es ist für ihn ein Mittel, Geld zu gewinnen. Die Hannisten haben allein das Recht, mit den Europäern zu handeln, indessen können die letztern auch mit Privatkaufleuten Geschäfte machen, doch sind diese meistens Mäkler der Hannisten. Die Regierung achtet nicht darauf; wenn indeß ein Chinese, dem ein Fremder seine Waare überliefert hat, verschwindet, kann dieser deshalb keine Klage erheben.

Alle Nationen werden zu Kanton immer auf gleiche Weise behandelt. Die Hannisten geben indessen denen den Vorzug, welche das meiste Geld mitbringen, und die größte Menge Thee mitnehmen, weil sie an diesem Artikel das meiste gewinnen.

Holländische Compagnie.

Unter den Fremden, welche den Hafen von Kanton besuchen, sind die Holländer diejenigen, welche den vortheilhaftesten Handel treiben. Die holländische Compagnie sendet jährlich drey, vier, oder auch fünf Schiffe aus, welche 1000 bis 1200 Tonnen halten. Diese Schiffe gehen im Herbst von Europa nach dem Cap ab, um einige Lebensbedürfnisse dahin zu führen, begeben sich hierauf nach Batavia, wo sie die Schiffsmunition, europäischen Proviant und die Quincaillerie ausladen, indem sie für China nichts behal-

ten, als Leinenzeuche, Goldfäden, Kupfer und Rinsing. Man fügt, um die Ladung voll zu machen, noch hinzu, was die Portugiesen bitches de mer nennen, Sandelholz, Würznägelein, Pfeffer, Muskatennüsse, Vogelnester, Calin, Wachs, indianisches Rohr (rottin) und Reis.

Der Verkauf der letztern Gegenstände hat im J. 1787 erzeugt die Summe von	2,488,830 Liv.
Der der europäischen Waaren . . .	898,740 —
Summe in Piastern von Holland gebracht	6,480,000 —
Totalsumme für die Rückladung von fünf Schiffen verwandt	9,867,570 Liv.

Ob nun gleich die Holländer den unschätzbaren Vortheil haben, Gegenstände mitzubringen, welche die Chinesen sehr lieben und suchen, Gegenstände, deren Einkauf ihnen wenig kostet, um sie mit einem solchen Vortheile wieder zu verkaufen, daß sie auf mehrere von Batavia kommende Ladungen eine Rückladung nach Europa gewinnen, so vernachlässigen sie doch nicht die Vorsicht, immer Geld mitzunehmen, eine zur Erleichterung der Handelsoperationen und Bezahlung gewisser Dinge durchaus nothwendige Sache; allein besser noch sorgen sie für ihren Vortheil dadurch, daß sie unter den Hanisten sorgfältig das Gleichgewicht zu erhalten suchen. Dieses Benehmen ist klug, und alle Fremden sollten es nachahmen; denn begünstigen sie einige Kaufleute zum Nachtheil der andern, so zerstören sie die Concurrenz, geben sich ihrer Willkühr Preis, und machen sie gewissermaßen zum Herrn des Preises der Waaren.

Allein dafür fehlt die holländische Compagnie in mancher andern Hinsicht.

1. Sie bezahlt ihre Diener nicht hinlänglich, und wird daher leicht schlecht bedient.

2. Sie ist nicht vorsichtig genug in der Wahl der Schiffskapitaine.

3. Sie sorgt nicht genug für die gute Erbauung ihrer Schiffe, und mischt sich mit Unrecht in die Bestimmung ihres Weges.

Die Compagnie unterhält in Kanton funfzehn bis sechzehn Faktoren, welche bloß der Direktion in Europa Rechnung ablegen. Von diesen bilden nur sechs oder acht einen Rath, dessen Gewalt sehr groß ist. Die Schriften wegen des Handels sind lang und vielfach; die Geschäfte gehen deshalb um nichts besser, aber wohl langsamer.

Englische Compagnie.

Der Gebrauch des Thees ist in England so allgemein verbreitet, und die Consumtion der Blätter dieses Strauches so ansehnlich, daß man jährlich 16 bis 20 Millionen Pfund verbraucht. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Engländer einen großen Handel nach China treiben, und daß sie jährlich viel Schiffe dahin senden, um das für Großbritannien nöthige Theebedürfniß zu holen, und die Fremden an der Einfuhr desselben zu hindern. In dieser Absicht hat die englische Compagnie im J. 1787 ihre Expeditionen nach Kanton beynahe verdoppelt; hat sie

ſie in der Folge zu vermindern geſchienen, ſo iſt dieſes doch nur ſcheinbar geweſen, denn die Schiffe waren größer.

Nach den Zollbüchern des Hopou zu Kanton haben die Engländer vom J. 1786 bis 1787 dahin geführt:

An Geld	15,123,600 Liv.
An Bley	450,000 —
An wollnen Zeuchen, Camelotten und Sergen	2,366,365 —
An Calin, Pfeffer und andern Dingen	6,060,035 —
Summe:	24,000,000 Liv.

Rückladung.

18,853,670 Pfund Thee; rohe Seide, Nankins, Porzellan, Muſcus, Borax Rhabarber u. ſ. w.	42,620,335 Liv.
Koſten der Faktorey zu Kanton . .	1,105,760 —
Summe:	43,726,095 Liv.
Differenz der beyden Summen:	19,725,095 Liv.

Dieſe Differenz von 19,725,095 Liv. iſt gedeckt worden durch Thee und andere Waaren, welche die Chineſen der Compagnie geliefert haben, als Rückladung für die Baumwolle und andere Waaren aus Indien, welche Privatleuten zugehörten, zu deren Bezahlung die Subrecarguen Wechſelbriefe auf London gegeben haben. Der Cours dieſer Briefe iſt gewöhnlich ſehr hoch; es iſt eine Politik der Compagnie, welche durch dieſes Mittel eine große

Menge von Fonds, die aus dem Handel in Indien erwachsen, nach Kanton ziehet.

Man unterscheidet nehmlich zwey Arten des indischen Handels, einer, welcher mit Europa getrieben wird, und der andere, den Privatleute aus Indien nach Indien treiben; dieser letztere beläuft sich auf 32 bis 36 Millionen, und gewährt der Compagnie eine Abgabe von fast einer Million. Durch den Handel aus Indien nach Indien beleben die Engländer den nach China, und man sieht leicht, wie vortheilhaft er ihnen ist, weil durch den Stand der Wechselbriefe die von Kanton gezogenen Summen sich auf 12 bis 15 Millionen belaufen.

Um das J. 1787 haben die Privatversendungen aus Indien nach China, d. h. von Surate, von Bombay, von Madras, von Bencolen, aus der Meerenge von la Sande und Malaca, an Baumwolle, Calin, Pfeffer und andern Waaren, eine Summe betragen von ungefähr 12,000,000 Liv.

(Die Baumwolle allein hat 7,186,498 Liv. gegeben.)

Der Verkauf des Opiums in China hat sich fast belaufen bis auf . . .	5,500,000 —
Der Verkauf der durch die Schiffe der Compagnie zugeführten Baumwolle betrug	6,000,000 —
Summe:	23,500,000 Liv.

Von dieser Summe müssen abgezogen werden die Rückladungen nach Indien, bestehend in roher Seide, sei-

denen Fabrikaten, Thee, Candiszucker, Porzellan, Kampfer, Nankins u. s. w., welche sich auf sechs bis sieben Millionen belaufen; es bleibt daher übrig 16,500,000 Liv., welche, gerechnet zu dem von Privatleuten hergeschossenen Gelde, oder zu dem Werthe der bey den Chinesen auf Credit genommenen Waaren, die Summe von 19,725,095 Liv. ausgemacht haben, die die Ladung der europäischen Schiffe ausgefüllt hat.

Da die Engländer während des amerikanischen Krieges kein Geld nach China gebracht haben, so sahen sich die Subrecarguen genöthigt, auf Credit zu verladen, und ums J. 1785 war die Compagnie zu Kanton mehr als acht Millionen schuldig; seitdem hat sie ansehnliche Fonds hingehen lassen, welche sich bis auf funfzehn Millionen beliefen; allein da die Expeditionen immer weit stärker waren, so hat die Compagnie sich nicht liquidiren können, zumal die Geldsendungen sich in der Folge vermindert und zur Zeit der französischen Revolution ganz aufgehört haben; das englische Comptoir zu Kanton ist also den Chinesen eine sehr große Geldsumme schuldig, ungeachtet der großen Sendung von Bley und Wollenzeuchen. Dieser letztere Artikel besonders, der in den ersten Zeiten sich nur auf die Summe von zwey bis drey Millionen belief, ist nach und nach bis auf funfzehn gestiegen.

Man kann nach den bis zum Jahr 1796 gemachten chinesischen Ladungen annehmen, daß der Einkauf der Compagnie in Kanton, eins ins andere gerechnet, 30 bis 40 Millionen kostet, und in Europa die Summe von 65 bis 72 Millionen gewährt. Allein es ist schwer

zu bestimmen, was die Compagnie an reinem Gewinne von dieser Summe erhält, weil, ungerechnet den Einkaufspreis, noch die Kosten der Zölle, der Waaren, der Faktorey, die Schiffsfracht und andere Ausgaben abgezogen werden müssen.

Die Zollabgaben haben sich nach und nach von vier bis auf funfzehn Millionen vermehrt.

Die Waarenkosten belaufen sich auf drey bis vier Millionen.

Die Schiffsfracht ist mehr oder minder stark, nach Verhältniß der Zahl der gesuchten Schiffe und anderer Umstände; allein wenn man nach dem gewöhnlichen Preise jeder Tonne rechnet, welcher ungefähr 450 Livres beträgt, so muß der ganze Frachtpreis ungefähr zehn Millionen ausmachen.

Die Kosten der Faktorey zu Kanton belaufen sich, wie im Artikel von der Ladung bemerkt worden, auf mehr als eine Million.

Das englische Comptoir zu Kanton besteht aus sechzehn bis achtzehn Subrecarguen, von denen die vornehmsten einen Rath für die Geschäfte bilden, dessen Gewalt jedoch sehr eingeschränkt ist, vorzüglich in Ansehung dessen, was die Marine betrifft. Die Matrosen erkennen sie nicht an, und bekümmern sich ganz und gar nicht um ihre Befehle. Dieser Fehler der Administration hat für die Engländer in China üble Folgen, denn nach ihrem eigenen Geständnisse ist er die Ursache, daß sie daselbst nicht sehr geliebt und von der Regierung nicht gern gesehen sind.

Der Aufwand des Comptoirs ist ansehnlich, die Subrecarguen, fast alle Söhne oder Verwandte der Direktoren der Compagnie, werden in allen frey gehalten, und erhalten eine Commission, welche mit ihrem Dienstalter in Verhältniß steht; sie ist ansehnlich genug, um sie in den Stand zu setzen, nach einem Aufenthalte von mehrern Jahren in China nach London mit einem glänzenden Vermögen zurückzukehren.

Französische Compagnie.

Die Franzosen genossen ehedem allein des Vorrechtes, ein festes Comptoir zu Kanton zu haben; allein da sie eine lange Zeit nicht in dieser Stadt erschienen waren, so erlaubten ihnen die Chinesen nun nicht mehr, wie vorher, daselbst zu bleiben. Herr Duvelaër erhielt indessen im J. 1728 die Erlaubniß, in Kanton zu bleiben; allein im J. 1731 mußte er es verlassen, doch ließ er seinen Bruder dort, um auf ein Schiff zu warten, dessen Ankunft verzögert worden war.

Im J. 1754 erhielten die Franzosen das Recht, sich auf der Insel Wampou niederzulassen, indem sie für jedes Schiff 100 Taëls (750 Liv.) bezahlten. Als aber der Krieg den Handel der Franzosen oft unterbrochen hatte, und ihre Schiffe nicht zu Wampou erschienen waren, haben die Chinesen von ihnen nicht mehr als die Summe von 100 Taëls gefordert. Auch haben sie niemals gestatten wollen, daß eine andere Nation an ihrer Statt sich niederlassen sollte, und die Engländer haben vergebens Versuche gemacht, dies zu erhalten.

Der Handel der Franzosen in China erfordert nicht

mehr als zwey oder drey Fahrzeuge von 700 bis 800 Tonnen jedes. Ein größere Zahl würde mehr einführen, als Frankreich verbraucht, und weit über seine Ausfuhre. Dieser Handel erfordert drey und eine halbe bis vier und fünf Millionen, und mag in Europa ungefähr sechs bis acht Millionen einbringen.

Ein großer Theil der Sendung besteht in Silber, das Uebrige in Tuch, Spiegeln, Azur, Goldfäden und Ebenholz; die Rückladungen hingegen in Thee, roher Seide, Seidenwaaren, Nankins, Rhabarber, Anis, Porzellan und Chinawurzel. Der Thee macht das Drittel oder die Hälfte der Ladung aus; allein Frankreich verbraucht nur einen Theil davon (für ungefähr 300,000 Livres), das Uebrige geht ins Ausland, und bringt oft mehr Geld ein, als für die Ausrüstung nach China ausgegeben worden war.

Die rohe Seide macht einen Haupttheil der Rückladung aus, sie ist aber unsern Manufakturen unentbehrlich, weil diese einer feinern und bessern Seide bedürfen, als die aus unsern südlichen Provinzen und aus Italien ist. Da der Nankin in Frankreich einen starken Absatz findet, so ließ die Compagnie eine sehr große Menge von Stücken kommen; denn weil die Güte des Gewebes und der Farbe der ächten Nankins die, welche zu Rouen nachgemacht werden, weit übertrifft, so hat der Absatz von jenen auch durch die starken Abgaben, denen er unterworfen wurde, nicht gehemmt werden können.

Der Handel nach China ist immer als vortheilhaft angesehen worden; allein nur die Art, ihn zu führen, kann das

Glück desselben sichern; denn, da dieses Geschäft starke Kapitale fordert, so ist es wichtig, daß er er nur einem Manne anvertraut werde, der die Handelsgeschäfte zu Kanton gehörig versteht. Man setzt sich der Gefahr aus, seinen Zweck gänzlich zu verfehlen, wenn man sich bloß auf fremden Rath daselbst verlassen will.

Dänische und schwedische Compagnien.

Die Dänen senden gewöhnlich jedes Jahr zwey Schiffe nach China; der stärkste Theil der Sendung dahin besteht in Gelde, und beläuft sich auf 500,000 Piaster. Das Uebrige ist Bley, Ambra, Wollenwaaren, Azur, Kobalt und verschiedene indische Waaren, welche in Tranquebar von einem der aus Europa kommenden Schiffe eingenommen werden.

Die Schweden haben gleichfalls zwey Schiffe mit einer gleichen Summe Geldes; der Rest der Ladung besteht in Kupfer, Bley, Stahl und Kobalt. Diese beyden Nationen nehmen zur Rückladung Thee, den sie größtentheils wieder in Schottland und im nördlichen Deutschland verkaufen.

Von den Schweden und Dänen unterhielt jedes drey Residenten zu Kanton, außer einem Subrecarguen, der mit dem Schiffe kam und zurückkehrte; allein seit 1795 haben die Dänen, um den Aufwand zu vermeiden, keine Residenten mehr in China; die Employés kommen und gehen jedes Jahr von neuem.

Preußische Compagnie.

Das preußische Schiff, welches im J. 1787 zu Kanton war, hat an Geld 184,000 Piaster (oder 777,600 Liv.) und für 9,287 Piaster (oder 50,149 Liv.) an Rinsing, Bley, Rottin und Reis mitgebracht; die Summe belief sich auf 827,749 Livres.

Spanische Compagnie.

Die Spanier haben ein Comptoir zu Kanton, wo sie Subrecargen unterhalten; ihre Sendungen nach Europa bestehen hauptsächlich in Seidenwaaren, Nankins und andern chinesischen Erzeugnissen; Thee laden sie nicht.

Amerikanischer Handel.

Die amerikanischen Schiffe haben in den ersten Jahren, wo sie in Kanton erschienen, sehr wenig Geld mitgebracht; allein seit der französischen Revolution giebt es Fahrzeuge dieser Nation, welche bis auf 100,000 Piaster gehabt haben.

Ausschließender und Privathandel.

Man sieht aus dem, was ich über die Verbindungen der Europäer mit den Chinesen gesagt habe, daß der Handel durch Compagnien getrieben wird. Ist es vortheilhafter, ihn auf diese Art zu betreiben, oder ihn in den Händen der Einzelnen zu lassen? Dieses ist eine Frage, welche mehrmals

zur Sprache gebracht und von verschiedenen Seiten betrachtet worden ist, weil diejenigen, die sie auflösen wollten, entweder einzelne Kaufleute waren, die deshalb ihre eigene Sache vertheidigten, oder Individuen, welche, weil sie nie gereist waren, bloß ihren Verstand und Scharfsinn bey einer ihnen gänzlich unbekannten Sache zeigen wollten.

Handel der Gesellschaften und der Einzelnen.

Die ersten Europäer, welche Entdeckungen machten, oder sich dem Handel in ferne Gegenden widmeten, waren meistens isolirte und nicht in Gesellschaften vereinigte Kaufleute; allein die Länge und Gefahren der Reise, die Schwierigkeiten der Unternehmungen in der Ferne, schreckten sie bald von solchen Unternehmungen ab, und man sahe ein, daß die Kaufleute, mit eigenen Mitteln, nicht mit Vortheil gegen diese mancherley Unbequemlichkeiten ankämpfen konnten.

Die seit zwey hundert Jahren von allen fremden Mächten einstimmig angenommene Maaßregel, den indischen Handel, trotz der Klagen der Einzelnen darüber, in die Hände ausschließender Gesellschaften zu geben, beweist deutlich zum Vortheil dieser Gesellschaften, und angenommen auch, daß irgend ein eigennütziges Streben ihnen die Entstehung gegeben habe, so muß man doch annehmen, daß die Erfahrung endlich über den Nutzen oder Schaden derselben im Allgemeinen entschieden haben müsse.

Der große Colbert betrachtete die Gründung von Handelsgesellschaften als das sicherste Mittel, die Franzosen zu

nöthigen, einen eigenen Handel für sich zu treiben, denn, sagt Davenant (in seinem Essay upon the East-India trade), Frankreich ist eine Nation, bey welcher der Handel erzwungen und bloß künstlich ist; ihr Charakter und ihre Lage geben ihr nicht die Hoffnung, darin so glücklich zu seyn, wie die Engländer und Holländer, welche im Handels- und Seewesen weit geschickter sind.

Man betrachte den Charakter der Bewohner Indiens, die Entfernung der Orte und die Natur des Handels, und die Nothwendigkeit einer ausschließenden Gesellschaft ist so klar, und wird durch die Erfahrung aller Nationen so bewiesen, daß man keine andern Beweisgründe dafür aufzusuchen braucht.

Angenommen auch, das beste Mittel, den Handel zu betreiben, sey nicht das, ihn durch Gesellschaften führen zu lassen, so müßte man dieses Mittel schon deshalb anwenden, weil es von den andern Nationen auch angewendet wird, und Privatleute, ohne ansehnliche Fonds und Verbindungen unter einander, den Credit und die Kraft einer in allen Theilen innig vereinigten Gesellschaft nicht aufwiegen könnten.

Gleichheit an Kraft und Vereinigung ist im Handel nothwendig, um mit gleichem Vortheil von Nation zu Nation ihn zu betreiben; folglich muß das Gegentheil, welches natürlich aus dem freyen Handel entsteht, nothwendig unvermeidliche und zahllose Verluste nach sich ziehen; allein sobald die Regierung Gesellschaften stiftet, so muß sie auch, wie Postlethwait mit Recht sagt, über ihr Betragen und über ihren Handel wachen. Wenn es nun aber, wie die Erfahrung

lehrt, der Regierung nicht immer damit gelingt, wie kann sie denn die Augen immer auf eine Menge isolirter Handelsleute gerichtet halten, welche in der Freyheit des Handels nur die Erlaubniß finden, Alles zu thun, was sie wollen, nicht aber mit andern gemeinschaftlich auf Vergrößerung des allgemeinen Handels hinwirken!

Man kann noch dazu nehmen, daß, weil die Concurrenz dem Absatze der europäischen Waaren in Indien schadet und den Preis derer erhöht, welche man dort kauft, die einzelnen Befrachter mehr von dieser Concurrenz zu leiden haben, als eine Gesellschaft, welche ihre abzusendenden Waaren assortirt, die der Rückfracht gehörig combinirt, und folglich sich einen sicherern und größern Vortheil verschafft.

Eine Unbequemlichkeit des Privathandels ist die, daß, wenn ein Handelsmann mit einer Waare glücklich ist, alle andere auch darauf spekuliren, und folglich den Preis derselben herunter bringen; davon bin ich selbst mehrmals Zeuge gewesen. Wenn nun unter solchen Umständen am ersten auf Vermeidung von Verlust gedacht werden muß, so sucht sich jeder um jeden Preis aus der Verlegenheit zu ziehen, und die meisten ergreifen das einzige ihnen übrig bleibende Mittel, nehmlich das, sich mit den Engländern zu verbinden, und Waaren des englischen Handels nach Frankreich zu bringen, welche sie wie französische Ladung verkaufen. Der Kaufmann bereichert sich freylich durch solche Spekulationen, allein der Staat verarmt dabey; denn es entgeht ihm das baare Geld, welches er sich erhalten sollte. Dieses ist erfolgt und wird immer erfolgen, wenn der indische Handel

frey bleibt. Die Erfahrung hat es gelehrt. (Die Handelsbilanz von 1769 und 1783.)

Eine zweyte Unbequemlichkeit, welche aus der ersten folgt, ist die, daß Privatleute, wenn sie in großer Anzahl in einem Lande erschienen sind, nicht wieder dahin kommen, so bald sie einigen Verlust erlitten haben, und die Ungleichheit dieser Operationen zerstört den Nationalcredit gänzlich.

Es müssen daher nothwendig Compagnien gegründet werden, wenn man den indischen und chinesischen Handel mit Vortheil betreiben will. Eine Compagnie besitzt wirklich alle Vorzüge, welche ihr das Gelingen ihrer Operationen sichern müssen; sie unterhält auf ihren verschiedenen Comptoirs Faktoren, welche die Sprachen des Landes und die Verhältnisse der Geschäfte verstehen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, eine Gesellschaft verkaufe theurer, weil sie keine Concurrenz habe; sie muß ja die Preise der fremden Compagnien halten und die ihrigen nach jenen einrichten.

Nützlichkeit des indischen und chinesischen Handels.

Betrachtet man die Produkte Indiens und China's, so überzeugt man sich leicht, daß Frankreich den Handel nach beyden Ländern betreiben müsse, weil er ihm nützlich, ja fast durchaus nothwendig ist; nützlich, denn er bildet ihm Seeleute, unterhält die Erbauung und Bewaffnung von Schiffen, und belebt unsere Häfen; nothwendig, denn Asien liefert viel Waaren, deren wir gar nicht entbehren können, z. B. Spezereyen, Zucker, Kaffee, Zimmet, Salpeter, Baumwolle, Borax, Kampher und allerley Droguen für die Fär-

berey und Medizin; und da die strengste Wachsamkeit nicht verhindern kann, daß durch Contrebande nicht die bloß zum Luxus gehörigen Waaren eingeführt werden, z. B. Mousseline, so ist es besser, Frankreich holt sich diese Dinge selbst, und vermeidet so die Ausfuhre des Geldes, womit es sie den Fremden bezahlt.

Davenant hat sich darüber vor mehr als einem Jahrhunderte. im Jahr 1698, ganz wahr so ausgedrückt: „Welches Land in den vollen Besitz des indischen Handels kommen wird, dieses wird der ganzen Handelswelt Gesetze vorschreiben!“

Der chinesische Handel ist schon deshalb vortheilhaft, weil er keine außerordentlichen Kosten erfordert, d. h. keine Truppen, Fortifikationen und Marine. Braucht auch Frankreich nicht selbst alle von China zu beziehenden Waaren, so kann es sie wieder ins Ausland absetzen und sich einen einträglichen Handelszweig dadurch bilden.

Auf den Einwurf, daß er viel baares Geld erfordere, will ich durch das Folgende antworten.

Ausfuhr des Geldes.

Die Oekonomie einer Nation, sagt Ferrieres, besteht darin, fremde Waaren nur in so weit einzukaufen, als sie sie mit den ihrigen bezahlen kann. Als Frankreich durch den Traktat von 1786 mehrere Millionen aufopferte, um englische Erzeugnisse zu kaufen, so handelte es thöricht, weil es sich des baaren Geldes beraubte, seinen Feinden Hülfsmittel

zuführte, und überdies seine eigenen Manufakturen auf nichts herunterbrachte.

Das ist wahr, denn jeder ausländische Handel ist unvortheilhaft, wenn die Nation Waaren, die sie selbst verbraucht, mit Gelde bezahlt; allein, wenn sie sie in Natur, oder gar verarbeitet wieder ausführt, so ist dieser Handel im Gegentheil äußerst vortheilhaft.

Man hat daher sehr Unrecht, sich so stark gegen die Ausführung des Geldes zu erklären. Der Ueberfluß an Gelde macht freylich den Umtausch häufiger, vermehrt die Circulation, erleichtert die Mittel der Arbeit; allein ein zu großer Ueberfluß hat auch seine Unbequemlichkeiten, und man muß darüber ernstlich nachdenken.

Wenn bey einer Nation das Geld zu häufig wird, so sollten eigentlich die Abgaben und die nothwendigen Lebensbedürfnisse im Verhältnisse jenes Wachsthums herunter gehen; allein das ist nicht der Fall gewesen, sie steigen im Gegentheil, wie die Erfahrung lehrt. Da nun in diesem Falle die Erzeugnisse des Kunstfleißes theurer werden, so kann man sie nicht außer Landes führen. Das ist in Holland geschehen, das sieht man in Frankreich, das wird man auch in England sehen. Das Glück des Handels und sein Vortheil hängt gänzlich von den leidlichen Preisen ab, welche man den Käufern machen kann.

Der indische und chinesische Handel ist trotz der Ausführung des baaren Geldes, nach den bey allen Nationen anerkannten Grundsätzen, vortheilhaft; allein jene Ausfuhre muß so gering als möglich seyn, und das wird sie seyn, wenn der

Handel bloß einer verständigen Gesellschaft anvertraut und nicht jedem Einzelnen Preis gegeben ist.

Allein, so wie der Staat über den Handel wachen muß, so muß er auch auf die Manufakturen seine Aufmerksamkeit richten. Als unser levantischer Handel in seiner höchsten Blüte stand, schrie man gegen die Verordnungen, welche die Tuchfabrikanten nöthigten, den Tüchern eine gewisse Dimension zu geben, oder diese und jene Materien dazu zu gebrauchen. Was ist geschehen, als die Staatsverwaltung nicht mehr so streng darüber wachte? Tausenderley Betrügereyen sind angewendet worden, unsere Tücher haben ihren Ruf verloren, und die Engländer haben den Franzosen einen der wichtigsten Handelszweige entrissen.

Münzen.

Der alten Münzen giebt es in China nur wenige, und der Geschichtschreiber, ihrer Unterstützung beraubt, kann sich ihrer nicht, wie bey andern Völkern, bedienen, um durch das dunkele Labyrinth der Chronologie hindurch zu kommen. Der Kaiser Chy-hoang-ty, der außer seinen politischen Planen auch gern seinen Namen ausschließlich unsterblich machen wollte, vernichtete nicht nur diejenigen Monumente, welche älter als seine Regierung waren, sondern auch Alles, was nur an seine Vorfahren erinnern konnte. Nichts entging seinen gierigen Nachforschungen, Alles wurde zerstört, und die wenigen Münzen, welche man jetzt für Ueberreste der ersten Jahrhunderte des Reiches ausgiebt, sind unverständlich, oder verdienen wenig Zutrauen, wenn sie nicht gar vielleicht

das Werk verschlagener Chinesen sind, welche die Neugier der Alterthumsfreunde zu ihrem Vortheil benutzen wollen.

Alles, was man von diesen entfernten Zeiten weiß, ist, daß Tching-tang, der Stifter der zweyten Dynastie, im Jahre 1760 vor Chr. Geb. eine Kupfergrube bearbeiten und kupferne Münzen prägen ließ, um als Tauschmittel beym Einkauf der Lebensmittel zu dienen, deren das Volk, damals schon lange von Hungersnoth gedrückt, so dringend bedurfte.

Gemünztes Geld war ehedem selten, und wurde nur im Pallaste des Kaisers unter Leitung gewisser Beamten geprägt. Ven-ty machte es 160 Jahre vor Chr. Geb. gemeiner, indem er es überall ohne Unterschied zu verfertigen erlaubte, aber Kao-tsou, der Stifter der Dynastie der Tang, war 619 Jahr nach Chr. Geb. der erste, der das Gewicht und Gepräge bestimmte *).

Die Chinesen haben zu ihrer Münze Kupfer, Zinn, Bley, Eisen, gebrannte Erde und Muscheln genommen; die letztere Münze hielt sich nicht lange, so wie auch das Papiergeld, welches unter den Yuen oder Mongolen verfertigt wurde, und dessen Marc Paul gedenkt. Einige Schriftsteller behaupten, es habe vor langer Zeit in China goldene und silberne Münzen gegeben; allein wenn sie den Gebrauch derselben bis unter die ersten Dynastien hinauf versetzen, so kann man mit Recht diese Angabe bezweifeln.

*) Der chinesische Denier hat acht Linien und eine halbe im Durchmesser. In der Mitte ist ein viereckiges Loch; er wiegt ein Tsien und zwey Fen. Auf einer Seite sieht man das Bild des Kaisers, auf der andern zwey tatarische Worte.

Die Seltenheit des Kupfers unter Hang-vou, dem Stifter der Ming, im J. 1368 nach Chr. Geb., nöthigte diesen Fürsten, das Papiergeld wieder einzuführen; allein er war damit nicht glücklicher, als das erste Mal, denn die Chinesen konnten sich nie entschließen, ihr Silber gegen eine so leichte Masse umzutauschen.

Nur Silber und Kupfer sind in China im Umlauf, das Gold wird wie eine köstliche Waare betrachtet, deren Werth steigt und fällt.

Das Silber ist nicht gemünzt, wie in Europa, sondern in stärkere und minder starke Stücke gegossen; die starken braucht man zu ansehnlichen Zahlungen, und die andern schneidet man nach dem Bedürfniß in kleinere Stücke; daher trägt auch jeder Chinese seine Wage bey sich; diese hat, wie die römische, ein Wagbret und ein beweglich es Gewicht; der Arm, der sie trägt, ist von Holz oder Elfenbein, und getheilt in Leang, Tsien und Fen, oder Taëls, Mas und Condorins. Diese Wage ist außerordentlich fein, und man kann mehr oder minder schwere Dinge darauf bringen, je nachdem man sich einer der seidenen Schnüre bedient, welche sie im Gleichgewichte halten.

Der Gehalt des Silbers wird nach Hunderttheilen (Centimen) bestimmt. Silber zu 99 Theilen ist dasjenige, welches auf einen Leang oder eine Unze Silber einen Fen oder einen Condorin, d. i. ein Hunderttheil der Unze, Löthung (Zusatz) hat. Das courante Silber hält 98, und geht herab bis auf 91 und tiefer, nach Befinden der Umstände. Der Kaiser und das Finanzcollegium nehmen bloß

feines Silber, oder Silber zu hundert Gehalt; auch bey Zahlungen, welche die Chinesen dem Staate zu leisten haben, fügen sie drey bis vier Procent und mehr, nach Beschaffenheit des Silbers, hinzu.

Daraus folgt, daß in China wirklich nur Kupfermünze existirt; diese ist gegossen, und nicht geprägt. Diese Methode ist kostspielig; allein da die Regierung die Kupferminen besitzt, so darf sie das Metall, welches die Deniers bildet, nicht kaufen, und gewinnt folglich leicht die Fabrikationskosten.

Das Metall der kupfernen Deniers ist sehr spröde; es besteht aus gleichen Theilen von Tintenack und weißem oder rothem Kupfer, und manchmal kommt von diesem letztern mehr hinzu, als die Münze innerlich werth ist. Dieses könnte zu unangenehmen Ereignissen Veranlassung geben; allein die Regierung sieht darauf, daß der Preis des Kupfers nicht so niedrig werde, daß man durch Falschmünzen etwas gewinnen kann, aber auch nicht so hoch, daß man die Münze einschmelzen könnte, um das Metall davon zu verbrauchen; überdies werden auch die Falschmünzer mit dem Tode bestraft.

Man rechnet gewöhnlich nach Leang, Tsien und Fen, oder nach Taëls, Mas und Condorins. Zehn Deniers gehen auf einen Silberfen; allein dieses Verhältniß des Kupfers zum Silber ist nicht immer gleich. Ein Leang oder eine Unze Silber von hundert Gehalt gilt bisweilen 1000 Deniers, selten mehr, öfter weniger. Diese Veränderungen richten sich nach der eben im Umlaufe befindlichen Masse Silber; und das ist es, welches den Vortheil der Wechsler be-

gründet. Man braucht genau 10 Deniers zu einem Fen oder Condorin, 100 zu einem Tsien oder Mas, und 1000 zu einem Leang oder einer Unze Silber. Jede Mas, welche 80 — 100 Deniers von Kupfer nach dem Cours enthält, wird zusammengebunden durch einen Schilfhalm, der durch das Loch jedes Deniers geht, und oben befestigt wird. Die Wechsler bedienen sich dazu ausgehohlter Holzstücke, wodurch sie schnell jede Mas von Deniers zusammenfassen und befestigen.

Die in Kanton etablirten Europäer leisten und empfangen ihre Zahlungen bloß in spanischen Piastern, welche chinesisch Yn-tsien (Silbermünzen) heißen, und 7 Mas 2 Condorins, oder 108 Sols tournois (5 Fr. 84 Centimen) gelten.

Der Piaster wird im Handel zu 94 Gehalt angenommen, allein der Hopou nimmt ihn nur zu 93.

Werth der Münzen.

Die Chinesen zählen, wie ich bereits bemerkt habe, nach Leang, Tsien und Fen, oder Taëls, Mas und Condorins. Der Taël oder die Unze gilt 10 Mas (7 Fr. 41 Centim.), die Mas gilt 10 Condorins (75 Cent.), und der Condorin 10 Deniers (7, 5 Cent.)

Reduktion des französischen Geldes auf chinesische Münze.

Man muß die Summe auf die kleinste Benennung zurückführen, und sie sodann mit 741 Centimen dividiren, um Taëls zu bekommen. Bleiben untheilbare Zahlen übrig,

so fügt man eine Null hinzu, und man dividirt sodann mit 741. Der Quotient giebt Mas. Man fährt fort, bis nichts mehr zu dividiren übrig bleibt, z. B.

$$35{,}368 \text{ Franken} = \frac{3536800 \text{ Cent.}}{741} = 4773 \text{ Taëls}$$

0 Mas 1 Condorin.

Reduktion der chinesischen Münze auf französisches Geld.

Man muß die Summe mit 741 Centimen, dem Werth eines Taëls, multipliziren, z. B.

4773 Taëls × 741 Cent. = 3,536,793 Cent. + 7 Cent. als Werth eines Condorin gerechnet. Total = 3,536,800 Cent. oder 35,368 Franken.

Reduktion der Piaster nach Taëls.

Man muß den Piaster durch 7 Mas 2 Condorins, den Werth des Piasters, multipliziren. Das Produkt wird dann, wenn man die beyden letzten Zahlen wegschneidet, Taëls geben, z. B.

2472 Piaster × 72 Condorins = 177,984 oder 1779 Taëls 8 Mas 4 Condorins.

Reduktion der Taëls auf Piaster.

Man muß zur Summe zwey Nullen hinzufügen, und sie sie mit 72 dividiren, z. B.

$$333 \text{ Taëls oder } \frac{33300 \text{ Cond.}}{72} = 462 \text{ Piaster und } \tfrac{1}{2}.$$

deren Werth im französischen Gelde = 2466 Fr. 68 Cent.

Die Chinesen pflegen, wenn sie neue Piaster aus den Händen der Fremden empfangen, diese mit gewissen Charakteren zu bezeichnen, um anzuzeigen, daß sie gut sind; allein dieser Maaßregel ungeachtet werden diese Piaster, da man sie oft durchbohrt oder spaltet, um zu erkennen, ob das Silber dazu gut ist, dergestalt entstellt, daß man nicht wohl thut, sie anzunehmen, ohne sie vorher zu wiegen, oder von Leuten untersuchen zu lassen, die sehr erfahren und geschickt genug sind, um an dem Klange beym Zählen die falschen zu unterscheiden. Die Chinesen aus den Provinzen nehmen nicht gern die so bezeichneten oder verunstalteten Piaster mit, sie tauschen neue dafür ein und geben zwey bis vier Procent Agio.

Gewichte.

Die Chinesen haben zwey Arten von Wagen, eine mit zwey Schalen, und eine andere, welche der römischen gleicht; diese letztere ist gewöhnlicher. Die Wagen sind sich nicht überall gleich, und ihr Unterschied beträgt bisweilen von einer chinesischen Unze an bis zu 5 auf Hundert (Gewicht); allein die des Finanzcollegiums, Kouan-ty genannt, ist nicht veränderlich, und dient zum Muster für die übrigen. Mit der letztern wird Alles gewogen, wovon der Regierung Abgaben bezahlt werden.

Die Europäer bedienen sich beym Einkauf und Verkauf der Waaren ihrer eigenen Wagen.

Hundert Catis oder chinesische Pfunde machen ein Pic, welches so viel ist, als 123 Pfund Gold- oder Sil-

bergewicht zu 16 Loth, (60 Kilogrammen, 2 Hectogrammen, 0 Decagrammen, 9 Grammen, 2 Decigrammen). Das chinesische Pfund ist gleich 6 Hectogr. 2 Grammen, 0 Decigr. 9 Centigr. 2 Milligr.; es wird getheilt in 16 Taëls oder Unzen, der Taël in 10 Mas, die Mas in 10 Condorins, der Condorin in 10 Ly.

Reduktion des französischen Gewichts auf Pics.

Man muß die Quantität der Pfunde durch das Aequivalent des Pic, oder durch 60,2092 Kilogrammen dividiren, um Pics zu bekommen; dann zwey Nullen an den Rest ansetzen, und wieder mit 60,2092 dividiren, um Catis zu bekommen. Bleiben noch einige Zahlen übrig, so multiplizirt man sie mit 16, und dividirt wieder mit 60,2092, um Taëls zu erhalten; bleiben noch Zahlen übrig, setzt man eine Null an, und dividirt von neuem, um Mas zu erhalten.

Reduktion der Pics auf französisches Gewicht.

Man muß das chinesische Gewicht unter die kleinste Benennung bringen, und sodann durch 60,2092 multipliziren. Das Produkt wird dann, wenn man die beyden letzten Zahlen abschneidet und durch 16 dividirt, Kilogrammen geben.

Maaße.

Die Cobe oder der chinesische Fuß hat 10 Zoll in der Länge, und jeder Zoll zehn Linien. Das Verhältniß des chinesischen Fußes zum Metre ist schwer zu bestimmen, weil die Cobes unter sich selbst nicht gleich sind, und die Chinesen nach Verhältniß sich selbst größerer und kleinerer bedienen.

Waaren der Ausfuhre.

Theearten.

Der Thee war lange Zeit in Europa unbekannt, allein seitdem die Holländer im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts den Gebrauch desselben einführten, ist die Consumtion davon ganz ungeheuer geworden.

Vor hundert und mehrern Jahren überstieg die Theeeinfuhre in England nicht die Summe von 50,000 Pfund, da sie sich hingegen jetzt auf 18—20 Millionen beläuft. Woher diese Zunahme? Sollten die Engländer die Chinesen in dem Genusse dieses Getränkes zum Muster nehmen?

Die Lebensweise in China und die Beschaffenheit des Wassers macht den Gebrauch des Thees nothwendig. Erstlich genießt das Volk viele Fettigkeiten, und bedarf eines Getränkes, welches die Verdauung befördert; zweytens ist das Wasser nicht überall gut, und die Chinesen bemühen sich auch nicht sehr, reines und gutes zu erhalten, sie neh-

men daher ihre Zuflucht zu einer Substanz, wodurch sie es verbessern können.

Der Gebrauch des Thees ist in China eine Nothwendigkeit und keine Delikatesse; ein Beweis dafür ist, daß man ihn ohne Zucker und Milch genießt. In England ist keiner von jenen Gründen vorhanden; die Mode bloß hat hier den Thee erst zu einem dringenden Bedürfnisse gemacht.

Die Chinesen trinken schwarzen Thee, weil er milder ist, die Engländer lieben grünen, weil er reitzender ist; allein dieser greift die Nerven an: dies habe ich selbst bey meinem langen Aufenthalte zu Kanton erfahren. Eine allgemeine Regel in China ist, daß man den Thee nicht nüchtern genieße, denn er kann leicht Nervenzuckungen und Schwindel, vorzüglich bey magern Personen, erregen. Fetten Personen kann er eher bekommen. Den Frauen ist er besonders schädlich, denn ihr Nervensystem wird leichter angegriffen.

Das Wort Thee ist ein Patois aus Fo-kien, denn in der Mandarinensprache sagt man Tcha.

Man unterscheidet zwey Arten von Thee, den grünen und den schwarzen. Mit diesen beyden macht man die andern alle. Der Boden, die Pflege und das Abpflücken der Blätter ist der Grund der Verschiedenheiten.

Der Thee kommt gleich gut auf gebirgigem und ebenem Lande fort; er liebt besonders einen leichten und steinigen Boden.

Man säet den Thee im März, indem man in jedes Loch sieben bis acht Körner steckt, wovon oft nur eins oder zwey

aufgehen, die jungen Pflanzen erhalten Stäbe, werden reihenweise und drey bis vier Fuß auseinander gesteckt. Man kann die Theeblätter drey Jahre nach dem Säen erndten; allein man muß die Pflanzen aller fünf oder sechs Jahre erneuern, sonst wird das Blatt leicht hart und scharf.

Die Art des Theebaues ist nicht überall dieselbe. In der Provinz Kiang-nan läßt man ihn nicht über sechs bis sieben Fuß hoch werden, anderwärts aber läßt man ihn zu einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß wachsen.

Der Theestrauch ist buschig wie der Rosenstrauch. Die Zweige gehen von unten heraus, die Blätter sind spitzig und gezahnt. Die Blüte ist weiß, wie eine Rose gestaltet, nnd aus sechs Blumenblättern zusammengesetzt. Die Beere ist rund, länglich und einer kleinen fleischigen Nuß ähnlich. Die Theeblätter werden im Anfang, in der Mitte und am Ende des Frühlings gesammlet. Man unterscheidet sie nach einer dreyfachen Qualität; nehmlich die neuen, von jungen Pflanzen genommenen Blätter, die, welche sogleich nachher treiben, und endlich die, welche zuletzt kommen. Die Blätter an den Spitzen der Zweige und von oben sind die zartesten, die aus der Mitte des Strauches sind es weniger, und die untersten sind grob. Die Farbe der Blätter richtet sich nach der Zeit, wo sie gepflückt werden; sie sind hellgrün im Anfange des Frühlings, graugrün in der Mitte, und schwärzlichgrün am Ende dieser Jahreszeit. Wenn sie gepflückt worden sind, bringt man sie in ein Dampfbad, man rollt sie auf eisernen oder irdenen Platten, und läßt sie dann an der Sonne trocken werden. Mit den Blättern vom grünen Thee

nimmt man das nehmliche vor, allein man bringt sie nicht an die Sonne, denn sie würden dadurch schwarz werden. Der Thee, welcher Tchu-tcha heißt, wird in der Hand gerollt, und sorgfältiger als der andere.

Der schwarze Thee kommt gemeiniglich aus der Provinz Fo-kien. Der gemeinste ist der Bouy, dann kommt der Campouy, Congfou, Saotchon, Paotchon und Pekao. Es giebt auch noch einen schwarzen Thee, Ankay genannt, der in Kiang-nan gebaut wird, allein diese Art wird nicht allgemein ausgeführt.

Die Provinz Kiang-nan erzeugt den grünen Thee, nehmlich den Songlo, den Tonkay, den Haysuen, den Haysuenskine, den Tchu-tcha, den Chulan. Der letztere bekommt seinen Geruch von der Blüte des Lan-hoa, welche darunter gemischt wird.

Man verschließt den schwarzen Thee in Barsen (Bambuskörbe) mit Bley belegt: diese Barsen wiegen 30 bis 40 Catis; er kommt auf dem Flusse nach Kanton, allein eine weit größere Menge bringen die Jonken zur See. Der grüne Thee wird in hölzerne, gleichfalls mit Bley belegte Büchsen gethan; diese Kästchen wiegen 45 bis 60 Catis und drüber.

Außer den erwähnten Theesorten giebt es noch welche, die zu Kanton nicht sehr bekannt, andere, die sehr selten sind; das haben wir auf unserer Reise nach Peking gesehen, allein es ist dabey viel Charlatanerie. Der Kaiserthee, Mao-tcha genannt, besteht aus frischen Blättern von den jungen Pflanzen des Thee Bouy-tcha. Derjenige,

den man Pou-eul-tcha nennt, hat seinen Namen von dem Dorfe Pou-eul in Kiang-nan, bey welchem er wächst. Der Strauch, der diese Theeart liefert, bleibt seinem natürlichen Wuchse überlassen, er ist buschig, seine Blätter sind lang und dicke. Dieser Thee hat einen süßlichen Geschmack und nichts Angenehmes, er wird bey Koliken und Durchfall gebraucht, er macht Appetit; die Dosis ist ein bis zwey Quentchen. Man gießt auf diesen Thee zwey bis drey Mal kochendes Wasser, dann läßt man ihn in demselben Gefäße ziehen, verschließt es wohl, und trinkt ihn so heiß als möglich.

Eigenschaften des Thees.

Der Thee-Bouy muß, wenn er gut seyn soll, schwärzlich aussehen, Blätter von mittlerer Größe, welche ein wenig rund und röthlich sind, haben. Wenn dieser Thee beym Anfühlen sticht, und sich nicht drücken läßt, so ist dies ein Beweis, daß er trocken ist; bricht er aber, dann ist er zu sehr gedörrt oder zu alt. Das Wasser, worin er geweicht worden (oder die Färbung), muß von dunkelgelber Farbe und ohne herben Geschmack seyn.

Der Preis des Pics vom Thee-Bouy ist immer 12 bis 15 Taëls.

Der Congfou-Thee ist noch besser als der Thee-Bouy, aber auch theurer. Seine Farbe im Wasser ist leichter, und fällt ins Grüne; er hat selten einen angenehmen Geruch. Der Pic kostet 25 bis 27 Taëls.

Der Thee Saotchyn theilt dem Wasser eine schöne

grüne Färbung mit; er hat einen angenehmen Geruch. Seine Blätter müssen ohne Flecken seyn. Der Pic kostet 40 bis 50 Taëls.

Der Thee Pekao hat nur eine leichte Färbung, welche ins Grüne fällt; er riecht sehr angenehm nach Veilchen. Der Pic kostet 34 bis 60 Taëls.

Der Kaiserthee sieht grünlich aus; seine Färbung im Wasser ist gleichfalls grün. Seine Blätter sind groß und schön grün. Werden sie im Wasser entfaltet, so darf man keine Flecken darauf bemerken. Dieser Thee riecht ein wenig nach Seife.

Die Blätter des Thees Songlo sind länger und spitziger, als die des schwarzen Thees, sie müssen ohne Flecke und nicht welk seyn. Man muß den Songlo nicht nehmen, dessen Blätter gelb sind, weil er dann von geringerer Güte ist; denn dies ist der Fall, wenn er wie Sardellen riecht. Der Songlothee muß bleyfarben aussehen, und seine Färbung im Wasser muß grün seyn. Dieser Thee ist ätzend; er kostet 24 bis 26 Taëls der Pic.

Der Hayfuen-Thee muß, wenn er gut seyn soll, bleyfarben aussehen, und seine Färbung im Wasser muß ein schönes Grün seyn. Seine Blätter sind schön ohne Flecken, und falten sich ganz auseinander. Dieser Thee hat viel Kraft und Geist, und einen leichten Geruch von gebratenen Kastanien. Der Pic kostet 50 bis 60 Taëls.

Der Thee Tchu-tcha kostet 65 bis 70 Taëls der Pic.

Die feinen Theearten werden im Wasser probirt. Der Geruch, Geschmack und die geistige Kraft entscheiden ihre

Güte. Die Blätter davon müssen gut erhalten werden. Um sie zu probiren, nimmt man ungefähr einen Condorin an Gewichte davon (3 bis 4 Decigrammen), welche man in eine Tasse thut; dann gießt man reines und kochendes Quellwasser darauf, bedeckt sie hierauf mit der Unterschale, auf welche heißes Wasser gegossen wird, um die Hitze zu unterhalten. Hat der Thee lange genug gestanden, so daß sich seine Blätter ganz entfaltet haben können, dann untersucht man sie, so wie die Färbung, welche sie im Wasser gegeben haben.

Fassung der Theesorten.

Thee-Bouy.

Nachdem die Kisten numerirt und gewogen worden *), untersucht man die Barsen oder Theebüchsen, um zu sehen, daß das Obere nicht feuchte ist: man leert sie dann in dem Magazine, und ist nichts Verschimmeltes darunter, so thut man den Thee in die Kisten, um ihn von den Coulis eintreten zu lassen. Sind die Kisten voll, genau verschlossen und gewogen, dann schafft man sie fort, oder läßt sie vielmehr bey den Kaufleuten, um von hier aus in Flußschiffe des Landes geladen zu werden, welche sie nach Wampou bringen.

*) Außer dem Gewichte jeder Kiste zieht man bey den größten noch ein und ein halbes Pfund, bey den mittlern ein Pfund, und bey den kleinen ein halbes Pfund ab. Dies macht denn das Gewicht der Nägel und des Papieres daran aus.

Grüner Thee.

Man breitet diesen Thee auseinander, um zu sehen, ob er mit der Probe übereinstimmt, dann schüttet man ihn in die Kisten. Gut ist es, wenn man ein Bret, gerade so groß wie die Kiste, darauf legt, damit die Coulis die Blätter gleich eintreten, und sie nicht zerbrechen.

Feiner Thee.

Man öffnet nicht alle Kisten der feinen Theesorten, sondern nimmt nach dem Zufalle ein Dutzend aus der Zahl derer, welche die Chappe ausmachen *). Man leert sie aus, um zu sehen, ob der Thee mit der Probe übereinstimmt, dann schüttet man ihn wieder in die Kiste, an der man das Bley, womit gemeiniglich das Innere aller Theekisten überzogen ist, sorgfältig zusammen löthen und schmelzen läßt.

Emouy's Alaun.

Der Pic Alaun kostet 2 bis 3 Taëls.

Sternanis.

Der Baum, welcher den Anis erzeugt, wächst in der Provinz Quang-sy; seine sternförmige Frucht verbreitet einen angenehmen, aber sehr starken Geruch. Es ist unmöglich, ihn frisch zu bekommen, denn die Chinesen haben

*) Man nennt chappe eine gewisse Anzahl von Theekisten, von 80 — 100. Alle diese Chappen haben verschiedene Namen, woran man den Thee erkennt, und welche meistens den Ort bezeichnen, wo er herkommt.

die Sitte, Alles, was sie davon nach Kanton bringen, am Feuer zu dörren.

Man muß den Anis in hölzerne, inwendig mit Bley belegte Kisten schütten, und diese, nachdem sie ganz angefüllt worden, verlöthen lassen; denn der Geruch davon ist so durchdringend, daß er sich leicht allen andern Waaren ohne diese Vorsicht mittheilen würde. Der Pic Sternanis kostet 9 bis 10 Taëls

Borax.

Der Borax wird aus Tibet gebracht, und kommt nach China durch die Provinzen Setchuen und Yunnan. Es giebt zwey Sorten davon; der, welcher gereinigt und in Stücken von einem Zoll in die Dicke und vier bis fünf in der Breite krystallisirt ist. Man muß ihn verschließen und sorgfältig vor der Luft schützen, sonst verliert er seine Gestalt und wird zu Mehl.

Der nicht gereinigte ist grünlich oder röthlich; er ist nicht in Masse, und hat ein fettiges, teigartiges Ansehen. Die Luft wirkt nicht auf ihn.

Der Borax, den man in China kauft, ist reiner als der, welcher aus Bengalen kommt. Der Pic kostet 20 bis 30 Taëls.

Zimmet.

Der Zimmet wächst in Quang-sy. Seine Farbe ist hellgelb, ein wenig ins Graue fallend; er ist nicht so stark als der von Ceylan, und viel schlechter als der von Cochin-

china, dessen äußerlich braune und graue Rinde so mit aromatischen Oehle angefüllt ist, daß man es mit den Fingern herausdrücken kann. Der Pic Zimmet kostet 12 bis 24 Taëls, dasselbe Gewicht Blüten wird um 12 bis 15 Taëls verkauft.

Kampher.

Der Kampherbaum schießt hoch auf, und wächst in der Provinz Yunnan. Er wird dick, und giebt Breter von ziemlicher Breite. Sein Holz ist geädert, und hat einen starken Geruch; daher wird es auch nicht von Würmern angegriffen.

Der Kampher kommt in runden, ungefähr fünf Zoll im Durchmesser haltenden Broden. Um ihn zu bereiten, nehmen die Chinesen die frischen Zweige des Baumes, schneiden sie in Stücken, lassen sie drey bis vier Tage weichen, ehe sie sie in einem großen eisernen Topfe kochen, worin man ihn so lange läßt, bis sich der Saft, der aus den Zweigen kommt, an den Stab legt, welcher zum Umrühren gebraucht wird. Dieser Saft wird dann durchgeseiht und in ein irdenes Becken gethan, wo er gerinnt. Dann nimmt man feine Erde, und macht davon auf dem Boden eines Beckens von rothem Kupfer eine Lage, auf welche man wechselsweise eine Schicht Kampher und eine Schicht Erde legt, bis das Gefäß voll ist; allein man muß genau Acht haben, daß man mit einer Schicht Erde schließt, worauf dann Blätter von dem Pou-ho (Poley) gebreitet werden. Nachdem man dieses Gefäß mit einem andern bedeckt hat, welches man sorgfältig verkittet, so bringt man beyde an ein gleiches, nicht zu starkes Feuer, und nach einer gewissen Zeit, und wenn

sie erkaltet sind, findet man den Kampher sublimirt, und angelegt an den Boden des obern Gefäßes.

Diese Operation wird nur ein einziges Mal vorgenommen, und zwar nicht sehr sorgfältig; daher darf man sich nicht wundern, daß der Kampher nicht sehr rein, und oft mit Erde vermischt ist. Der Pic chinesischer Kampher kostet 20 bis 28 Taëls.

Die China.

Diese Wurzel, welche aus Setchuen kommt, ist inwendig weislichgelb mit rothen Adern vermischt, und äußerlich dunkelbraun. Soll sie gut seyn, so muß sie schwer, innerlich wenig gefärbt, und nicht angestochen oder angefressen seyn. Die Chinesen essen sie zur Zeit der Hungersnoth, und behaupten, sie mache fett. Der Pic kostet 2 bis 3 Taëls.

Galanga.

Dieses ist die knotige Wurzel einer Pflanze, welche beynahe zwey Fuß hoch wächst, und deren Blätter denen der Myrthe ähnlich sind. Es giebt zwey Arten von Galanga. Die von Java hat eine gröbere und dickere Wurzel, als die aus China; allein die letztere ist, wenn gleich kleiner, doch von besserer Beschaffenheit, und weit stärker riechend, als die erstere. Der Pic kostet $1\frac{1}{2}$ bis 2 Taëls.

Ninsing aus der Tatarey.

Diese Wurzel ist schwer und durchsichtig; sie wird nur für den Kaiser aufbewahrt. Die Chinesen verkaufen zuweilen welche, allein oft ist es nur präparirter Ninsing aus Canada.

Von dem tatarischen Ninsing kostet der Taël an Gewicht (ein wenig mehr als eine Unze) von 10 Taëls (75 Liv.) bis 18 (135 Liv.).

Queckſilber.

Das Queckſilber kommt aus Yunnan. Dasjenige, welches zu Kanton verkauft wird, iſt ſo, wie es aus den Gruben gezogen wird. Die Chineſen verfälſchen es oft. Der Pic koſtet 35 bis 40 Taëls.

Man findet zu Kanton auch Zinnober. Der aus der Provinz Fo-kien iſt ſehr ſchön; es iſt der einzige, den man ausführt. Er kommt in kleinen Kiſten, welche 110 Packete, zwölf Taëls ſchwer, enthalten. Der Pic koſtet 50 bis 150 Taëls.

Biſam.

Der Biſam kommt aus den Provinzen Chen-ſy, Chan-ſy, Setchuen und Yunnan. Der beſte iſt der aus Tunquin. Das Thier, welches ihn giebt, hat die Größe einer Ziege; ſobald es getödtet worden, ſchneidet man ihm den Beutel ab, der den Biſam enthält; man bindet ihn feſt zuſammen, und läßt ihn ſo lange trocknen, bis die Maſſe ſich in gelbliche Körner zerſetzt hat. In dieſem Zuſtande wird der Biſam am meiſten geſchätzt; der, welcher wie feiner Staub iſt, hat eine geringere Güte.

Man wird oft betrogen, wenn man Biſam kauft, denn die Blaſen, welche man für ächten Biſam verkauft, ſind bisweilen nur ein Stück Haut, worin man Blut von dem Thiere mit verfaultem Holze vermiſcht hat; die Käufer ver-

brennen ein wenig Bisam, verzehrt er sich ganz, so ist er gut, läßt er aber einen kohlenartigen Rest zurück, so ist er verfälscht. Manchmal ziehen sie auch durch die Blase einen in Knoblauch getauchten Faden, verliert der Faden seinen Geruch, so hält man den Bisam für ächt. Im Ganzen ist es schwer, diese Waare recht kennen zu lernen. Der Catis oder das Pfund Bisam kostet 30 bis 35 Taëls.

Nankins.

Der größte Theil der Zeuche, welche Nankins heißen, werden in dem Distrikte der Stadt Song-kiang-fou in der Provinz Kiang-nan verfertigt, und zwar aus einer von Natur gelblichen oder röthlichen Baumwolle. Die Nankinrollen enthalten zehn Stück, unter denen immer vier feiner sind, als die übrigen. Man muß, wenn man die Nankins erhält, sich erst sorgfältig überzeugen, ob sie mit der Probe übereinstimmen, und ob nicht Stücke von zweyter oder dritter Güte darunter gebracht worden sind.

Die beste Art, die Nankins auf den Schiffen zu verladen, ist die, sie in Kisten zu legen; man verliert freylich dadurch ein wenig Raum, allein die Nankins halten sich besser. Die Spanier pflegen sie zu pressen und Ballen daraus zu machen, welche sie dann mit Theer überstreichen. Diese Methode ist gut, nur erfordert sie mehr Zeit.

Es giebt zwey Sorten von Nankins, die einen sind breit, und halten in der Länge 18 Cobes, die andern sind schmal, und halten nur 14 Cobes in der Länge. Das Hundert von den erstern kostet 66 bis 89 Taëls, das von den letztern 34 bis 65.

Die Zeuche, welche weiße Nankins heißen, werden gemacht wie die gelben; allein das Gewebe daran ist nicht so dicht. Das Hundert kostet 47 bis 52 Taëls.

Gold.

Das Gold, welches man in dem chinesischen Handel findet, ist in Gestalt von langen und ungleichen Stücken oder Barren, 10 Taëls am Gewichte. Man muß denjenigen den Vorzug geben, welche lang und viereckig sind; sie kommen aus Cochinchina und Tunquin.

Der Gehalt des Pekingschen Goldes ist der höchste, nehmlich 97, indeß der des cochinchinesischen nur 96 beträgt, und man verkauft es zu 93. Das Gold, welches gemeiniglich ausgeführt wird, hat einen Gehalt von 88, und kostet gewöhnlich 1290 Liv. das Pfund nach Markgewichte, und bisweilen mehr. Im Ganzen genommen wird das Gold verhältnißmäßig nicht so theuer verkauft, als das Silber.

Die Chinesen nehmen die Gold-mohurs (eine Goldmünze aus Bengalen) zu 94, 95 und 96, und die venetianischen Zechinen zu 98 Gehalt.

Man bringt auch Gold aus Japan, allein es ist schlechter, als das cochinchinesische.

Porzellan.

Das Porzellan kommt aus King-te-ching in der Provinz Kiang-sy. Dasjenige, welches man nach Kanton bringt, ist weiß und blau, oder ganz weiß. Man malt es in den Vorstädten nach den von Europäern angegebenen

Mustern. Wenn man das Porzellan übernimmt, so darf man es nur mit den Mustern zusammenhalten und prüfen, ob es gut gemalt und nicht beschädigt ist. Hat man die Rechnung darüber abgeschlossen, so zieht man zwey Procent für das zerbrochne ab.

Rhabarber.

Die Chinesen nennen den Rhabarber Ta-hoang (großgelb). Er wächst in Chen-sy und Setchuen, allein der aus der letztern Provinz ist der geschätzteste. Der Stengel des Rhabarbers wird zwey bis drey Fuß hoch, er hat eine dunkelviolettne Farbe. Seine Blätter, welche im März erscheinen, sind breit, lang, dick, und rauh anzufühlen; seine Blüten sind klein und violett; das Korn ist schwarz und gleicht dem Hirsen. Man nimmt die Wurzel des Rhabarbers im September heraus; die schwerste ist die beste, sie ist dick und lang; das Innere ist gelb marmorirt mit rothen Adern. Anfangs fließt ein sehr dunkelgelber Saft heraus; allein um dieses zu verhindern, machen die Chinesen Feuer unter großen steinernen Tischen, und breiten die Wurzeln darauf aus, indem sie sie mehrmals des Tages umwenden, bis nichts mehr herausfließt; man schneidet sie sodann in Stücke, sticht Löcher hinein, und bildet daraus Gehenke, die im Schatten aufgehangen werden.

Der frische Rhabarber ist sehr bitter. Man findet zwey Sorten davon zu Kanton, eine zubereitet, und die andere nicht. Die Holländer führen die erstere aus. Wenn man Rhabarber kauft, muß man prüfen, ob nicht Würmer in den Löchern sind, welche zum Aufhängen gedient haben,

denn an diesen Stellen verdirbt er leicht. Der Pic Rhabarber kostet 36 bis 40 Taëls.

Drachenblut.

Das Drachenblut kommt von Setchuen und der Insel Hainan; der Baum, der es erzeugt, ist groß und gleicht einer Palme; seine Rinde ist dünn; macht man Einschnitte darein, so fließt ein Saft heraus, und dieser ist eben das Drachenblut. Der Pic kostet 25 bis 40 Taëls.

Seide.

Die rohe Seide kommt aus der Provinz Kiang-nan; die verarbeitete aus Kanton und aus Fochan, einem ansehnlichen, nicht weit von jener Stadt gelegenen Flecken. Die rohe Seide aus der Provinz Kanton ist schlechter, als die europäische.

Die Chinesen nehmen zur Appretur der rohen Seide keinen Gummi, denn diese Appretur ist ihr schon von Natur eigen. Wenn man rohe Seide übernimmt, muß man einen schönen heitern Tag wählen, und sich so stellen, daß das Licht von der Seite kommt, und zeigt, ob sie recht rein und glänzend ist. Es ist wichtig, daß man sorgfältig untersucht, ob sie recht schön weiß ist, und nicht ins Gelbe fällt, auch ist es nöthig, die Mochen zu öffnen und das Innere zu betrachten, um zu sehen, daß sie nicht vermischt ist. In Rücksicht der Qualität muß man sich nach den Forderungen Europa's richten, denn einige wollen die Seide stärker, andere schwächer; im Ganzen ist der Faden der rohen Seide sehr dünn. Diese Waare wird auch sehr genau gewogen, und

zwar auf äußerst feinen Wagen; man legt sie hierauf in Kisten, welche mit Leinwand ausgelegt sind, und sobald diese verschlossen und vernagelt sind, bringt man sie in den Hang, oder in das Haus, welches man bewohnt. Der Pic rohe Seide aus Nanking, bester Güte, kostet 200 bis 280 Taëls. Die Seide aus Kanton ist von dreyerley Güte. Der Pic von der ersten kostet 210 bis 220 Taëls, die von der zweyten 170 bis 200 Taëls, und die von der dritten 100 bis 185 Taëls.

Die Uebernahme der Stücke seidenen Zeuches erfordert gleichfalls viel Aufmerksamkeit. Soll ein Stück gut seyn, so muß es ein gleiches Gewebe und die erforderliche Quantität der Fäden haben, welches man leicht am Korne des Zeuches erkennen kann. Ein gut gearbeitetes Stück seidenen Zeuches fühlt sich sanft an; ist es aber hart und rauh anzufühlen, dann ist es aus Seide von Kanton gemacht, und folglich aus schlechterer Seide. Man muß auch prüfen, ob die Stücke ohne Flecke sind, und vorzüglich, ob sie das Gewicht haben, denn oft sind sie beym Anfang sehr stark, und gegen das Ende zu sehr dünn. Ich habe Atlaßnankins gesehen, welche vom Anfang bis zum Ende um ein Drittheil in der Güte unterschieden waren. Klug ist es, farbige Stücke nicht eher zu nehmen, als bis sie ganz trocken sind, sonst kommt man in Gefahr, daß sie schlitzen.

Mit Leichtigkeit rollen die Chinesen die Stücke, welche aufgerollt worden sind, wieder zusammen, und zwar vermittelst zweyer langer stählerner Stäbe.

Zucker.

Der rohe Zucker wird aus Quang-tong, aus Kiang-sy und aus Fo-kien gezogen. Der Kandiszucker kommt aus Chin-tcheou, einer Stadt der letztern Provinz; der, welcher aus Cochinchina gezogen wird, ist weit besser als dieser.

Der Pic rohen Zuckers kostet 4 bis 6 Taëls. Der Pic Kandiszucker aus Fo-kien, von erster Güte, kostet 7 bis 15 Taëls, und der auch Cochinchina 8 bis 15 Taëls.

Tintenack (Toutenague).

Den Tintenack findet man in der Provinz Honan; das Erz desselben hat eine blaugraue Farbe, und glänzt wie das Eisenerz; es ist schwer und weich, wenn es sich im Innern der Erde befindet, und wird härter an der Luft. Man findet sehr oft Streifen dieses Metalles, welche sich von der Oberfläche der Erde an bis in eine Tiefe von 60 bis 80 Toisen erstrecken. Der Boden, worin man ihn findet, ist gelblich ins Grüne fallend. Der Tintenack ist selten rein; das Erz schmilzt leicht, und verbreitet alsdann einen dicken und stinkenden Rauch. Mehrere Schriftsteller behaupten, der Tintenack sey der aus einem reichen Galmey gezogene Zink; allein dies ist ein Irrthum. Man kennt bis jetzt nur 1) den mit Schwefel mineralisirten Zink, welcher Eisen und Bley enthält, 2) den mit Schwefel und Arsenik mineralisirten Zink, oder die schwarze und rothe Blende, und 3) den Kalamintstein. Die Farbe des Galmey's ist röthlich und gelblich, bisweilen grau, welches anzeigt, daß er mit dem Zink Aehnlichkeit hat; allein diese Farben findet man gar nicht

bey dem Erze des Tintenack. Man bedarf, nach Angabe des englischen Reisenden, nur eines langsamen Feuers, um den Tintenack zu schmelzen und ihn in Rauch verdünsten zu lassen; er unterscheidet sich also von dem Galmey, weil man hier ein heftiges Feuer braucht, um den Zink aus dem Galmey zu ziehen und unter der Gestalt eines weißen Rauches zu sublimiren. Das einzige bekannte Mittel, den Zink mit den Metallen zu vereinigen, ist, ihn mit diesen zu schmelzen, welches der von dem Doktor Gillan angegebenen Prozedur ganz entgegengesetzt ist, welcher sagt, daß die Chinesen das Kupfer, um ihm eine weiße Farbe zu geben, bloß dem Dampfe des in der Schmelzung begriffenen Tintenack aussetzen. Eine der Eigenschaften des mit dem Kupfer verbundenen Zinks ist die, daß das erstere dadurch dem Ansetzen des Grünspans weniger unterworfen ist, und es ist bekannt, daß das weiße chinesische Kupfer nicht frey davon ist. Man vermischt endlich den Zink mit dem Kupfer, um ihm eine Goldfarbe zu geben, die Chinesen aber brauchen den Tintenack, um ihm eine weiße Farbe zu geben, welches gerade das Gegentheil ist. Man muß indessen wohl merken, daß die dem Kupfer von den Chinesen mitgetheilte weiße Farbe nicht immer bleibt, sondern sich mit der Zeit verliert. Noch mehr, diese Weiße befindet sich auch nur auswendig, denn zerbricht man ein an sich schon sehr zerbrechliches Stück weißen Kupfers, so sieht man, daß es inwendig gelb ist.

Aus dem, was ich angeführt habe, ergiebt sich, daß der Zink nicht die Basis des Tintenack ist; er enthält, wie es scheint, Eisen, Bley, und wie einige Schriftsteller gemeint haben, Bismuth, dessen Eigenschaft, das Kupfer weiß zu

färben bekannt ist, und dessen Existenz in dem Tintenack durch die blaue Farbe ihres Erzes hinlänglich bewiesen ist. Der Pic guten Tintenacks kostet 6 bis 7 Taëls.

Turmerick.

Der Turmerick, oder terra-merita, oder curcuma, heißt chinesisch Cha-kiang; er kommt aus Quang-tong. Diese Wurzel ist gut zum Färben; die längste ist die beste. Der Pic kostet 3 bis 4 Taëls.

Waaren der Einfuhr.

Stahl.

Will man den Stahl in China gut verkaufen, so muß er in Stücken seyn, welche einen Zoll ins Gevierte und neun bis zehn Zoll in der Länge halten, und muß in Fässern liegen von hundert Pfund Gewicht. Die großen Barren haben keinen Cours zu Kanton. Der Pic wird um 4 bis 7 Taëls verkauft.

Man darf keine zu große Menge Stahl nach China bringen, man müßte denn Gelegenheit haben, bey der Ankunft daselbst einen Theil in den malayischen Niederlassungen zu verkaufen, wo man ihn gegen Calin von gleichem Gewichte umtauscht.

Hayfischflossen.

Der Pic von bester Güte wird um 20 bis 33 Taëls verkauft, und der von geringerer um 15 bis 27 Taëls.

Grauer Ambra.

Der Ambra muß, wenn er gut seyn soll, leicht seyn, und weiße und aschgraue Adern haben; ist er schwarz und schwer, so taugt er nichts. Um seine Beschaffenheit zu prüfen, brechen die Chinesen einige Stückchen davon ab, und legen sie in ein mit warmen Wasser angefülltes Gefäß, welches sie hernach sorgfältig verschließen. Löst sich der Ambra gleichmäßig auf, so halten sie ihn für gut. Bisweilen legen sie ihn auch auf eine glühende Eisenplatte; giebt er Rauch von sich, dann ist er verfälscht, verbrennt er aber gänzlich, oder läßt nur sehr wenig Asche zurück, dann ist er von ächter Güte.

Gelber Ambra oder Succin.

Der gelbe Ambra wird von den Chinesen sehr geschätzt, und sie machen verschiedene Zierrathen daraus; sie ziehen denjenigen vor, der hellgelb und nicht sehr durchsichtig ist. Der Cati Succin, in großen Stücken von erster Güte, wird um 14 bis 22 Taëls verkauft.

Areka.

Die Areka kommt aus Batavia, Malacca und Cochinchina; die letztere ist die theuerste. Diese Nuß ist rund, auf einer Seite platt, und innerlich mit rothen und weißen Adern besäet; sie berauscht, wenn sie frisch ist. Es giebt Leute, welche dann davon essen, um, wie man sagt, sich unempfindlich gegen den Schmerz zu machen. Der Pic Areka wird um $2\frac{1}{2}$ bis 4 Taëls verkauft, der aus Cochinchina

um $2\frac{1}{2}$ bis 5. Die Areka wird gekaut mit Betelblättern, Kalk und Caté. Der letzte kommt von einem Baume, der der Esche gleicht, und dessen Blätter mit dem des Tamarindenbaums Aehnlichkeit haben, feine zerstoßenen und mit Nachanusmehl vermischten Zweige bilden das, was man Caté nennt, und wovon eine große Menge nach China gebracht wird. Der Pic Caté von Pegu, in großen Stücken, kostet 4 bis 7 Taëls, und der, welcher weiß und in viereckigen Stücken ist, wird um 5 bis 12 Taëls verkauft.

Assa fötida.

Dieser zähe, gummiartige Saft kommt in weißen und durchsichtigen Tropfen. Der Pic wird um 6 bis 8 Taëls verkauft.

Azur.

Die Chinesen schätzen nicht den am meisten, der eine himmelblaue Farbe hat, sondern ziehen denjenigen vor, der blaß ist, und den wir für geringer an Güte halten. Der Pic von dem letztern kostet 18 bis 36 Taëls.

Benzoë.

Die Chinesen bedienen sich desselben als eines Parfüms; sie machen auch Pulver daraus, welches zu einem Tranke gegen Verschleimungen gebraucht wird; auch wird eine Wundsalbe daraus verfertigt. Der beste Bonzoë ist braun mit weißen Flecken; der von Sumatra und von Laos ist schwarz und nicht so gut. Der Pic Benzoë wird um 7 bis 20 Taëls verkauft.

Kuhbezoar.

Die dicksten Stücke sind die theuersten; sie müssen eine gelbe Farbe haben. Die Chinesen verwandeln den Bezoar in Pulver, und wenden ihn als Heilmittel an bey der fallenden Sucht und der Bräune; im letztern Falle blasen sie ihn dem Kranken in den Hals. Der Cati wird um 8 bis 20 Taëls verkauft.

Seebitche.

Der Pic von erster Güte wird um 16 bis 30 Taëls, und der schlechtere um 7 bis 17 verkauft.

Calin.

Das Calin ist eine Art von Zinn, welches von Batavia und Malacca gebracht wird; es ist feiner, als das europäische. Der Pic von diesem Metalle wird um 14 bis 16 Taëls verkauft.

Kampher von Borneo.

Dieser Kampher ist besser, als der chinesische. Der Cati oder das Pfund von der besten Sorte wird um 11 bis 22 Taëls verkauft.

Der Pic Kampher von geringerer Güte wird um 600 bis 1300 Taëls verkauft, und der von der dritten Sorte steigt gewöhnlich nicht über 400.

Wachs.

Der Pic des besten kostet 20 bis 40 Taëls.

Würznägelein.

Der Pic oder das Pfund wird um 102 bis 160 Taëls verkauft.

Cochenille.

Der Pic von der besten wird um 200 bis 600 Taëls verkauft.

Korallen.

In China will man rosenfarbene, oder lichtrothe, aber nicht zu rothe und keine gelben Korallen haben. Die Körner müssen rund und glatt seyn. Die Körner an den Halsbändern, welche die Mandarinen tragen, wiegen eine Mas (3 Gram. 1824). Die Knöpfe, welche sie auf ihre Mützen setzen, wiegen einen bis einen und einen halben Taël (von 3 Decag. 764 bis 5 Decag. 645). Ein rosenfarbener Korallenknopf, welcher anderthalb Taël wiegt, wird um 1400 Piaster (7560 Livr.) verkauft; einer, der zwey Taëls wiegt, um 2000 Piaster (10,800 Livr.).

Die kleinen Korallenkörner verkauft man nach ihrer Qualität. Der Cati Korallenkörner von der Größe einer Erbse ist 1797 um 40 bis 50 Taëls verkauft worden.

Rhinozeroshorn.

Die chinesischen Aerzte schaben dieses Horn, und schütten dieses Pulver in kochendes Wasser, lassen es dann den Kranken trinken, um das Blut zu reinigen und zu erfrischen; auch lassen sie es Kinder gegen die Blattern nehmen.

Surate: Baumwolle.

Der Pic dieser Baumwolle, wenn sie gut und ohne Körner ist, kostet 9 bis 13 Taëls.

Scharlachene Tuchfleckchen.

Der Pic davon wird um 60 bis 70 Taëls verkauft; der von verschieden farbigen Tuchstückchen um 35 bis 65 Taëls.

Japanisches Kupfer.

Der Pic wird um 12 bis 20 Taëls verkauft.

Schildkrötenschale.

Wenn sie gut und dick ist, so wird der Pic um 50 bis 105 Taëls verkauft.

Ebenholz.

Das gute Ebenholz ist schwer, sehr schwarz und ohne weiße Adern. Die Scheite müssen dick und ohne Splitter seyn.

Man darf nicht das frischgeschlagene Holz auf Isle de France laden, denn dieses trocknet auf der Ueberfahrt ein, und mgn verliert sehr viel an Gewichte. Man wägt das Ebenholz zu Wampou, noch am Borde des Schiffes selbst. Diese Art verdient den Vorzug, wenn man auf dem Wege von Wampou nach Kanton nicht bestohlen seyn will. Der Pic wird um $1\frac{1}{2}$ bis zu $3\frac{1}{2}$ Taël verkauft.

Gesponnenes Gold.

Man muß die Hälfte Gold=, die Hälfte Silbergespinnst nach Kanton bringen. Diese Waare wird nicht immer abgesetzt, weniger noch die Bouillons und Flittern, womit man sich nicht beladen muß. Der Cati gesponnenes Gold und Silber wird um 15 bis 30 Taëls verkauft.

Ninsing von Kanada.

Die Amerikaner haben diesen Handelszweig gänzlich zerstört. Der Pie Ninsing, welcher ehedem um 500 Taëls (3750 Livr.) verkauft wurde, gilt nicht mehr als 30 bis 45 (225 bis 337 Livr.). Da nun die Abgabe für den Hopou 36 $\frac{2}{3}$ Taël (275 Livr.) beträgt, so muß man den Ninsing einschwärzen, um Vortheil davon zu haben. Soll der Ninsing gut seyn, so muß er lang, rund und nicht gespalten seyn.

Spiegel.

Die Spiegel werden bisweilen mit einem Profit von 30 Procent verkauft; allein ich habe auch gesehen, daß man sie ganz pari, auch mit Verlust verkaufen mußte, ja bisweilen fanden sie gar keine Abnahme.

Elfenbein.

Die Elephantenzähne, nehmlich drey auf einen Pic, werden um 50 bis 72 Taëls der Pic verkauft; die, wo vier auf den Pic gehen, um 40 bis 68; die, wo fünf, um 35 bis 66; die, wo sechs, um 32 bis 62; die, wo funfzig, um 20 Taëls.

Wollene Waaren.

Die französischen Tücher von der ersten Güte sind zu theuer, um nach China gebracht zu werden, und die von der zweyten Sorte sind schlechter, als die englischen.

Die Ware (o Metre 915) Londrin, erster Güte, wird um 1 bis 1 Taël 8 Mas verkauft; die von zweyter Sorte um 1 Taël bis zu 1 Taël 4 Mas.

Die Elle (1 M. 188) Camelot wird um 7 Mas 2 Condorins verkauft; die Elle Etamine von erster Güte wird um $5\frac{1}{2}$ bis 6 Mas verkauft, und die von Ras de Castor um 8 Mas; ein Stück Perpetüane wird um $7\frac{1}{2}$ Mas verkauft.

Goldene Uhren.

Eine goldene Uhr, die für 120 Livres eingekauft worden, wird um 22 Taëls verkauft.

Muscate.

Der Pic wird um 100 bis 400 Taëls verkauft.

Vogelnester.

Der Vogel, welcher diese Nester baut, ist eine Art von Schwalbe, nur mit einem kürzern Schnabel. Sollen die Nester gut seyn, so müssen sie weiß aussehen und keine Federn haben. Man muß beym Transport und Wiegen dieser Waare sehr vorsichtig seyn; denn die Chinesen sind sehr lüstern darnach, und stehlen, so viel sie nur können. Der Pic von bester Güte wird um 1600 bis 2500 Taëls verkauft,

der von zweyter Güte um 900 bis 1800, und der von dritter Güte um 800 bis 1000.

Opium.

Das Opium ist in China verboten, indessen werden doch alle Jahre ungefähr zwey tausend Kisten voll eingeführt. Der Preis einer Kiste steigt von 150 bis auf 300 Taëls. Diese Waare wird verkauft nach ihrer Güte, und je nachdem mehr oder weniger davon auf dem Platze ist; sie verliert von einem Jahre zum andern 25 Procent. Das Opium von erster Güte ist weißlich; dieses ist sehr theuer. Das von Aden und den Küsten des rothen Meeres ist schwarz und hart; das von Cambaye und Chitor ist weicher und fällt ins Gelbe.

Die Chinesen genießen das Opium nicht rein, sondern vermischen es mit Tabak; sie ziehen dann den Rauch davon ein, schlingen ihn ganz hinter, und geben ihn nach und nach wieder von sich. Gewöhnlich sitzen oder liegen sie bey dieser Operation.

Der Gebrauch des Opiums, weit entfernt, zur Liebe anzureitzen, hat vielmehr die entgegengesetzte Wirkung; denn es hat Männer gegeben, wie D. Garcia ab Horto sagt, welche, weil sie zu viel davon genommen hatten, ganz impotent wurden.

Kaninchenfelle.

Das Stück wird um 2 bis 3 Mas verkauft.

Otternfelle.

Die Chinesen suchen noch sehr die Otternfelle; allein sie bezahlen nicht mehr so viel dafür, als ehedem. Anfangs sind die schönsten für weit über hundert Piaster verkauft worden; gegenwärtig giebt man kaum die Hälfte dafür, und oft noch weniger.

Die Handelsleute sandten eine zu große Menge von Schiffen an die Nordwestküste von Amerika, und dadurch trieben sie dort den Preis des Pelzwerks in die Höhe, und brachten ihn zu Kanton herunter. Dieses ist die Folge der Conkurrenz in allen Ländern und die Wirkung eines schlecht geleiteten Handels.

Perlen.

Ihr Preis richtet sich nach dem Wasser und der Größe. Eine schöne Perle muß vollkommen rund, glatt, glänzend-hell und silberfarbig weiß seyn. Eine runde Perle, welche ein Quentchen und 4 bis 5 Gran (5 Gram. 090) wiegt, kann wohl 700 bis 2000 Taëls gelten.

Pfeffer.

Der Pic Pfeffer aus Bencolen und Batavia wird um 11 bis 15 Taëls verkauft; der von der malabarischen Küste um 14 bis 16.

Rotin (indianisches Rohr).

Der Pic wird um $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Taël verkauft.

Sandelholz.

Der Pic Sandel, erster Güte, welcher dreyzehn Scheite hält, wird um 20 bis 30 Taëls verkauft, der von zweyter Güte um 12 bis 25, der von dritter um 10 bis 16, der von Timor, in großen Stücken, um 8 bis 12 Taëls.

Tabak.

Die Rata oder das Pfund brasilianischer Tabak, erster Güte (in zwey Flacons), zwölf Taëls und einen halben an Gewicht, wird um 4 Piaster verkauft, und ist im Jahr 1797 bis auf 16 gestiegen; der von zweyter Güte, welcher um 2 Piaster verkauft wird, ist schon bis auf 8 gewesen, und der Pic des nehmlichen Tabaks, aber dritter Sorte, der um 70 Piaster verkauft wird, ist schon auf 150 in demselben Jahre gewesen.

Glas.

Das europäische Glas wird von den Chinesen sehr gesucht. Sie malen darauf, und machen Spiegel daraus. Es ist etwas damit zu gewinnen, nur darf man nicht zu viel einführen.

Insel Wampou.

Diese Insel heißt auch Franzoseninsel, weil die Franzosen daselbst ihre Bancassaux, oder die für die Schiffe nöthigen Magazine haben.

Die Lage von Wampou ist sehr vortheilhaft für die Matrosen, welche hier einer guten Luft genießen, und wenn sie krank sind, sehr schnell genesen; die einzige Vorsicht, welche man anwenden muß, ist die, daß man sie keinen chinesischen Branntwein trinken und keine grünen Orangen essen läßt, denn das zieht ihnen Fieber zu, welche vorzüglich zur Zeit der Reiserndte leicht gefährlich werden. Diese widrige Wirkung ist allgemein; allein man kann sie leicht verhüten, wenn man dem Mandarin daselbst veranlaßt zu verbieten, daß die Chinesen etwas an die Matrosen verkaufen dürfen.

Ein großer Vortheil für die Franzosen bey der Niederlassung auf dieser Insel ist der, daß sie allein und von den andern Fremden getrennt leben, folglich auch keine Streitigkeiten mit ihnen bekommen. Ueberdies ist der Raum sehr ansehnlich; es können daher die Magazine für das Tau- und Segelwerk entfernt von den Schmieden angelegt werden, und sie sind daher vor Feuer geschützt.

Der Ort, wo die Bancassaux der Fremden angelegt sind, ist auf dem jenseitigen Ufer des Flusses, und längs den Reisfeldern, welche einen üblen Dunst aushauchen, der der Mannschaft gefährlich wird; allein diese Unbequemlichkeit, obgleich sehr bedeutend, ist nicht die größte. Da die Matrosen nicht spatzieren gehen können, und alle beysammen sich befinden, so entstehen oft Händel unter ihnen, welche sich nicht selten mit dem Tode von mehrern endigen.

Man sieht daraus, wie nothwendig es ist, daß die Franzosen den Besitz der Insel Wampou behalten, und

daß man deshalb alle Jahre Schiffe nach China sendet, um die Rechte der Franzosen daselbst zu behaupten und den Chinesen zu zeigen, daß man ihnen eine Lüge gemacht hat, wenn man sie überreden wollte: Frankreich existire gar nicht mehr.

Kanton.

Die Chinesen haben vor dem Eingange zur Stadt ein zirkelrundes Fort erbaut, um die Stadt zu schützen. Die Faktoreyen liegen am Ufer des Flusses und in der westlichen Vorstadt, welche sich auf der östlichen Seite noch hinzieht. Die Breite von Kanton ist 23 Grad 8 Minuten nördlich, und seine Länge 110 Grad 43 Minuten 15 Sekunden. Die Breite der Stadt von Norden nach Süden kann eine halbe Stunde, und drey viertel Stunden von Osten nach Westen ausmachen.

Der nördliche Theil der tatarischen Stadt ist schlecht bevölkert, und es giebt hier sehr große leere Räume. Vom Mittelpunkte bis am untern Theil ist die Stadt schön und gut gebaut, die Straßen sind gepflastert und mit Triumphbogen verziert. Die chinesische Stadt hat nichts Ansehnliches, die Straßen sind enge, die westliche Vorstadt ist die volkreichste und schönste; man findet hier schöne Krambu- und einige Pagoden; die südliche und östliche Vorstadt sind schlecht und von armen Leuten bewohnt. Kanton gegenüber liegt ein Dorf, Honan genannt, wo eine schöne Pagode steht. Die Hannisten haben an diesem Orte ihre Landhäuser.

Geht man von den Faktoreyen aus nach Kanton hinunter, so kommt man vor zwey Forts vorüber. Die Chi-

nesen haben auch noch zwey andere nördlich von Kanton und eins westlich außerhalb der Vorstadt erbaut, so daß die Stadt ganz mit Festungswerken umgeben ist; allein alle diese, wenn gleich mit Artillerie besetzten Forts sind unbedeutend, und würden gegen einen Angriff der Europäer nur wenig vermögen.

Der Weg von Kanton bis zur Rhede von Wampou, ungefähr drey Stunden lang, ist sehr angenehm. Das Land ist schön und gut angebaut, mit Wohnungen und zwey großen Thürmen von neun Etagen verschönert.

Besonderer Handel der Chinesen.

China ist eines von den Ländern, welches am besten für das Betreiben des innern Handels eingerichtet ist. Zwey unermeßliche Flüsse durchlaufen es von Westen nach Osten, indeß eine große Menge von kleinern dasselbe von Norden nach Süden, und von Süden nach Norden durchfließen. Diese glückliche Vertheilung der Gewässer und die daraus entspringenden Vortheile wurden von einem nach Reichthum gierig strebenden Volke nicht lange verkannt, und bald fand es, daß der Handel von Provinz zu Provinz eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes werden könnte. Daher nun alle jene bedeutenden Werke und Einrichtungen zur Beförderung und Erleichterung desselben, als Kanäle und Dämme, bequeme Flußschiffe und dergl. Jede Provinz kann auf eine leichte Weise ihre Produkte gegen die der entferntesten umtauschen, und von den äußersten Enden des Reichs kann ein Kaufmann nach Peking

kommen, ohne daß er ein Mal nur sein Fahrzeug zu verlassen braucht, welches er zuerst bestiegen hatte.

Petchely liefert Getreide, Vieh und viel Steinkohlen.

Kiang-nan erzeugt Reis, Seide, Baumwolle und grünen Thee. Man findet hier auch Gold, Silber, Kupfer und Salz; man verfertigt seidene Zeuche, Baumwollenwaaren, Papier, Tinte, Bücher und lackirte Waaren.

Kiang-sy liefert Reis, aber nur zur Nahrung seiner Einwohner. Man findet hier Gold, Silber, Eisen, Bley, Zinn, Vitriol, Alaun, Azursteine und Krystall; ferner giebt diese Provinz noch Zucker, flächsene Leinwand, Papier, Lichte und Lack. Der Baum, von dem die letztere Substanz genommen wird, wächst bey der Stadt Kan-tcheou-fou.

Fo-kien liefert Candiszucker, schwarzen Thee, Seide, baumwollene und flächsene Waaren, Kupfer, Zinn, Stahl, Eisen, Bisam, Queckfilber, Krystall, Bauholz; auch liefert diese Provinz Papier und die besten Pinsel.

Tcheklang erzeugt die beste Seide, und zwar in grosser Menge; es liefert außerdem noch Indigo, Holz, Bambus und Lichte; man findet auch trefliche Schinken hier.

Hou-kouang baut Reis genug, um die benachbarten Provinzen damit versorgen zu können. Man findet daselbst trefliche Baumwolle, Papier, Holz, Krystall, Talk, Eisen, Zinn, Vitriol, Azursteine (Kobalt), Queckfilber und Tintenack.

Honan erzeugt Getreide, Reis, Früchte, Seide; man findet daselbst auch Tintenack, Azursteine, Zinnober, Magnetsteine und Talk.

Chan-tong erzeugt Weitzen, Hirsen, Indigo und eine Art von grober Seide.

Chan-sy liefert wenig Reis, es giebt aber Weitzen und Hirsen, Steinkohlen, Eisen, Azursteine, Jaspis, Bisam; auch findet man Teiche mit Salzwasser. Man verfertigt hier grobe Teppiche, oder eine Art von Filz, und Reisbranntwein.

Chen-sy giebt Hirsen, Weitzen, Rhabarber, Bisam, Zinnober, Bley, Steinkohlen, Maulesel und wollene Zeuche.

Setchuen erzeugt Seide, Zucker, Bisam, Rhabarber, China. Man findet hier weißes Blech, Eisen, Zinn, Bley, Azur- und Magnetsteine, so wie auch Salzquellen. Pferde zieht man gleichfalls daher.

Quang-tong liefert Reis, Zucker, Indigo, Tabak, Baumwolle, Seide, Gold, Zinn, Queckſilber, Marmor, Rosen-, Adler-, Eichenholz und gemeine Theesorten.

Die Insel Haynan erzeugt Drachenblut, Azur, Baumwolle, Areka, Rosenholz.

Quang-sy liefert Reis und Weitzen, Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Bley, Zinnober; es erzeugt überdies noch Zimmet und Sternanis.

Yunnan giebt Gold, Kupfer, weißes Kupfer, Edelsteine, Achate, Jaspis, Azursteine, Queckſilber, Seide, Thee, Wachs und Honig. Diese Provinz liefert auch Pferde und eine Art von rothen Haaren, welche aus dem Schwanze gewisser Kühe gezogen werden, und deren man sich für die chinesischen Mützen bedient.

Koey-tcheou hat Gold, Silber, Queckſilber, Kupfer, Zinnober; auch liefert es viel Holz.

Aus dieſen Angaben ſieht man leicht, daß der innere Handel von China äußerſt bedeutend iſt. Sein Handel mit Fremden iſt dagegen nur gering. Auf der ganzen großen Ausdehnung der chineſiſchen Küſten ſind nur drey Häfen, nehmlich Kanton, Emouy, Ning-po, wo Verſendungen ins Ausland gemacht werden.

Im May und Juny machen ſich die Chineſen auf, und begeben ſich mit den Südweſtwinden nach Japan; ſie führen dahin Rhabarber, Ninſing, China, ſeidene Zeuche, Inſtrumentſaiten, Adler- und Sandelholz, Leder, Tuch und Zucker; bey dieſem letztern Artikel gewinnen ſie anſehnlich. Im Oktober kommen die Jonken mit den Nordwinden zurück, und bringen feine Perlen, Gold, rothes Kupfer in Barren und verarbeitet, Säbelklingen, Papier und lackirte Waaren; ſie bringen nach Manila ſeidene Zeuche, Stickereyen, ſeidene Strümpfe, Thee, Porzellan, Lack, Droguen, und nehmen daher mit Piaſter, Vogelneſter, Reis, Perlen und Färbeholz.

Die Jonken gehen im Monat Dezember nach Batavia, und ſind beladen mit Porzellan, Thee, Tintenack, kupfernen Gefäßen, Rhabarber und andern Droguen. Zur Rückladung nehmen ſie Silber, Calin, Pfeffer, Muſcate, Würznägelein, Schildkrötenſchilder, Vogelneſter, Sandelholz, rothes Holz, Agtſtein und europäiſche Tücher.

Cochinchina erhält Leinwand und andere Zeuche, und verkauft dagegen Gold, Areka und Zimmet.

Die Schiffe, welche nach Malacca, Siam und Camboja gehen, bringen zurück Floßfedern, Calin, Kampher, Vogelnester, Elephantenzähne und Rhinozeroshörner.

Die Chinesen, welche auswärtigen Handel treiben, müssen binnen einer gewissen Zeit zurückkehren; diejenigen, welche im Auslande bleiben, werden nicht mehr als Reichsbürger angesehen, und begegnet ihnen irgend ein Unfall, so nimmt die Regierung ganz und gar keine Notiz davon.

Will es ein Chinese wagen, sich auf einem europäischen Schiffe einzuschiffen, so muß er dieses heimlich thun, und bey seiner Rückkehr sich hüten, entdeckt zu werden, denn sonst wird er von den Mandarinen und den Soldaten beraubt und geplündert, und darf nicht die mindeste Gerechtigkeit erwarten.

Die Absichten und Plane der Chinesen sind zu allen Zeiten bloß auf den innern Handel gerichtet gewesen; und obgleich der Handel ins Ausland beträchtlichen Vortheil versprach, so hat man ihn doch niemals so betrieben, als er betrieben werden konnte, weil erstlich das Volk nicht gern aus dem Lande geht, das es allen Ländern der Erde vorzieht, und weil zweytens derjenige, welcher sein Glück im Auslande sucht, von seinen Landsleuten mit Scheelsucht betrachtet wird. Diese Meinung, welche beständig existirt hat, machte, daß zur Zeit der chinesischen Kaiser die Häfen von China, Kanton allein ausgenommen, den Fremden geschlossen wurden, und wenn auch die Tataren, die sich 1644 des Thrones bemächtigten, sie öffneten, so verfielen sie bald in die

nehmlichen Verirrungen, wie ihre Vorfahren, und schränkten den Handel der Europäer ebenfalls bloß auf den Hafen von Kanton ein.

Können aber wohl die Chinesen diesen Handel entbehren, und würden sie durch seine Unterbrechung leiden? Gewiß ist es, daß die Stadt Kanton viel dabey leiden, daß der Kaiser nicht mehr sieben bis acht Millionen Abgaben davon erheben und die Nation verschiedene europäische Waaren entbehren würde, welche ihr zwar angenehm, jedoch nicht unumgänglich nothwendig sind. Wäre der ausländische Handel einmal verboten, so würde Alles wieder in die ursprünglichen Verhältnisse zurückkehren. Man muß nicht glauben, daß China der Dinge, welche ihm von außen zugeführt werden, unumgänglich bedarf; man darf, um sich davon zu überzeugen, nur einen flüchtigen Blick auf die Waaren der Einfuhr werfen. Die Holländer und Engländer, welche von Indien nach Indien handeln, haben im Jahre 1787 (dies Jahr waren die Sendungen sehr stark) 2,227,899 Pfund Calin nach China geführt; besuchten aber die Europäer den Hafen von Kanton nicht mehr, so würden die Chinesen auch nicht mehr so sehr das Bedürfniß dieses Metalles fühlen, woraus sie eine große Menge Theebüchsen verfertigen; auch würden sie nun selbst wieder, wie ehedem, dieses Metall in Malacca und Batavia holen. Dasselbe gilt auch von dem Bley. Die Europäer haben in demselben Jahre vier Millionen Pfund eingeführt; allein der größte Theil davon ist wieder nach Europa gegangen, weil es die Chinesen zu den bleyernen Büchsen nehmen, worin sie den Thee versenden. Würde die Consumtion dieses letztern Artikels unterbrochen,

so ist es offenbar, daß die Einführung des Bleyes großen Theils aufhören müßte.

Die Engländer und Holländer auf der Küste haben 1,465,053 Pfund Pfeffer, 46,371 Pfund Würznägelein und 8,979 Pfund Muscate verkauft. Diese Quantität von Gewürz ist für die Volksmenge in China ganz und gar nicht hinreichend, und steht mit der möglichen Consumtion des Reichs in gar keinem Verhältnisse. Ueberdies genießen auch die Chinesen wenig Gewürz, und bedienen sich bey ihren Gerichten, welche gewöhnlich von sehr fadem Geschmack sind, dafür der Brühen von Fleisch und von Kräutern, welche in Weinessig eingelegt sind.

Der Artikel der Baumwolle ist der stärkste; allein man darf nicht meinen, daß die Chinesen derselben nicht entbehren könnten; sie haben Baumwolle im Lande, und wenn sie jährlich 40 bis 60,000 Ballen kaufen, so geschieht dieses deshalb, weil sie an mehrern Orten die Baumwollensträuche ausgerissen und Theepflanzen dafür gesteckt haben, welche ihnen weit mehr eintragen, und sie in den Stand setzen, die Surate-Baumwolle um einen mäßigen Preis einzukaufen. Kommen die Europäer nicht mehr nach Kanton, so reißen die Chinesen die Theepflanzen wieder aus, und setzen Baumwollensträuche dafür. Bloß das Entbehren der Tücher könnte den Chinesen empfindlich werden; indessen würde das nur die Wohlhabenden treffen, und diese könnten leicht auch andere Stoffe zu ihrer Bekleidung finden.

Ein Gleiches findet auch bey dem Gelde Statt. War China nicht auch ehedem reich und mächtig? Hat es sich da-

mit seit der Ankunft der Europäer geändert? Und wenn auch seitdem Geld eingeführt worden ist, so ist vielleicht auch mehr wieder herausgegangen, als ehedem herausging; denn, je mehr der Handel zunimmt, desto mehr ist das Geld im Umlauf, desto mehr aber kann es sich auch verlieren.

Würde also der europäische Handel auf einmal verboten, so würden die Chinesen ganz zu ihrer alten Lebensweise zurückkehren, und bloß durch ihren innern Handel bestehen können.

Ackerbau.

Klima; Boden, Anbau, Düngung, Saat; Landprodükte und Maaße; Erndte; Nahrung der Menschen; Stärke und Schwere der Individuen.

Der Ackerbau wird in China als eine der Hauptursachen des Staatsreichthums angesehen, und in einem Lande, wo der Kaiser selbst zu gewissen Zeiten mit eigenen Händen einen Theil Landes umackert, muß der Ackerbau durchaus in Ansehen stehen.

Umständlich über den Ackerbau in China zu sprechen, würde ein äußerst schwieriges Unternehmen seyn, vornehmlich für einen Reisenden, der bloß von dem sprechen will, was er gesehen hat. Ich werde daher bloß die Fragen beantworten, welche mir von der Akademie der Wissenschaften vorgelegt worden sind, deren Correspondent ich war, diejenigen jedoch ausgenommen, welche ich wegen unzureichender Nachrichten nicht gehörig aufklären konnte.

Welches ist die Breite des Landes, die Länge der Winter, der Kältegrad und die mittlere oder höchste Wärme, mit einem Worte, wie ist das Klima des Landes beschaffen?

Man wird leicht einsehen, daß das Klima in einem Lande, welches sich von dem 18. Grade nördlicher Breite bis zum 41. Grade (ungefähr 575 Stunden) erstreckt, außerordentlich verschieden seyn muß; indessen ist es im Ganzen mehr warm, als kalt. Die Strichwinde (moussons), welche jährlich zu gewissen Zeiten wechseln, erzeugen die Hitze und die Kälte, und die Grade derselben richten sich darnach, ob jene Winde mehr von Süden oder von Norden wehen.

Die Winde machen das Jahr hindurch den Lauf durch die ganze Windrose. Sie fangen nicht immer zu einer bestimmten Zeit zu wehen an, sondern werden bald früher, bald später merklich, oder verändern bisweilen auch wohl gänzlich die Richtung; allein dieses ist nur die Folge eines Gewitters, und bald nehmen sie wieder ihren gewöhnlichen Strich ein.

Die kältesten Monate sind November, Dezember, Januar, die wärmsten Monate July, August, September. Die Kälte und Wärme ist stärker zu Kanton, als zu Macao.

Zu Kanton, welches unter dem 23. Grade 8 Minuten nördlicher Breite liegt, fällt das reaumürsche Thermometer im Winter bis auf ein oder zwey Grade unter Null herab. Ich habe in dieser Stadt Eis von der Dicke eines Piasters bemerkt, allein niemals Schnee fallen gesehen. Zu Macao friert es nicht, und das Thermometer geht nicht tiefer herunter, als $4\frac{1}{2}$ Grad, oder vier Grad über der Null.

Die Hitze ist zu Kanton sehr heftig. Herr von Grammont, der den Sommer über daselbst gewohnt hat, hat mir gesagt, daß sich sein Thermometer bis auf 29 und 30 Grad über den Gefrierpunkt erhoben habe, welches denn einen Unterschied von 30 bis 32 Graden zwischen der höchsten Kälte und größten Hitze giebt. Dieser Unterschied ist nicht so beträchtlich zu Macao, und geht nicht höher, als auf 20 bis 22 Grade, welches deshalb nicht auffallend ist, weil die Hitze durch die kühlenden Winde gemildert wird, welche von der See herkommen.

Die Winde haben überhaupt einen sehr großen Einfluß auf die Atmosphäre. Das Wetter ist trocken bey Nordwinden, mild und feucht bey Südwinden, und schön bey Südwestwinden, doch bisweilen durch Gewitter und Regen unterbrochen.

Windstillen treten meistens ein, wenn sich der Wind ändern will.

Die Ungewitter oder Typhons zeigen sich gewöhnlich im July, August und September.

Die Veränderungen des Barometers sind in China nicht so groß, als in Europa, und steigen selten über zehn Linien.

Der höchste Stand beträgt nicht über 28 Zoll 8 Linien. Diese Erhebung wird nicht immer durch die Nordwinde erzeugt; sie findet auch Statt bey Nebeln.

Der niedrigste Stand des Queckſilbers findet Statt während der Ost- und Südostwinde, und im Sommer. Das Barometer fällt dann bisweilen bis 27 Zoll 10 Linien.

Die Regenzeit fällt gewöhnlich in den März und April. Es regnet auch im July und August, so wie im November und Dezember; allein im letztern Falle sind die Regen nicht bedeutend, weil sie bloß von Dünsten herkommen, die sich nach dem Schneiden des Reises erheben.

Wenn die Regen, statt im März zu fallen, bis zum May verspätet werden, so leidet der Landbau und die Erndte sehr viel dadurch.

Was ich hier angeführt habe, gilt indessen bloß von Macao und Kanton, wo ich lange Zeit gewohnt habe. In Ansehung des Innern von China lassen sich keine bestimmten Nachrichten über die Provinzen sammeln, und ich habe mich daselbst nicht aufgehalten.

Welches ist die Natur des Bodens? Ist die Fruchterde tief? Auf welcher Schicht liegt sie? Ist es Thon-, oder andere Erde? Wie dicke ist diese Schicht?

Das Küstenland bey Macao ist sandig. Auf den Höhen findet sich fast gar keine Fruchterde, und wenn in den Tiefen mehr liegt, so beträgt ihre Dicke doch selten drey Fuß, gemeiniglich nur einen. Diese Erde, durch Dünger gut gemacht, liegt auf einer Thonschicht von zwölf bis funfzehn Fuß Tiefe, oder auf einem gelben Ockerboden, der sich aber immer in Thon endigt.

Die Gebirge in der Gegend um Macao folgen verschiedenen Richtungen, allein gewöhnlich ziehen sie sich am Strome hin. Diese Gebirge bestehen aus Granit, mit

Adern von Spath und Quarz untermischt, und laufen meistens von Norden nach Süden. Der Granit, welcher die Grundlage dieser Felsen ausmacht, hat zwar ein grobes Korn, indessen ist er doch bis auf einen gewissen Grad der Politur fähig.

Der Boden in der Gegend um Kanton ist noch fetter, oder vielmehr noch thoniger. Der Boden ist graulich, und mehr oder weniger dick, endigt sich aber immer auf einem Thonlager.

Was die Provinzen anlangt, kann ich nur folgende kurze Uebersicht geben.

Quang-tong.

In einem Raume von 104 Meilen, von Kanton bis nach Nan-hiong-fou, sind die Ufer des Flusses meistens platt bis über San-chouy-hien, einer dreyßig Meilen nördlich von Kanton gelegenen Stadt; dann treten Gebirge hervor, und ziehen sich bis ans äußerste Ende der Provinz. Bisweilen gehen sie bis an das Ufer des Flusses, fassen ihn auf jeder Seite ein, und bilden eine Art von Engen; allein öfterer entfernen sie sich davon, und lassen große halbrunde Thäler hinter sich.

Der Boden ist trocken, thonig, sandig, gelblich und oft roth auf einem Thonlager.

Die Steine in den Gebirgen liegen in horizontal geneigten Schichten, sind bisweilen von gelblicher Farbe, bisweilen auch schwarzgrau, mit weißen Adern, und unter einander durch eine zerreibliche Erde verbunden.

Das Gebirge Mey-lin, welches die beyden Provinzen Quang-tong und Kiang-sy trennt, besteht aus großen Massen thonartigen Gesteins von grauer Farbe mit weißen Adern, welche sich blätterweise ablösen.

Kiang-sy. (Von Süden nach Norden.)

Das Land ist gebirgig. Die Berge haben aber nicht die Gestalt, wie die in Quang-tong; sie bilden Ketten, stehen bisweilen dicht am Flusse, manchmal weiter davon entfernt. Das Gestein ist im Ganzen thonartig, röthlich und rauh anzufühlen, oft auch glatt und sanft anzufühlen; es blättert sich, und liegt immer in horizontalen Schichten. Der Boden ist trocken, sandig, oft roth, und zuweilen gelblich, auf einem Thongrunde. An manchen Orten findet man fünf bis sechs Fuß Fruchterde.

Hou-kouang.

Der Boden ist fett, und die Erde scheint gut in dem Theile der Provinz, den wir an dem einen Ende durchzogen, und worin wir uns nur ungefähr 15 bis 16 Stunden verweilten. Das Land ist platt, und westlich durch eine Gebirgskette begränzt.

Kiang-nan (westlicher Theil).

Der erste Theil dieser Provinz zeigt einen trocknen, thonigen und röthlichen Boden. Das anfangs platte Land wird vor Yu-tching-hien gebirgig. Hinter dieser Stadt ist der Boden platt, und scheint gut, mit Ausnahme ge-

wisser Orte, wo er sehr schlecht ist. In der Nähe von Hoang-ho erscheinen wieder Berge, und jenseit dieses Flusses wird das Land dürr, hügelig und auch gebirgig.

Die Berge bestehen aus Steinen, dem Sandstein ähnlich; sie liegen in horizontalen Schichten, und lösen sich blätterweise ab. An manchen Orten sind die Steine schwarz, aber immer in geneigten Schichten.

Chan-tong und Petchely.

Hier ist der Boden im Ganzen trocken, sandig und wie Asche. Die Steine sind rauh anzufühlen, und liegen in horizontalen Schichten.

Chan-tong (östlicher Theil).

Ueberall leichter und aschenartiger Boden. Es giebt einige Gebirge hier, welche in einem Raume von 58 Stunden hinlaufen. Die Steine der Gebirge gleichen dem Sandstein, und lösen sich blätterweise ab. Plattes Land wechselt dann mit Hügeln ab.

Kiang-nan (östlicher Theil).

Anfangs plattes Land, leichter und sandiger Boden. Die Ufer des Hoang-ho sind thonig und gelblich; man sieht nur hier und da einige Gebirge. Der Boden wird zum Theil recht gut, oft ist er selbst schwarz und fett.

Tchekiang.

Auf dem Wege von funfzig Stunden, den man in dieser Provinz zu machen hat, ehe man nach Hang-tcheou-

fou kommt, ist der Boden thonig und lettenartig; das Land ist eben, und die Gebirge erheben sich erst dicht bey der Stadt; dann ist das Land mehr oder weniger gebirgig, und so geht es fort bis nach Tchang-chan-hien, d. h. länger als sechzig Stunden. Die Steine liegen horizontal; sie sind rauh anzufühlen, und lösen sich blätterweise ab; der Boden ist sandig, ockerartig, und wird röthlich, wie die Steine, woraus die Hügel bestehen.

Von Tchang-chan-hien in Tchekiang bis nach Yu-chan-hien in Kiang-sy rechnet man 12 Stunden. Diese Gegend ist gebirgig, der Boden thonartig, die Steine liegen in geneigten Schichten, haben eine graue Farbe mit weissen Adern, oder sind bräunlich mit grünlichen Flecken.

Kiang-sy (östlicher Theil).

Innerhalb der 46 Stunden, welche man von Eintritt in diese Provinz bis nach Ngan-jin-hien zu machen hat, ist das Land gebirgig, der Boden sandig, röthlich auf einem Thongrunde. Die Steine sind roth, und liegen in horizontalen Schichten. Von Ngan-jin-hien bis nach Nan-tchang-fou, der Hauptstadt der Provinz, zählt man 28 Stunden. Der Boden ist hier platt, vorzüglich auf der Seite des Sees Po-yang; die Erde ist röthlich und gelblich durcheinander auf einem Thonlager. Man findet in diesen Kantonen Kalköfen aus kleinen röthlichen Steinen gemacht, welche von demselben Orte herzukommen scheinen. Der Kalkstein selbst ist weißlich und weich. Weiter hin erblickt man dann Höhen.

Trägt das angebaute Land alle Jahre ohne auszuruhen?

Da die Chinesen nicht mehr Land haben, als sie zu Befriedigung ihrer Bedürfnisse brauchen, so lassen sie es nicht ausruhen. In den südlichen Provinzen hält man zwey Mal Reiserndte; sobald die erste beendigt ist, säet man von neuem ein. Bisweilen säen die Einwohner nicht zwey Mal Reis, vorzüglich wenn die Felder klein sind, oder wenn in der Nähe der Städte ihnen die Gemüse mehr eintragen können; sie säen alsdann süße Pataten, Bohnen, Linsen, Salat oder Yames. Dieses letztere Gemüse liebt vornehmlich feuchten Boden, und kommt in den Reisfeldern sehr gut fort. Im Ganzen lassen die Landleute den Boden nicht ruhen, und wir sahen unterwegs keine Brachfelder. Indessen giebt es in China noch eine Menge unbebautes Land, wovon der Grund in den Gegenden, den Umständen und der Bevölkerung liegt. Die Grabmäler nehmen besonders viel Land weg, und ausgenommen in Kiang-nan, auf der östlichen Seite, wo die Population wegen der Manufakturen ansehnlicher, das Land folglich kostbarer ist, daher auch die Särge frey auf den Boden hingesetzt werden, und nur wenig Raum einnehmen, fanden wir sonst überall, daß die Gräber unnützer Weise große Erdstriche bedeckten.

In den Gegenden aber, wo die Bevölkerung nicht so groß ist, oder wenn die Erdfläche zur Ernährung der Einwohner hinreicht, bebauen die Chinesen nur das platte Land, ohne die geringsten Anhöhen zu berühren.

Man muß ja nicht glauben, daß alle chinesische Ge-

birge von unten bis oben angebaut sind. Findet man auch Hügel, welche terrassenförmig bearbeitet sind, so ist dies nicht allgemein, und ich habe viel mehr unangebaute gesehen. Wir bemerkten zwar in einem gewissen Kanton von Kiang-nan kleine, bis auf die Gipfel der Berge angebaute Felder; allein da hatte die Natur des gebirgigen und engeingeschlossenen Landes die Bewohner dazu genöthigt, indem das zwischen den Bergschluchten befindliche Land nicht groß genug war, um hinreichende Nahrung zu erzeugen. Außerdem bin ich in verschiedenen Provinzen gebirgige Distrikte durchreist, wovon gar nichts angebaut war.

Düngt man den Boden? Womit? Pfercht man das Vieh ein? Nimmt man zum Düngen Mergel, oder Flußschlamm, oder durch die Verbrennung von Gewächsen erzeugte Salze?

Die Chinesen düngen allerdings das Land, so sehr sie nur können. Sie bedienen sich zu dem Ende aller Arten von Dünger, vorzüglich aber der menschlichen Exkremente, welche sie deshalb auch mit großer Sorgfalt einsammeln. Man findet in den Städten, in den Dörfern und auf den Straßen Orte, welche zur Bequemlichkeit der Vorübergehenden ausdrücklich eingerichtet sind, und an Orten, wo es dergleichen Bequemlichkeiten nicht giebt, gehen des Abends und des Morgens Menschen herum, welche die Unreinigkeiten einsammeln, und vermittelst dreyspitziger eiserner Haken in Körbe legen. Man handelt hier zu Lande mit dem, was man anderwärts mit Abscheu von sich wirft, und wenn in Frankreich die, welche Schleusen säubern,

dafür bezahlt werden, so bezahlt man in China dagegen die Erlaubniß, dieses thun zu dürfen. Die Exkremente werden in große wohlverwahrte, auf offenem Felde angelegte Gruben geschüttet. Hier verdünnt man sie mit Wasser und Urin, und führt sie dann, wie man es bedarf, auf die Felder. Zu Kanton findet man nicht selten auf dem Flusse Fahrzeuge von besonderer Gestalt, welche zum Transport jener Unreinlichkeiten bestimmt sind, und die Führer derselben scheinen von den Ausdünstungen solcher Ladungen nicht im mindesten zu leiden.

Außer dieser Methode, die menschlichen Exkremente zu bereiten, haben die Landleute noch eine andere, welche sie bey Annäherung des Frühlings anwenden: sie nehmen nehmlich eine gleiche Portion Erde und vollkommen in Fäulniß gegangener Exkremente, mischen sie untereinander, und bilden eine Art von breiten Kuchen daraus, worein sie verschiedene Löcher machen, und dann wenden sie sie einige Male um, um sie zu trocknen. Diese Methode hat den Vorzug, daß die Exkremente einen großen Theil ihres übeln Geruchs verlieren, und leichter zu transportiren sind. Diese breiten Kuchen, womit man ganze Barken anfüllt, haben nun freylich nicht den Veilchengeruch, den ihnen mehrere Schriftsteller beygelegt haben; allein sie lassen sich leicht handhaben und in groben Staub verwandeln, in welcher Gestalt sie von den Chinesen auf die Felder gebracht werden.

Da die Viehzucht in China nicht bedeutend ist, so habe ich auch nicht bemerkt, daß man das Vieh einpfercht; allein in den nördlichen Provinzen, wo es mehr Hornvieh giebt, verfahren die Landleute mit dem Miste, wie in Europa; sie

legen ihn in kleine Haufen zusammen, und breiten ihn sodann auseinander. So machten es die Landleute in Hou-kouang und in einem Theile von Kiang-nan, als wir diese Provinzen um die Mitte Novembers durchreisten.

In manchen Kantonen sammeln Kinder auf den Straßen die Exkremente der Pferde und Maulesel, und nehmen sich gar sehr in Acht, um nicht das mindeste zu verlieren. Außer den eben genannten Düngungsmitteln bedienen sich die Chinesen auch des Kalks und der durch Verbrennung von Knochen, Pflanzen, Kräutern, Holz, Haaren und selbst des Bartes gewonnenen Asche. Ist der Boden leicht und sandig, dann mischen die Bewohner Mergel hinzu, und Sand, wenn er thonig ist. Auf unserm Wege nach Tsin-kiang-fou in Kiang-nan sahen wir Menschen den Schlamm aus dem Kanale ziehen. Die Chinesen bringen ihn vorzüglich auf die Baumwollenfelder, weil sie glauben, daß ihnen diese Düngung ganz besonders vortheilhaft ist. Nördlich von Nan-yang-fou, wo der niedrige Boden, der an den See Po-yang stößt, natürlich eine große Menge Heu erzeugt, führt man bisweilen welches aufs Feld zur Düngung.

Wie viel beträgt das in China gewöhnliche Landmaaß nach Toisen oder Quadratfuß gerechnet?

Der Boden wird berechnet nach Kings, jeder King beträgt hundert Meou (oder Acker); der Meou hat 240 Schritte in der Länge und einen Schritt in der Breite; der chinesische Schritt hat zehn Fuß, und der chinesische Fuß ist dem pariser ziemlich gleich.

Ein Meou enthält also 24,000 Quadratfuß, oder $666\frac{2}{3}$ Quadrattoisen, folglich enthält der King 2,400,000 Quadratfuß, oder $66,666\frac{2}{3}$ Quadrattoisen. Der chinesische Acker beträgt ein Viertel mehr, als der pariser, angenommen, daß dieser letztere 32,400 Quadratfuß enthält.

Welche Pflanzenarten baut man 1) zur Nahrung der Menschen, 2) zur Nahrung der Thiere, 3) für die Künste oder die Bedürfnisse der Einwohner?

Die körnertragenden Pflanzen, wovon sich die Chinesen nähren, sind der Reis, Gerste, Roggen, Weitzen, Buchweitzen, Hirsen, Mais, Erbsen, Bohnen. Auf meinen Reisen glaube ich bemerkt zu haben, daß nächst dem Reis Gerste am stärksten gebaut wird.

Die vorzüglichsten Gemüspflanzen sind der Pe-tsay (eine Art von Mangold), der Nenufar, die Rübe, die Möhre, der Rettig, der Senf, die Erdpistazie, die Yame und die süße Patate.

Die Chinesen füttern die Pferde mit Häcksel, worunter sie Erbsen, oder kleine gekochte Bohnen mischen. Es giebt wenig Vieh hier zu Lande; es weidet an den Orten, wo das Gras von selbst wächst, und an den Rändern der Reisfelder.

Der Pflanzen, Gesträuche und Bäume, welche die Chinesen für die Künste oder ihre Bedürfnisse pflegen, sind sehr viele; es würde zu lang und beschwerlich werden, wenn ich sie alle namentlich aufführen wollte, daher will ich nur die vorzüglichsten Produkte nennen; unter den Pflanzen:

das Zuckerrohr, den Baumwollenstrauch, den Flachs, den Hanf, den Tabak und verschiedene Arten, welche zur Farbe und zur Arzney dienen, oder welche Oehl geben u. s. f.

Unter den Sträuchen: der Thee-, der Baumwollenstrauch, der Tcha-tchou (Oehlbaum) u. s. f.

Unter den Bäumen: den Ou-kieou-mo (Talgbaum), den Maulbeerbaum, den Tong-tchou, den Lackbaum, den Kampher-, den Zimmtbaum u. s. f.

Welcher Körner bedient man sich zum Samen? Sind es inländische oder ausländische?

Der Landmann pflegt einen Theil der Erndte immer zum Samen aufzuheben. In China ist, so viel ich weiß, dieselbe Sitte, und wenn unvermuthete Umstände den Landmann genöthigt haben, auch sein Samenkorn zu verzehren, kauft er anderes.

Wie vielmal und auf welche Art bearbeitet man das Land? Mit welchen Instrumenten? Wie tief bearbeitet man es? Zu welcher Zeit?

Sobald der Reis eingeerndtet ist, bearbeitet man das Land sogleich nach dem ersten Regen. Diese Arbeit wird mit der Hacke (dem Karste) verrichtet, und soll die Wurzeln umkehren, damit sie im Lande verfaulen und es düngen. Wenn es wieder geregnet hat, fährt man mit hacken fort; man läßt dann die Egge mehrmals darüber gehen, um die Schollen zu zermalmen und die Erde gleich

zu machen. Im Ganzen ackern die Chinesen nicht tief; der Pflug dringt nicht über vier bis fünf Zoll in das Land ein, worein man Reis säet, und nach dem, was ich gesehen habe, geht er noch weniger tief in den leichten, fast aschenartigen Boden der nördlichen Provinzen.

Ackert man flach, oder mit erhabenen Furchen? Wie sind die Pflüge und die Eggen beschaffen? Bestehen die Furchen aus einem Zuge des Pfluges, oder aus mehrern Zügen? Wie hoch sind sie? —

Als ich im Monat Dezember die Provinzen Houkouang, Kiang-nan, Chan-tong und Petchely durchreiste, war das Land flach bearbeitet, und die Egge schien bereits darüber gegangen zu seyn. In den südlichen Provinzen bemühen sich die Landleute gleichfalls gar nicht, tiefe Furchen zu machen, sondern sie reißen bloß die Erde auf, und ebenen sie hernach wieder durch die Egge.

Der Pflug ist sehr einfach; er besteht aus einem krummen Stück Holz; der Untersatz ist am untern Ende befestigt, und das obere Ende dient dem Landmann zu Regierung des Pfluges. Gegen zwey Drittel des nehmlichen Stückes aber auf der Seite des Untersatzes erhebt sich in perpendikularer Richtung ein Stück Holz, durch welches ein anderes geht, dessen eines Ende sich hinten mit dem Griffe des Pfluges vereinigt, dessen anderes Ende aber das Ortscheit trägt, an welchen die Stäbe befestigt sind, woran der Pflug gezogen wird, und welche sich in einem krummen Stücke Holz endigen, das auf dem Nacken des Büffels liegt.

Die Eggen haben mancherley Gestalten; die erste, welche gebraucht wird, wenn die Schollen noch in ihrem ursprünglichen Zustande nach der ersten Bearbeitung sind, besteht bloß aus einem einzigen Stücke Holz, welches mit eisernen Spitzen versehen ist; die zweyte besteht aus drey dergleichen Stücken; die dritte ist ganz flach, und besteht aus verbundenen Bretern, welche unten mit drey Reihen Spitzen versehen sind; der Landmann tritt darauf, und regiert den Stier vermittelst eines Seiles, das an einem durch die Nase des Thieres gehenden Ringe befestiget ist. Diese letztere Maschine wird bloß gebraucht, um das Land zu ebenen, und zwar dann erst, wenn die Schollen zerstoßen sind. Bey allen diesen Verrichtungen hat der Landmann bisweilen Füße und Beine im Wasser; daher ist auch der Stand des Landbauers in China wirklich sehr beschwerlich.

Welches ist die Saatzeit? Erleidet der Same einige Vorbereitungen?

Man säet den Reis im März und im July, früher oder später, je nachdem es regnet. Ehe man ihn säet, weicht man ihn in reines Wasser; andere Körnerarten läßt man wohl in Kalk- und Mistwasser einweichen.

Als wir im Dezember durch die nördlichen Provinzen von Quang-tong reisten, war die Erndte vorüber, das Land zum Theil geackert und das Getreide eingesäet. Man schnitt das Zuckerrohr, und die Körner des Tchatchou waren eingesammelt.

Als wir den 15. Februar von Peking ausfuhren, war das Feld bestellt, die Saat ging auf; an andern Orten

aber war man noch mit der Bestellung beschäftigt. Im März und April war die Gerste schon groß, und in den südlichen Provinzen im April und May bereits geschnitten. Um dieselbe Zeit hatte das Zuckerrohr einen Fuß Höhe erreicht, und die Pflanzen, deren Korn Oehl liefert, standen in der Blüte, und waren der Reife nahe. Der Tcha-tchou, oder der Strauch, der dem Thee gleicht, und aus dessen Körnern Oehl bereitet wird, fing an, Knospen zu treiben; der Flachs hatte in Quang-tong schon anderthalb Fuß Höhe, der Talgbaum hatte noch keine Blätter. Im Monat März, wo wir durch Kiang-nan reisten, waren die Maulbeerbäume blätterlos; in Tchekiang waren sie schon weiter, und fingen gegen Ende des März und im Anfang des April an, welche zu bekommen; die Maulbeerbäume in der Provinz Kanton standen schon in vollem Trieb zu Anfang des May.

Bedeckt man den gestreuten Samen vermittelst des Pfluges, der Egge oder des Harkens, oder auf irgend eine andere Art?

In dem Lande, wo man Reis baut, wird der Same nicht bedeckt; in den nördlichen Provinzen bedient man sich der Egge zu Bedeckung des Samens.

Als wir durch die nördlichen Provinzen reisten, zeigte man uns eine Säemaschine, welche zugleich die Furchen zog und den Samen einstreute. Diese wie ein Trichter gestaltete Säemaschine ruhte auf zwey hohlen Stäben, durch welche die Körner fielen, welche sich in der kleinen, von dem Untersatz, der an beyden Stäben befestigt war, gebildeten Furche verbreiteten. Man sahe leicht ein, daß dieses Instrument

nur in sehr leichtem Boden gebraucht werden konnte. Zwey Menschen sind hinreichend, diese Maschine zu leiten, und scheinen dadurch nicht sehr ermüdet zu werden.

Es giebt in China zweyerley Arten, den Reis zu säen; die erste, welche die gewöhnlichste zu seyn scheint, ist folgende. Man bereitet ein Stück Landes erst gehörig vor, und bestreut dieses dann mit Körnern; haben diese im Aufgehen eine Höhe von sechs bis sieben Zoll erreicht, so zieht man sie aus und versetzt sie auf Felder, wo das Land vorher recht wohl geebnet und gewässert worden ist; es muß in dem Augenblicke, wo man die Verpflanzung vornimmt, mit Wasser bedeckt werden.

Bey der andern Art bereitet man erst das Land zu, ebnet es dann, und benetzt es gut; hat das Land überflüssig Wasser eingesogen, so machen die Chinesen Löcher in einer Entfernung von sechs bis sieben Zoll von einander, und stecken einige Reiskörner hinein. Diese Art erfordert einen bessern Boden, und nimmt ein wenig mehr Körner weg.

Auf meiner Reise im Innern des Landes habe ich mehrere Felder gesehen, wo das Korn und der Weitzen büschelweise gesäet war; es schien kräftig zu treiben, und hatte ein breites Blatt. Diese Art, das Getreide mit vier bis fünf Körnern auf einmal zu säen, und in einer Entfernung von drey und einem halben Zoll, ist weit einträglicher, als wenn man das Getreide im Wurf säet. Die Chinesen bedienen sich aber eigentlich der erstern Methode, um in die Zwischenräume Bohnen zu säen, deren Ertrag sie entschädigt, wenn das Getreide nicht geräth, welches immer der Fall ist, sobald im Frühlinge kein Regen fällt.

Wie viel säet man auf den Acker? Säet man mit der Hand? Wenn die Körner klein sind, vermischt man sie dann mit Sand oder mit Asche?

Ich spreche hier bloß vom Reis, weil ich mir keine bestimmten Nachrichten über die Art, das andere Getreide zu saen, habe verschaffen können.

Es giebt zwey Arten, den Reis zu säen. Die erste ist, eine Art von Schicht zu machen, und ihn, wenn er gekeimt hat, wieder wegzunehmen und zu verpflanzen; die zweyte ist, vier bis fünf Reiskörner in jedes Loch zu stecken.

Die erste Methode erfordert 32 bis 38 Catis Getreide auf den Meou oder chinesischen Acker.

Man nimmt gewöhnlich ein Stück Landes nach Belieben, und bedeckt es gänzlich mit Getreide. Angenommen, dieses Stück Landes habe 25 Fuß in der Länge und 5 Fuß in der Breite, so bekommt man 125 Quadratfuß in der Oberfläche. 46 Reiskörner im Strohe bedecken einen Quadratzoll, daher werden 125 Fuß 828,000 Körner erfordern. Wenn aber 22,400 Reiskörner einen Cati wiegen, so werden die 828,000 36 $\frac{2}{2}\frac{7}{8}$ Catis oder 37 Catis wiegen, welches $45\frac{1}{2}$ französ. Pfund oder zwey und einen Viertelsscheffel beträgt.

Die Chinesen pflanzen den Reis schachbretartig. Ich nehme, nach dem, was ich bemerkt habe, sieben Stecklöcher auf einen Quadratfuß an; nach dieser Rechnung werden mit den 828,000 Körnern ein chinesischer Meou oder 24,000 Quadratfuß besteckt werden können, wenn nehmlich, der

Sitte gemäß, vier bis fünf Reiskörner in ein Loch gesteckt werden.

Die zweyte Methode erfordert ein wenig mehr Getreide, einen bessern Boden und mehr Zeit; deswegen wird sie auch seltener angewandt.

Angenommen sieben Stecklöcher auf einen Quadratfuß, so wird der Meou oder die 24,000 Fuß, welche er enthält, 168,000 Pflanzenlöcher enthalten, welche, jedes zu fünf Körnern gerechnet, 840,000 Reiskörner erfordern, welche $37\frac{1}{2}$ Catis wiegen, welches $46\frac{1}{8}$ Pfund franz. Gewicht, oder $2\frac{1}{3}$ Scheffel ungefähr ausmacht.

Vergleicht man den französischen Acker mit dem chinesischen, so wird man, um den ersten zu bepflanzen, bey der ersten Methode zwey und einen halben Scheffel und sechs und ein Viertelpfund Getreide brauchen, bey der zweyten aber zwey und einen halben Scheffel, oder sieben und ein Achtel Pfund. Dieses ist nun sehr verschieden von dem, was man in Europa braucht. Freylich braucht man in warmen Ländern nicht so viel Samen; indessen ist der Unterschied doch zu groß, als daß er nicht alle Aufmerksamkeit verdienen und man die chinesische Methode nicht vorzüglicher finden sollte, da sie nur den sechsten Theil des Samens erfordert, den man in Europa bedarf.

Ehe die Chinesen den Reis säen, legen sie ihn in Körbe, und stellen diese ins Wasser, um ihn weich werden zu lassen. Sie nehmen nichts unter das Getreide, wenn sie es säen; allein die kleinen Körner, z. B. Hirsen und dergl., vermischen sie mit Asche, Sand oder Erde.

Was muß man für das Getreide thun von der Saatzeit an bis zur Erndte?

Man muß den Reis sorgfältig wässern und reinigen. Außer einer dreymaligen Reinigung oder Ausjätung des Unkrautes breitet man, wenn er groß genug ist, klein gestoßenen Kalk darüber, um die Gewürme zu tödten und die Pflanzen zu befruchten.

Da die Chinesen, um den Reis gedeihen zu machen, vorzüglich dafür sorgen, daß er Wasser in Ueberfluß habe, so sparen sie dasjenige sorgfältig auf, welches von den Gebirgen herabfließt, leiten es in Teiche, und führen es von da auf die Felder. Die Bewohner der Flußufer benutzen daher ihre Lage, und bringen es vermittelst eines Bambusrades auf ihre Grundstücke. Diese dauerhafte und leichte Maschine hebt das Wasser ohne viel Mühe und Kosten. Schade ist es, daß man diese Maschinen in Europa nicht nachmachen kann; allein, da wir den Bambus nicht haben, würden sie doch schwer und kostbar werden.

Welche Höhe erreicht der Reis, das Getreide, der Tabak u. s. f.?

Die Stengel der Gerste, des Roggens und Weitzens und des Reises werden nicht sehr hoch, ungefähr drey Fuß und etwas drüber. Die Stengel des Hirsens werden höher, und ich habe in den nördlichen Gegenden welche gesehen, die bis auf fünf Fuß und drüber erreichten.

Die Tabakspflanzen mögen dieselbe Höhe erreichen, welche sie in unsern Kolonien erhalten. Im Monat März

werden die Tabakspflanzen in einer Entfernung von ein und einem halben Fuß in die Erde gesteckt; sie werden im August reif, und um sich ihrer zu bedienen, legt man die Blätter fest und dicht über einander, und schneidet sie in kleine Streifen. Der chinesische Tabak hat einen unangenehmen Geruch.

Zu welcher Zeit blühen die Pflanzen? zu welcher werden sie reif? Welche Anstalten trifft man, um sie zu erndten, wegzuschaffen und zu erhalten?

Der Reis blüht zwey Monate, nachdem er gesteckt worden ist. Seine Blüten haben keine Blumenblätter, zeigen sich an den Spitzen und gleichen den der Gerste. Die Körner oder der Samen ist dick, eyrund, ährenförmig gewachsen, und eingeschlossen in eine Kapsel oder in zwey rauh anzufühlende Schalen, deren eine sich in einem langen Faden endigt.

Man schneidet den Reis drey Monden, nachdem er gesteckt worden ist. Die Chinesen brauchen dazu eine kleine ausgezackte Sichel; sie dreschen ihn dicht neben dem Felde, wo er geschnitten worden, oder bringen ihn auch nach Hause, wo sie ihn in Schober stellen, um ihn hernach zu dreschen, zu schwingen und zu pressen.

Als wir von Peking zurückkamen, war die Gerste im Monat März und April schon ziemlich weit vorwärts, in den südlichen Provinzen war sie sogar geschnitten. Die Pflanzen, woraus Oehl bereitet wird, standen um jene Zeit in der Blüte.

Welches sind die günstigsten Umstände für die Erzeugnisse des Landes? Welches sind die ungünstigsten, theils von Seiten der Luft, theils von Seiten der Flüsse, theils von Seiten der zerstörenden Thiere und Insekten? Welche Mittel hat man, um sie davor zu schützen?

Der Regen ist nothwendig, um das Land vorzubereiten, und wenn man den Reis säet oder verpflanzt, so ist es gut, wenn darauf ein nicht zu trockenes und nicht zu regnerisches Wetter folgt. Der Wind ist gefährlich, wenn der Reis in der Blüte steht; dann braucht man schönes Wetter, wie zur Zeit der Erndte. Um die Vögel zu verscheuchen, wachen die Chinesen entweder selbst, oder stellen Strohmänner und dergleichen auf; um die Insekten zu vertreiben, machen sie Rauch.

An den Stellen, wo der reißende Lauf des Flusses die Erde unterwühlt, erbauen die Landleute Dämme aus Erde mit Steinen verkleidet; allein öfterer begnügen sie sich mit einer Schicht Erde und einer Schicht Stroh, woraus sie eine Chaussee bilden, welche immer ausgebessert wird. So verfahren sie auch, um sich gegen Ueberschwemmungen zu sichern; allein an vielen Orten, wo die Ufer des Flusses leicht mit dem austretenden Wasser bedeckt werden, lassen sie sie sogleich unbebaut liegen.

Wie lang werden die Aehren? wie dick die Stengel? Wie viel Körner bekommen die Aehren?

Die Aehren werden zwey bis zwey und einen halben

Zoll lang, und die Stengel so dick, wie eine gewöhnliche Feder. Ich habe 40, 50, 60 bis 75 Körner in einer Aehre gezählt.

Macht man hier zu Lande künstliche Wiesen?

Das Vieh ist in China selten, und man sieht keine künstlichen Wiesen. Das ganze Land wird so viel wie möglich angebaut, und da das zu Wiesen taugliche Land es noch weit mehr zum Reisbau ist, so besäen es die Chinesen lieber, als daß sie es zur Ernährung des Viehes bestimmen sollten.

Da die Chinesen überdies Pferde und anderes Vieh mit Stroh füttern, so brauchen sie das Heu nicht nothwendig. Der einzige Ort, wo ich eine große Fläche Landes als Wiesen gesehen habe, ist bey dem See Po-yang, nördlich von Nan-tchang-fou, der Hauptstadt in der Provinz Kiang-sy. Dieser äußerst niedrige und beym Anschwellen des Wassers einer gänzlichen Ueberschwemmung ausgesetzte Landstrich, der eben deshalb nicht besäet werden kann, liegt als Wiese, und trägt Gras. Als wir den 11. und 12. April in diesen Gegenden waren, schnitten es eben die Chinesen, setzten es in kleine Schober, und luden diese hernach in Kähne. Man versendet dieses Heu als Viehfutter zum Theil hier und dort hin, zum Theil wird es aufs Land gestreut, um verfault als Dünger zu dienen.

An welchem Orte sammelt man den Ertrag der Erndte? In Scheuern oder im Freyen? Bildet man dann Pyramiden daraus? Was thut man, um es zu bewahren? Drischt man so-

gleich nach dem Mähen, oder im Laufe des Jahres?

Die Chinesen setzen das Getreide in Schober oder Feimen, dicht bey ihren Wohnungen. Diese Feimen sind oben breiter, als unten, und mit Matten bedeckt, welche Stricke haben, woran Steine hängen, damit sie nicht vom Winde fortgeführt werden sollen; allein wenn der Landmann nicht sehr reichlich erndtet, so drischt er sogleich darauf. Ueberdies bezahlen die Pachter ihre Pachtgelder mit der Hälfte der Erndte; daher müssen sie bald dreschen, um ihre Zahlungen zu leisten.

Drischt man das Getreide mit dem Flegel, oder läßt man es durch Thiere austreten? Wie ist der Flegel beschaffen?

Bisweilen läßt man das Getreide durch Thiere austreten, oder bedient sich vielmehr steinerner Walzen dazu, gewöhnlich aber drischt man mit dem Flegel. Dieser ist wie der unsrige in Europa; allein das Stück Holz, welches zum Schlagen dient, ist, statt mit Leder befestigt zu seyn, wodurch es leicht in jeder Richtung bewegt werden könnte, durch ein Gelenk befestigt, und biegt sich nur vertikal längs dem Stiele. Bisweilen ist das Stück, womit geschlagen wird, auch doppelt, jedoch in einem Gelenke mit dem Stiele verbunden.

Wollen die Chinesen zu dreschen anfangen, so richten sie sich erst einen Platz dazu ein. Sie bearbeiten ihn nehmlich erst mit der Hacke, und nachdem sie die Erde aufgelockert haben, machen sie sie eben, und stampfen sie sorgfältig mit

fayſtdicken Stößeln. Nun breiten ſie auf den noch feuchten Boden eine einen guten Zoll dicke Schicht einer wohlgeſiebten und mit geſtoßenem Kalk vermiſchten Erde. Iſt dieſe Erde ſchwarz, ſo muß ſo viel Kalk zugemiſcht werden, daß ſie eine graue Farbe bekommt; dann wird ſie ſtark geſchlagen, bis das Ganze recht eben und hart iſt. Eine ſolche Tenne widerſteht dem Regen, und dauert einige Jahre. Man findet dergleichen überall auf den Feldern und neben den Dörfern.

Wie viel Körner giebt ein beſtimmtes Maaß Land, und wie viel erzeugt ein einziges Korn?

Man rechnet gewöhnlich drey Pics Reis auf einen Meou oder chineſiſchen Acker Landes, und zehn Körner auf eins. Von dem Ertrag des andern Getreides kann ich nicht urtheilen, weil die Chineſen, welche ich fragte, ſie ſelbſt nicht zu beſtimmen wußten.

Wie viel Pferde oder Ochſen ſpannt man an einen Pflug?

In den ſüdlichen Gegenden braucht man die Büffel dazu, und überall ſpannt man nur einen vor.

Wie viel kann ein Menſch in einem Tage Land beſäen oder umgraben? Wie viel Weitzen kann er mit der Sichel ſchneiden?

Ein Menſch kann in einem Tage ungefähr einen Meou oder Acker beſäen oder abmähen.

Wird das Pachtgeld in baarem Gelde, oder in Lebensmitteln entrichtet? Gehört das Vieh dem Eigenthümer, oder dem Pachter?

Der Pachter giebt die Hälfte des Ertrags seiner Pachtung; er muß sich auch alles anschaffen, was ihm zu Benutzung derselben nothwendig ist. Der Eigenthümer bezahlt die Abgaben. Die Pächte werden auf drey, vier oder sieben Jahre geschlossen.

Welches ist das Getreidemaaß des Landes?

Das gewöhnliche Maaß ist der Pic, welcher 100 Catis oder chinesische Pfunde enthält, die 123 französische Pfunde (60, 21 Kilogr.) ausmachen. Der chinesische Scheffel wiegt 10 Catis, und der Sack 40.

Wie bereitet man das Getreide zu, um es für Menschen und Thiere genießbar zu machen?

Hat man das Getreide gedroschen, und ist es gesiebt, geschwungen und gereinigt worden, dann stößt man es in einem Mörser, worein ein steinerner Stößel fällt, welcher an einem langen Stück Holz befestigt ist, welches in drey Viertel seiner Länge auf einem Querholze ruht. Ein Chinese setzt nun den Fuß auf das untere Ende des Holzes, und macht dadurch, daß der Stößel sich hebt und beym Zurückziehen des Fußes wieder fällt. Diese Arbeit ist beschwerlich und ermüdend. So der Hülse beraubt, wird der Reis zum Markte geschickt; allein ehe man ihn kochen läßt, erfährt er erst noch eine andere Zubereitung. Man reibt ihn in einem mit erhabenen Streifen versehenen Gefäße, worin Wasser ist, ab;

man wäscht ihn wohl, und legt ihn dann in eine Art von eiserner Pfanne, indem man genau darauf achtet, daß er ganz mit Wasser bedeckt ist. Man braucht nur eine Viertelstunde, um den Reis zu kochen, d. h., damit die Körner gut aufschwellen und sich von einander ablösen.

In den nördlichen Provinzen, wo man Getreide und Gerste erndtet, zermalmt man die Körner zu Mehl, bereitet dünne Kuchen daraus, läßt diese in einer Pfanne schmoren, und ißt sie, ehe sie recht ordentlich ausgebacken sind. Man macht auch dickere, allein sie sind selten hinreichend gebacken, auch die kleinen weißen Brode haben denselben Fehler, und wir mußten sie in Peking erst auf glühende Kohlen legen, um sie gehörig backen zu lassen. An manchen Orten mischen die Chinesen aromatische Kräuter unter diese Kuchen, wodurch sie einen sehr widrigen Geschmack erhalten.

Die Chinesen bereiten aus dem Mehle ebenfalls eine große Menge Nudeln; wir sahen auf unserer Reise häufig, daß Kinder sie auf Horden trockneten. Im Norden genießt man den Hirsen entweder in Form von Kuchen, oder als Brey. Die Gemüse für die Nahrung der Menschen werden ohne irgend eine Vorbereitung in Wasser gekocht, einige, vorzüglich der Pe-tsay, werden mit Essig eingelegt. Die einzigen Körner, welche man den Pferden giebt, sind Bohnen; man kocht sie in Wasser, und vermischt sie dann mit Häcksel.

Geben die gemahlenen Körner viel Mehl?

Die Chinesen sind in der Kunst zu mahlen nicht weit gekommen. Daher läßt sich nicht genau bestimmen, wie

viel Mehl ein gewisses Maaß von Körnern geben kann. Mehrere Chinesen, welche ich gefragt habe, haben mir gesagt, daß man aus hundert Pfund Getreide sechzig bis siebzig Pfund Mehl und zwanzig bis fünf und zwanzig Pfund Kleye gewinnen könne.

Sind der Hanf, der Flachs, die Gemüse u. s. f. hier zu Lande besser, als in andern Ländern?

Die Gemüse sind hier zu Lande nicht außerordentlich. Was mir auf meiner Reise aufgefallen ist, ist die Möhre; wir haben ausnehmend schöne gesehen.

Der Hanf in China ist treflich, und erreicht eine Höhe von fünf bis sechs Fuß. Es giebt noch eine andere Art, Tchou-kan genannt, welche sieben und einen halben Fuß hoch wird. Sein Blatt ist auf einer Seite blau, auf der andern weiß; sein Stengel ist stark und dick.

Andere Hanfarten werden im zweyten Monde gesäet, allein der Tchou-kan kann zu jeder Zeit gesäet werden.

Der chinesische Hanf würde in Frankreich sehr wohl fortkommen. Der, den ich meinem Vater gesandt hatte, hat eine Höhe von zehn Fuß erreicht, und sein Stengel mochte ungefähr einen Zoll bis anderthalb im Durchmesser haben.

Der chinesische Reis ist gut, allein der von Patna in Bengalen und der von Manila, welcher kleiner und länglicher ist, hat noch mehr nährende Kraft.

Außer dem weißen Reise haben die Chinesen auch noch eine röthliche Art. Das Volk ißt ihn; er ist gut, allein schlechter als der gewöhnliche. Man braucht ihn vornehmlich zum Branntwein.

Wie viel mit mancherley Getreidearten bebautes Land ist wohl in einem Kantone von bestimmter Größe vorhanden? Ist der Ertrag desselben zur Ernährung der Einwohner hinreichend?

Ich kann auf diese Frage nicht ganz umständlich antworten, allein ich will überhaupt die Menge des bebauten und unbebauten Landes angeben. Da China sechs Mal größer ist, als Frankreich, und dieses im Jahr 1789 150 Millionen Acker enthielt, so muß China 900 Millionen enthalten. Nimmt man nun für dieses Reich dasselbe Verhältniß an, welches für Frankreich gilt, wo man auf die 150 Millionen Acker nur 100 Millionen angebautes Land rechnet, so werden in China nur 600 Millionen angebaut seyn, und dieses ist auch wirklich der Fall, weil man im Jahre 1745 das angebaute Land zu 545 Millionen Acker angab. Gegenwärtig kann es sich wohl auf 600 Millionen belaufen.

Dieses Verhältniß des angebauten Bodens zum unangebauten ist um so merkwürdiger, je mehr es zeigt, daß China und Frankreich in Ansehung der Kultur des Landes in gleicher Proportion stehen.

Die Frage anlangend, ob der Ertrag des angebauten Landes zur Ernährung seiner Einwohner hinreiche, verweise ich auf das, was ich im Kapitel von der Bevölkerung gesagt habe.

Zieht man das Hausvieh und die Pferde durch Junge? Giebt es Weiden für sie? Auf welche Art füttert man diese Thiere das ganze Jahr über?

Ich habe schon bemerkt, daß es in China nicht viel Viehzucht giebt, nur in den nördlichen Provinzen sahen wir Hornvieh, so wie auch Ziegen und Schafe. Die letztern sind in den südlichen Gegenden äußerst selten, und fast gar nicht zu finden.

Das größere Vieh nährt sich von Stroh und von Gras, das es auf den natürlichen Wiesen und an unangebauten Orten findet. Die Pferde bekommen Bohnen mit Stroh vermischt. Hafer ist in China gar nicht gewöhnlich, man rauft ihn sogar als Unkraut aus.

Auf ihrer Reise in die Tatarey fanden die Missionarien in Kirin-oula-hotún, im Norden von Leao-tong, unter dem 45. Grade nördlicher Breite Hafer, womit die Bewohner jener Gegenden ihre Pferde fütterten, welches den Tataren von Peking ganz außerordentlich schien; allein demungeachtet haben sie in China keinen Hafer zu säen angefangen, wiewohl er sehr gut hier gedeihen müßte, denn ich habe selbst dergleichen in Kiang-sy gesehen, wo man ihn eben aus den Feldern ausgerauft hatte.

Womit nähren sich die Menschen im Lande? Sind sie kräftig oder schwach? thätig oder träge?

Reis ist die Hauptnahrung der Einwohner, dann auch Korn, Weitzen, Gerste und Hirsen. Geflügel, aber vor-

züglich Schweinefleisch nebst Fischen und Gemüsen machen die Grundlagen aller Mahlzeiten aus. Das Volk ist im Ganzen nicht ekel; Hunde, Pferde, Ratten, Alles ist ihm gut genug.

Die Chinesen sind mehr stark als schwach, und viele tragen die schwersten Lasten. Ich habe schöne Männer gesehen, und an mehrern Orten hatten die Soldaten ein gutes Ansehen. Ich will hier das Maaß und Gewicht eines Chinesen von männlichem Alter, und das eines jungen Menschen mittheilen. Ich habe hier ein mittleres Maaß angenommen, d. h. ich habe weder zu starke, noch zu schwache Personen ausgesucht.

Die Höhe eines 44jährigen Mannes betrug 5 Fuß 2 Zoll und 5 Linien, die eines jungen Menschen von 15 Jahren 4 Fuß 2 Zoll 8 Linien. Der erstere wog 136 Pfund, der letztere 68 Pfund.

Erzeugt das Land Wein? Wie wird der Weinstock behandelt?

China erzeugt zwar Trauben, allein es ist kein eigentliches Weinland. Die Beeren scheinen sich nicht recht zur Weinbereitung zu eignen, und nur mit Mühe gewinnen die Missionarien zu Peking welchen daraus.

Bemerkungen über einige chinesische Erzeugnisse.

Du-kieou-mo, der Baum, welcher Talg erzeugt.

Wir haben diesen Baum in Kiang-sy, Kiang-nan und Tchekiang gesehen; er gleicht dem Kirschbaum; seine

Rinde ist weißlichgrau und sanft anzufühlen; seine triangelförmigen Blätter haben oberhalb eine dunkelgrüne und unterhalb eine weißliche Farbe; sie werden im November und Dezember, ehe sie abfallen, röthlich. Der Ou-kieou-mo liebt leichten und sandigen Boden; er wächst in Felsenschlünden, sein Korn ist schwarz oder braun; man säet es im März. Dieser Baum hat kleine gelbe und weiße Blüten; seine Frucht, welche man im September und Oktober einsammeln kann, wächst straußartig am Ende der Zweige, und liegt eingeschlossen in einer harten, holzartigen, braunen, unebenen und triangelförmigen Kapsel, welche durch einen dünnen und holzigen Faden mit den Zweigen zusammenhängt. Jede Kapsel enthält drey weiße Körner von der Größe einer kleinen runden Erbse, bedeckt mit einer leichten Schicht von weißem, ziemlich hartem Talg; wenn er mit der Hand zermalmt wird, schmilzt er und giebt einen Fettgeruch von sich.

Nachdem die Chinesen die Frucht dieses Baumes gestoßen haben, so kochen sie sie, und aus dem Fette, welches herausdringt und oben aufschwimmt, verfertigen sie Lichte, indem sie Leinöhl dazu mischen; allein da diese Art von Talg nicht fest genug wird, so müssen sie jedes Licht mit einer leichten Wachsschicht überziehen, damit es nicht läuft.

Der Docht wird aus einem kleinen, mit einem dünnen Schilffaden umwickelten Stäbchen gebildet. Dieser Docht, länger als das Licht, wird an einem Ende angezündet, und steckt mit dem andern in einem großen Stücke Holz, dessen man sich statt des Leuchters bedient. Diese Lichte sind weiß, roth, grün und blau, sie machen viel Rauch und verbreiten

einen unangenehmen Geruch. Sie sind drey bis vier Zoll lang, und oben dicker, als unten.

Mit den gestoßenen Blättern des Ou-kieou-mo färbt man Leinwand schwarz.

Seine Wurzeln sind weiß; wenn sie gestoßen und auf Schlangenbisse gelegt werden, so heilen sie leicht die Wunden.

Maulbeerbäume.

Diese werden in China nicht alle auf dieselbe Weise behandelt; es giebt große, kleine und mittlere. In jeder Provinz bekommt dieser Baum ein anderes Verhältniß.

In Kiang-nan erreichen sie nur eine mittlere Höhe, in Tchekiang läßt man sie ihre gewöhnliche Höhe erreichen, und in Quang-tong schneidet man sie dicht an der Erde ab. In dieser Provinz haben sie nur schlanke Zweige, welche drey bis vier Fuß lang werden. Diese Maulbeerbäume treiben dicke und große Blätter.

In Kiang-nan und Tchekiang schneidet man die Maulbeerbäume im Januar; man macht sie inwendig licht, und nimmt alle unnützen Zweige weg, um bloß die Mutteräste zu erhalten, an deren Ende man zwey bis drey Reiser von drey bis vier Zoll Länge läßt, welche mit drey bis vier Augen versehen sind.

Die Maulbeerbäume werden in Reihen mit Zwischenräumen von zwölf bis funfzehn Fuß gesetzt. Jeder Baum steht sechs bis acht Fuß von dem andern ab, aber so, daß nicht einer dem andern gegen über sich befindet, damit sie nicht zu viel Schatten auf einander werfen. Die Chinesen

pflegen Bohnen und anderes Gemüse in den Zwischenräumen oder den Streifen zu säen.

Jedes Land scheint passend für den Maulbeerbaum zu seyn, bloß ein sehr fester Boden nicht; frischer Schlamm aus den Kanälen, Asche und Exkremente von Thieren sind die beste Düngung.

Man pflanzt die Maulbeerbäume fort entweder durch Absenker, oder durch Körner; die letztere Methode hält länger auf. Man säet dann im Monat Januar, und man muß die jungen Pflanzen wieder versetzen. Das Absenken geschieht so, daß man einen Zweig durch einen Korb mit Erde zieht, oder daß man ihn bis auf die Erde herunterbeugt.

Im dritten Jahre sind die Maulbeerbäume in voller Kraft; man muß sie vor dieser Zeit nicht zu sehr entblättern. Im fünften Jahre verlieren sie ihre Kraft; dieses kommt zuweilen von Würmern her, welche die Wurzel benagen, oder von der Wurzel selbst, die sich in einander verschlingt. In diesem Falle entblößt man den Fuß der Maulbeerbäume, tödtet die Würmer durch Holzöhl, oder man giebt der Wurzel mehr Raum. Die Chinesen essen die Früchte, allein sie ziehen die Bäume vor, welche am wenigsten tragen, weil diese mehr Blätter geben.

Krautartige Baumwolle.

Diese Art von Baumwolle verlangt einen guten, mit Sand vermischten und ein wenig feuchten Boden. Man muß das Land gut bearbeiten und düngen. Asche, frischer Schlamm und Exkremente dienen zum Dünger. Die Chine-

sen weichen die Körner ein, ehe sie sie säen, welches im Monat März geschieht; sie säen mit dem Wurfe oder streifenweise, und bedecken dann die Körner. Die Felder werden fleißig gejätet, und die Blätter abgestreift, wenn sie einen Fuß Höhe haben; dieses thut man jedoch nicht mehr, wenn sie in den ersten Tagen des Augusts vollkommen ausgewachsen sind. Die Baumwolle blüht im July, und man jätet nicht mehr, sobald sie zu werfen anfängt. Im September ist die Erndte. Die krautartige Baumwolle, welche im nördlichen China wächst, liefert die schönste Baumwolle.

Diese sehr köstliche Pflanze dauert wohl drey Jahre; dann rauft man sie aus, und besäet die Stelle mit Gerste, oder mit Hirsen. Ehe man ein Feld wieder mit Baumwolle besäet, muß es drey Mal bearbeitet werden, einmal im Herbst, ein anderes Mal Anfang Frühlings, und das letzte Mal vor dem Säen.

Tcha-tchou.

Die Chinesen ziehen aus den Körnern des Tcha-tchou ein Oehl, welches sie sehr vielfach benutzen. Die Engländer nennen diesen Strauch Tcha-hoa; allein dieses ist nicht richtig, denn beyde Sträuche sind verschieden. Der erstere hat zwar ein dem zweyten ähnliches Blatt, allein die Blüte des letztern ist doppelt, breit und roth, statt daß die des ersteren einfach, weiß, und wie eine fünfblättrige Rose gestaltet ist *).

*) Der Tcha-tchou wächst auf den Höhen und in trockenem Lande. Er würde in dem südlichen Frankreich gut fortkommen.

Zuckerrohr.

Auf unserer Reise nach Peking sahen wir viel Zuckerrohr. Zu der Jahreszeit, wo wir durch Quang-tong und Kiang-sy zogen, gegen Ende Novembers und im Anfange des Dezembers, hatten die Pflanzungen bereits ihre volle Höhe erreicht, und man erndtete schon darauf. Das Rohr ist nicht sehr stark, und ungefähr sechs bis sieben Fuß hoch; die Knoten stehen sechs bis sieben Zoll von einander ab.

Die Chinesen pflanzen eben so, wie es auf unsern Kolonien geschieht, die Spitzen der Zuckerrohrstengel in ein gutes wohl gedüngtes Land. Die Pflanzung geschieht im ersten Monde, d. h. Ende Januars, oder Anfang Februars, im niedrigen Boden; und ein wenig später, oder wenn es geregnet hat, in höhern Gegenden.

Bambus.

Die Chinesen unterscheiden vier Arten von Bambus. Diese Bäume werden 25 bis 30, ja sogar 40 Fuß hoch; es giebt auch noch höhere, wiewohl sehr selten. Sie verlangen einen weichen, schwammigen, mit Schlamm vermischten Boden, der jedoch nicht zu viel Wasser hat, weil dieses ihren Wurzeln schadet; daher werden sie am besten auf die um das niedere Land gezogenen Dämme gepflanzt.

Der Bambus ist männlich und weiblich; seine ährenförmigen Blüten sind klein, weißlich und grünlich; das Korn ist schwärzlich und dicker, als ein Weitzenkorn. Man pflanzt ihn fort durch Steckreiser, welche Ende Januars in's Land gelegt werden, in Gruben von ein bis zwei Fuß Tiefe

ungefähr. Man muß diese im voraus machen, und jeden jungen Stock mit der Erdscholle, die ihn umgiebt, bedecken und einen und einen halben Fuß von dem andern pflanzen. Ist das Land trocken, so muß es reichlich und oft gewässert werden. Die Steckreiser treiben spitzig zu, und sind eben so dick, wie ihre Mutterstöcke. Bei den großen Bambusstöcken ist das Zunehmen sichtbar; ich habe selbst welche gehabt, die in 24 Stunden einen guten Zoll gewachsen waren.

Chinesische Früchte.

In China giebt es eine sehr große Menge von Früchten; manche sind ganz und gar den europäischen gleich, manche aber auch gänzlich verschieden. Im Ganzen sind aber die Früchte, welche den unsern ähnlich sind, schlechter, als diese. Die Aepfel sind nicht gut, die Kastanien hart, die Nüsse holzig und von mittelmäßigem Geschmacke, die Weintraube fade und die Aprikosen abscheulich. Nur ein einziges Mal auf meinen Reisen habe ich Birnen gegessen, welche groß und treflich waren, sie sahen aus wie poires de doyenné. Die Pfirsiche sind gut; es giebt eine Sorte von flacher Gestalt, welche sehr delikat ist. Die Orangen sind im Ganzen treflich. Unter den dem Lande eigenthümlichen Früchten nehmen wohl den ersten Rang die Ly-tchy ein, nicht sowohl wegen ihrer innern Güte, sondern weil die Missionarien den Geschmack derselben so sehr gerühmt haben, der jedoch gar nicht vorzüglich ist; denn sie haben gar nicht, wie jene behaupten, einen Muskatgeschmack, sondern sie schmecken vielmehr wie ein weicher und fader Schwamm.

Der Ly-tchy ist sehr erhitzend, und erzeugt, wenn er in zu großer Menge genossen wird, leicht eine Menge Pu-

steln auf der Haut. Der Longan oder Long-yen hat einen Bisamgeschmack; er ist kühlend. Die Europäer lieben ihn eigentlich nicht sehr, ob er gleich weit angenehmer ist, als der Ly-tchy. Der Hoang-py ist eine Art von Frucht, deren säuerlicher Geschmack dem unserer Johannisbeere gleicht. Ich erwähne nicht besonders der Ananas, der Bananen, der Aten, Manguen, weil diese zu bekannt sind.

Eine ganz eigene Frucht ist die Kaagfeige, oder der Tchy-tse, welche, so viel ich weiß, nicht außer China existirt. Die Frucht hat die Größe eines schönen Apfels; wenn er reift, wird er röthlich; seine Schale ist glatt, glänzend, und umschließt eine weiche, mit einigen Kernen vermischte Substanz. In Stücken an der Sonne oder auf dem Ofen gedörrt, heißt er Tchy-ping. Ich habe solche Tchy-ping gegessen, welche eben so gut waren, als unsere besten europäischen Feigen; die aus Chang-tong sind besonders ganz treflich.

Außer diesen roh zu genießenden Früchten haben die Chinesen auch eine Art Cedra, welche einen sehr angenehmen Geruch von sich giebt, und die von ihrer Gestalt, welche einer Hand mit zusammengehaltenen Fingern gleicht, den Namen Fo-cheou (Hand des Fo) erhalten hat. Die Chinesen legen dergleichen fast in alle ihre Zimmer, um sie zu parfümiren. Man ißt diese Frucht nicht roh, sondern immer eingemacht. Das Wasser, worin die Schale davon gekocht worden ist, ist sehr kühlend.

Typhons oder Stürme.

Während der ersten Jahre, die ich in China zubrachte, sind die Stürme weit häufiger gewesen und haben weit hef-

tiger gewüthet, als in den folgenden Jahren; allein es ist schwer, einen hinreichenden Grund davon anzugeben, warum sie zuweilen häufiger, zuweilen seltener sind, als sonst.

Die Chinesen, vorzüglich die Fischer, erkennen, durch lange Erfahrung geleitet, an der Farbe des Himmels die Annäherung der Typhons; indessen täuschen diese Zeichen bisweilen. Ich habe manchmal gesehen, daß, weil ein Sturm kam, ohne daß sie ihn vorausgesehen konnten, fast alle auf dem Meere umkommen mußten.

Gewöhnlich kommen die Typhons alle Jahre, meistens im July, August und September während der regelmäßigen Südwest- und Südwinde. Der Nordwind weht fast immer kurz vorher mehr oder weniger heftig, bisweilen ist auch Windstille; gewöhnlich ist die Luft schwer und dunsterfüllt; von Zeit zu Zeit zeigen sich auch einzelne Windstöße.

Von dem Moment an, wo das Queckſilber fällt, fängt der Typhon an. Der Wind wendet sich, nachdem er im Anfang mit Heftigkeit aus Norden geweht hatte, nach Osten, und wird ein wenig schwächer; allein er bekommt bald wieder seine volle Gewalt, so wie er sich dem Süden nähert; er nimmt allmählich wieder ab, so wie er sich von diesem Striche entfernt. Der Wind weht gewöhnlich stoßweise und ist von Regen begleitet. Donnert es, so hört der Sturm auf; das Meer ist dabei in heftiger Bewegung.

Die Stürme dauern meistens 18 bis 20 Stunden. Die Gegend, aus der der Wind mit der größten Heftigkeit weht, ist die, woher der Strichwind kommt, und dies ist leicht begreiflich; denn da der regelmäßige Strichwind durch

einen vorübergehenden Wind heftig gepreßt worden ist, so muß er eine starke Anstrengung machen, um seinen gewöhnlichen Gang wieder zu erhalten; allein sobald dies geschehen ist, hört auch der Typhon auf, und man merkt nichts mehr von ihm. Die Typhons nehmen nicht alle denselben Gang, und wehen oft nur von einer Seite heftig, und werden auf den andern Punkten schwächer; selten streichen sie durch die ganze Windrose des Compasses, denn die augenblicklichen Wirbelwinde, welche in einem Augenblicke alle Punkte des Horizontes durchlaufen können, sind hier nicht gemeint, sondern es ist bloß die Rede von dem regelmäßigen Gange des eigentlichen Sturmes (Typhons).

Ueberhaupt hängt dieser Gang meistens von der Jahreszeit ab, in der der Typhon erscheint. Es ist schwer für einen Seemann, der an die chinesischen Küsten kommt, denselben vorauszusehen, weil er das Wetter nicht kennt, das vor seiner Ankunft gewesen ist; das Barometer allein muß ihn dann leiten. Während der Stürme fällt das Queckſilber, je nachdem der Sturm mehr oder minder heftig ist, auf 27 Zoll 4 Linien und tiefer; so wie es steigt, wird der Sturm schwächer. Ein Schiff darf unter solchen Umständen ja nicht auf die Rhede legen; und wäre es schon daselbst, muß es lieber das hohe Meer zu gewinnen suchen, als vor Anker bleiben; denn wählt man das letztere, so ist das geringste, was einem begegnen kann, die Masten zu verlieren, ein Unfall, dem man in Kanton fast gar nicht abhelfen kann.

Im offenen Meere hat ein Schiff nichts weiter zu fürchten, als umhergeworfen zu werden, es müßte denn schon schadhaft seyn. Unter allen Fremden, welche den Ha-

fen von Kanton besuchen, haben bloß die Holländer Schiffe verloren, weil sie das Obertheil offen und dadurch dem Meerwasser einen freyen Eingang lassen; dieses kann dann nicht schnell genug wieder ablaufen, daher sinken die Schiffe um so leichter, jemehr man sie zu Batavia immer zu überladen pflegt.

Ebbe und Fluth.

Nach mehrmals angestellten Bemerkungen der Höhe der Fluthen zu Macao glaube ich die Stunde im Hafen auf 9 Uhr 50 Minuten bestimmen zu können, und wenn unter manchen Umständen die Stunde auf dem hohen Meere nicht mit dieser Berechnung übereingestimmt hat, so haben Stürme und Ungewitter die Schuld. Als ich meine Bemerkungen der Akademie der Wissenschaften zusandte, ließ sie mir antworten, ich müsse mich sehr geirrt haben, denn in Cooks Reise sey eine andere Stunde angegeben; allein es hat sich ausgewiesen, daß bei Abschreibung des Tagebuchs des Kapitain King ein Fehler vorgefallen war.

Die große Menge Inseln, welche die Rhede von Macao bilden und an diesen Hafen stoßen, verursachen große Verschiedenheit im Gange der Ebbe und Fluth. Ein auf der Rhede liegendes Schiff berührt die Fluth weit später, als ein zu Macao vor Anker liegendes Schiff, d. h. das Meer steigt in dem Hafen weit eher zu seiner Höhe, als auf der Rhede.

Die Fluth steigt um sechs bis sieben Fuß, aber nie darüber. Dieses ist der höchste Punkt auf der Höhe und bei dem Neumonde während der Aequinoktien.

Im ersten und letzten Mondsviertel fällt die Fluth nur wenig; anfangs sinkt sie merklich, dann aber hält sie an, und ruht bis zu dem Augenblicke, wo sie von neuem zu steigen beginnt.

Die Fluth strömt auf der Rhede von Macao von Nordwesten nach Südosten, und von Nordwesten ein Viertel Nord nach Südosten ein Viertel Süd. Je näher man der Mündung des Tigers kommt, nähert sie sich dem Norden, und kommt endlich ganz von dieser Gegend.

Der Strom der Fluth ist reißend auf der Rhede, und die Strömungen, welche zwischen den Inseln hervorkommen, sind heftig.

Abweichung der Magnetnadel.

Diese Abweichung beträgt zu Macao 30 bis 40 Minuten westlich. Die Missionarien zu Peking haben behauptet, die Magnetnadel erführe auch im Laufe des Jahres Abweichungen; ich selbst habe keine bemerkt, ob gleich der Compaß, womit ich meine Beobachtungen anstellte, sehr groß war und gut im Gleichgewichte stand.

Die chinesische Armee.

Viele Schriftsteller haben die Anzahl der chinesischen Truppen ungeheuer groß angegeben; man darf aber, wenn man alle Nachrichten, die man darüber erhalten kann, genau prüft, die Zahl der Truppen zu Fuß nicht höher, als 600,000 und die Reiterey nicht über 242,000 annehmen.

Da China eines tiefen Friedens genießt, so ist der Soldat in diesem Lande wenig Gefahren ausgesetzt; der Stand desselben ist sogar vortheilhaft, und folglich gesucht. Die Soldaten werden in den Provinzen, wo sie geboren sind, angeworben und unter die daselbst liegenden Corps vertheilt. Diese Corps wechseln ihre Garnisonen niemals. Die Regierung glaubt, daß der Offizier und Soldat, wenn er in seiner Familie lebt, und diese nicht aus den Augen verliert, mit mehr Muth sie bey Gelegenheit vertheidigen werde.

Die Truppen erhalten alle Monate ihren Sold, worunter auch das begriffen ist, was sie zum Lebensunterhalt brauchen. Nach dem, was ich von den Chinesen erfahren habe, erhält jeder Infanterist monatlich 3 Taëls (22 Livr. 10 Sous) und jeder Reiter 4 Taëls (30 Livr.), zum Theil an Lebensmitteln, zum Theil an Gelde.

Alle Soldaten, welche man in den Wachhäusern, an den Flüssen, an den Straßen und andern Orten braucht, haben überdies noch Land zum Anbau; die andern haben nichts weiter, als ihren Sold; allein da sie nicht immerfort beschäftigt sind, haben sie Zeit genug, noch ein Gewerbe dabey zu treiben.

Die Wohnung der Soldaten ist von den andern Wohnungen getrennt; jeder Soldat hat sein Haus und einen kleinen Garten, wo er mit seiner Familie lebt.

In Kriegszeiten erhält er, außer seinem gewöhnlichen Solde, sechs Monate im voraus, und die Regierung giebt seiner Familie einen Theil des Soldes zum Unterhalt.

Die Tataren sind besser bedacht; ihre Kinder werden alle als Soldaten geboren, und erhalten frühzeitig den halben Sold. Unter acht Fahnen enrollirt, besitzen sie die damit verbundenen Ländereyen; allein weil sie nur Nießbraucher derselben sind, so können sie nur zum Besten eines von derselben Fahne darüber disponiren. Indessen ist zu bemerken, daß der größte Theil dieser Ländereyen, deren ganze Summe ein wenig über eine Million Acker beträgt, von den großen Familien besessen wird. Demungeachtet sind die tatarischen Offiziere nicht reich, weil sie viel Aufwand machen, und mit großen Zinsen borgen, um ihren Luxus zu befriedigen, und die Kosten ihrer Vermählungen, oder die Begräbnisse ihrer Familienglieder zu bestreiten.

Der Soldat ist in China frey, ausgenommen zur Zeit der Waffenübungen, welche in jedem Neumonde Statt finden. Zu dieser Zeit mustern die Mandarinen die Waffen jedes Soldaten, lassen ihn manövriren, und bestrafen ihn, wenn er einen Fehler macht. Diese Strafen bestehen in Stockschlägen, wenn es ein Chinese ist, und in Peitschenhieben, wenn es ein Tatar ist.

Ich kann nichts bestimmtes über diese Manövres angeben, denn man erlaubt den Fremden nicht zuzusehen. Ich habe einen Trupp ein ziemlich gut unterhaltenes Lauffeuer machen hören, allein ich weiß nicht, wie dieses Manövre ausgeführt wird. Man hat mir gesagt, die Soldaten würden in mehrere Glieder ziemlich weit auseinander gestellt; die erste Linie trete, nachdem sie gefeuert, zurück, um ihre Flinten von neuem zu laden, und die andern Linien machten nach einander dieselbe Bewegung.

Das Waffentragen ist in China verboten; man darf mit keinem Degen vor dem Kaiser erscheinen. Die Soldaten tragen bloß im Dienste Säbel; die, welche die Polizey verwalten, führen bloß Peitschen.

Die Soldaten sind mit Säbeln, Degen, Piken, Flinten, Bogen und Pfeilen bewaffnet.

Herr Macartney sagt, der chinesische Soldat trage den Degen an der rechten Seite, die Spitze vorn, und er ziehe ihn aus der Scheide, indem er die rechte Hand hinterwärts bewege. Andere Schriftsteller sagen, der Degen sey auf der Linken, und der Soldat ziehe ihn heraus, indem er die Hand hinter sich herum biege. Man kann leicht denken, wie unbequem diese Bewegung ist. Die Chinesen, das habe ich gesehen, tragen den Säbel auf der linken Seite, in Friedenszeiten die Spitze nach vorn, in Kriegszeiten aber nach hinten.

Die Kleidung des Soldaten ist nach Form und Farbe verschieden; sie besteht gewöhnlich in einer weißen oder gelben, braunen oder blauen, mit einem breiten Bande, welches eine mit der Hauptfarbe des Kleides stark contrastirende Farbe hat, besetzte Cosaque (weiter Aermelrock).

Die Soldaten in Chan-tong und Tchekiang tragen Arten von Küraſſen oder Panzerhemden, und Helme.

Die Küraſſe bestehen aus mehrern Stücken, so daß sie den Körper schützen, ohne ihn in seinen Bewegungen zu hindern; sie sind indeß äußerlich von brauner Leinwand gemacht, und mit weißer oder blauer gefüttert. Zwischen

dem untern und obern Theile befinden sich mehrere Futter, und in verschiedenen Zwischenräumen kleine Stücken Eisenblech, durch welche ein kupferner Nagel mit rundem Kopfe geht, der inwendig auf einem Stückchen Leder festsitzt. Diese Küraſſe können wohl den Pfeilen, aber nicht den Flintenschüssen widerstehen.

Der Helm besteht aus glänzendem Eisenblech. Oben befindet sich ein Büschel rother Kuhhaare, an dem Untertheile einer Lanzenspitze befestigt. Die Offiziere tragen dafür eine Aigrette, aus Riemen bestehend, deren Feinheit und Beschaffenheit den Rang bestimmt. Der Helm wird unter dem Kinn mit Bändern gebunden; hinten wird ein aus derselben Materie wie der Küraß gemachtes Stück angelegt, um den Helm und die Ohren zu schützen. Der Helm der Füsiliere wiegt zwey Pfund vier Unzen; der eines Reiters ist ein wenig schwerer. Die Soldaten tragen ihre Helme nicht immer, sondern gewöhnlich bloß eine Mütze.

Der Rock der Füsiliere ist von dem der Reiter verschieden; er ist nicht so lang und hat keine Schöße. Die Sättel sind mit Tuch belegt, und sehr erhöht, die Steigbügel aber sehr kurz. Die Chinesen haben einen schlechten Anstand zu Pferde.

Die Flinte ist von geschlagenem Eisen, und hat einen hölzernen Schaft; der Kolben ist klein und fast spitzig; der Ladestock ist von Eisen, eben so wie die Zündpfanne, welche mit einem Stück Kupfer bedeckt ist. Ich habe viele Flinten gesehen, woran dieser Deckel zerbrochen war, wel-

ches sehr oft geschieht, weil er nicht zufällt, sondern sich horizontal auf die Seite dreht. Jedesmal, wenn der Soldat schießen will, muß er vorher die Zündpfanne mit der Hand öffnen; daher muß es ihm bey schlechtem Wetter unmöglich werden, sich seines Gewehrs zu bedienen, weil die Pfanne unbedeckt bleibt, und folglich das Pulver dem Winde und dem Regen ausgesetzt ist. Die Lunte, wodurch das Feuer auf die Pfanne gebracht wird, steckt in einem Stück Eisen, welches mit einem kleinen Griffe versehen ist, um sie auf und nieder zu bewegen. Jeder Soldat trägt mehrere solcher Lunten in einem kleinen ledernen, an seiner Waffe befestigten Sacke. An den meisten dieser Flinten befinden sich zwey Haken, worauf sie ruhen, wenn damit geschossen werden soll. Die Patrontasche ist aus schwarzer, in Oehl getränkter Leinwand gemacht, und enthalt die Kugeln. Die Chinesen haben überdies noch ein hörnernes Pulverhorn, und ein anderes kleineres zum Zündpulver, welches gewöhnlich viel feiner ist.

Das Schild der Soldaten besteht aus geflochtenem Rohr; es kann ungefähr zwey gute Fuß im Durchmesser haben, und wiegt vier bis fünf Pfund. Manche sind ganz glatt, andre haben Figuren von Tigern, noch andre, von einer konischen Gestalt, haben in der Mitte einen rothen Büschel.

Der Köcher enthält mehrere Reihen von Pfeilen, alle von verschiedener Gestalt. Die seltsamsten sind die, deren Spitze mit kleinen Widerhaken versehen ist, und die, deren Spitze durchbrochen ist. Der letztern bedient man sich,

um Briefe zum Feinde zu schleudern, und eine Correspondenz mit den Bestochenen zu unterhalten.

Die Stärke des Bogens wird nach dem Gewichte beurtheilt; man sagt, ein Bogen von 60 oder 70 Pfund, d. h. man braucht, um ihn zu spannen, dieselbe Kraft, welche man bedarf, um eine gleiche Last aufzuheben. Die leichtesten Bogen für die Armee sind die von 50 Pfund; das gewöhnliche Gewicht ist 80, auch wohl 100 Pfund; es giebt aber auch noch schwerere. Der Bogen bildet, ehe er gespannt ist, einen Halbzirkel; man biegt ihn auf die entgegengesetzte Seite, um ihn zu spannen. Die Sehne ist in zwey Oeffnungen befestiget, und ruht an jedem Ende auf einem Stücke Horn oder Elfenbein; die Mitte, wo die Hand den Bogen faßt, ist viel dicker und mit Leder überzogen. Wenn die Chinesen den Bogen spannen, neigen sie sich vorwärts und krümmen den Rücken, wodurch sie einen sehr schlechten Anstand bekommen. Diese Stellung, worin der Körper seinen Schwerpunkt verliert, muß ihnen alle Kraft nehmen, indessen schießen sie gut. Die Soldaten tragen am Daumen einen Ring von Haaren, der ihnen dazu dient, die Sehne des Bogens zu halten, wenn sie zielen. Die tatarischen Offiziere tragen diesen Ring von Achat; sie führen ihn in einer runden Kapsel, am Gürtel hangend, immer mit sich.

Alle Truppen sind in Compagnien von 25 Mann abgetheilt. Jede Compagnie hat eine dreyeckige Fahne, überdies noch ein kleines Fähnchen für jede fünf Mann, und eine kleine lange viereckige Flagge am Ende der Compagnie;

die kleinen Fähnchen und die Flagge sind den Trägern derselben auf dem Rücken befestiget. Die Flaggen und Fahnen haben verschiedene Farben.

Die Zelte der Soldaten sind aus grober weißer Leinwand gemacht, und mit blauer gefüttert; sie sind fünf und einen halben Fuß hoch und vierzehn lang: die beyden Enden öffnen sich und biegen sich zurück, wie Thürflügel. Diese Zelte ruhen auf einem hölzernen Boden, und werden außen durch Seile und Pfähle festgehalten. In jedem wohnen fünf Soldaten und die zwey Menschen, welche dasselbe aufschlagen und einpacken müssen.

Die nördlichen Provinzen liefern die meisten Soldaten. Man muß, um angenommen zu werden, Beweise von Geschicklichkeit und Kraft abgelegt haben. Diesemnach wird man glauben, die Truppen seyen ganz vortreflich; allein wenn man sie nahe gesehen hat, ändert man seine Meinung leicht. Indessen habe ich an einigen Orten sehr schöne Leute gesehen, welche muthig aussahen, und ich bin überzeugt, daß man sehr gute Soldaten aus ihnen machen könnte.

Der Anzug der chinesischen Truppen ist nicht sehr geeignet, ihnen ein kriegerisches Ansehen zu geben. Was soll man von Soldaten denken, welche sich der Fächer bedienen? Ich habe gesehen, daß Soldaten in Reihe und Glied in einer Hand die Flinte und in der andern Hand einen Regenschirm hielten. Auch müssen sie vor den Mandarinen auf die Knie fallen; eine Sitte, welche ihnen kein erhebendes Gefühl einflößen kann. Indessen mildert sie die Gewohnheit.

Die chinesischen Truppen taugen nicht viel in ernsten Gefechten; das haben sie in den Kriegen mit den Tataren bewiesen. Diese verachten sie so sehr, daß sie sprichwörtlich sagen: Das Gewieher eines tatarischen Pferdes treibt die ganze chinesische Reiterey in die Flucht.

Die Tataren bedienen sich gewöhnlich der Pfeile und des Bogens. Ihre Reiterey ist leicht und gewandt, ihr erster Angriff ist lebhaft; allein sie kann sich nicht lange halten, wenn man sie in guter Ordnung und kraftvoll angreift.

Uebrigens sind chinesische und tatarische Truppen, gegen die europäischen gehalten, von wenig Bedeutung, und würden gegen die letztern nichts ausrichten.

Befestigungskunst.

In der Art, die Städte zu befestigen, ahmen die Chinesen den Völkern des Alterthums nach; sie umgeben sie nehmlich meistens mit ganz einfachen Mauern, auf den Seiten zuweilen mit viereckigen Thürmen versehen und mit Gräben umgeben *). Mit dem Gebrauche der Artillerie nicht sehr bekannt, ob sie gleich schon lange Kanonen haben, bedienen sie sich ihrer wenig zur Vertheidigung der Orte; und wollten sie sich ihrer auch in manchen Festungen bedienen, so sind die Mauern derselben so elend, daß sie nach einigen Salven durch die bloße Erschütterung einstürzen müßten.

Die Stadtwälle sind bald rund, bald viereckig; sie richten sich nach den Unebenheiten des Bodens, und erstrecken

*) Ich habe keine Stadt ohne Mauern gesehen.

sich sehr weit. Der größte Theil des zwischen den Mauern eingeschlossenen Raumes ist nicht mit Häusern, sondern mit Gärten und Feldern besetzt. Der Zweck, den man bey der großen Ausdehnung, die man den Wällen gegeben hat, gehabt haben mag, ist nicht allein der Schutz der Einwohner gewesen, sondern auch der, so viel Boden mit einzuschließen, als zu Erzeugung der Nahrung für dieselben während einer Belagerung erfordert würde. Indessen muß ich bemerken, daß die Reisenden in ihrem Urtheil über die Größe der Städte nicht selten irren, und sie für größer halten, als sie wirklich sind. Es ist uns gleichfalls begegnet.

Bey der chinesischen Befestigungsart beherrschen die Wälle alle Häuser; sie bestehen aus der Erde des aufgeworfenen Grabens, und sind mit Bruch- oder Backsteinen bekleidet. Die gewöhnliche Höhe der Mauern beträgt 25 bis 30 Fuß; ihre Dicke 20 bis 25 Fuß unten, und 10 bis 12 Fuß oben; sie gehen böschungsartig zu, allein der Abhang ist stärker inwendig, als auswendig nach dem Freyen zu. Auf der Stadtseite stehen die Ziegelsteine reihenweise vor einander hervor, statt daß sie von außen über einander stehen, ohne einen merklichen Vorsprung der untern Reihen. Oft stürzt diese steinerne Bekleidung ein, und es bleibt nichts übrig, als die Erdmauer. Man steigt auf die Wälle durch abhängige Wege, welche lang und sanft genug sind, damit die Mandarinen zu Pferde hinauf zu kommen vermögen.

Derjenige Theil, worauf die Chinesen die meiste Aufmerksamkeit gewendet haben, ist das Thor. Man hat dreyerley Arten, das einfache, doppelte und dreyfache Thor. Bey

dem einfachen Thore ist die Oeffnung oder der Eingang gerade und in die Hauptmauer angebracht. Bey dem doppelten Thore ist es mit der Oeffnung eben so, allein vor demselben befindet sich ein großer, mit einer einen Halbzirkel bildenden Mauer umgebener Platz, und in dieser hat man eine andere Oeffnung angebracht. Dieser freye Raum zwischen beyden Thüren dient zur Versammlung der Truppen; gewöhnlich findet man hier eine starke steinerne Grundmauer, auf welche man ganz platt einige kleine Kanonen gestellt hat. Dieses zweyte Thor ist wieder von zweyerley Art; bey der ersten ist die äußere Oeffnung nicht der andern gerade gegenüber, sondern auf der Seite, bey der zweyten aber stehen beyde Oeffnungen einander gerade entgegen. Das dreyfache Thor ist selten, wir haben es nur ein einziges Mal in Kintcheou, einer Stadt von Chan-tong, gesehen. Bey dieser Bauart ist die erste und zweyte Oeffnung gestellt, wie bey dem doppelten Thore der ersten Art; allein nachdem man durch die zweyte Oeffnung gekommen ist, muß man einige Zeit an dem äußern Walle hingehen, ehe man zur dritten kommt, welche sich in der Linie der ersten befindet, Zu Kintcheou ist die Esplanade nicht leer, wie in den andern Städten, sondern mit Casernen erfüllt.

Die Stadtthore haben keine Verzierungen, sie endigen sich in ein Gewölbe und sind in der Dicke der Mauer selbst angebracht. Die Thorflügel sind von Holz, und von Sonnenuntergang bis am Morgen geschlossen. Man baut gewöhnlich Pavillons über diese Thore; die, welche man zu Peking sieht, sind sehr schön, und machen eine trefliche Wirkung.

Der Obertheil der Stadtmauern geht in Zinnen aus, worin man Schießscharten angebracht hat. Ich kann nicht bestimmen, ob die Wälle mit Artillerie besetzt sind; an den Orten, wo ich sie besteigen konnte, habe ich nicht ein einziges Stück gesehen. In manchen Städten habe ich bloß einige Kanonen über den Thoren, oder in dem vor denselben befindlichen Walle bemerkt.

Außer den gewöhnlichen Befestigungen der Städte erbaut man noch außerhalb derselben kleine Festungen, entweder auf Anhöhen, oder auf kleinen Inseln, oder beym Zusammenfluß von Flüssen. Man besetzt sie mit Kanonen, welche auf steinernen Gemäuern stehen, aber nicht oben auf den Mauern, sondern unten auf platter Erde vor den in der Dicke der Mauer angebrachten Oeffnungen, welche man mit hölzernen Laden verschließt, worauf Tigergestalten gemalt sind. Von Zeit zu Zeit besuchen die Mandarinen diese Festungen. Alle Soldaten stehen alsdann auf ihren Posten, und geben eine allgemeine Salve. Die an der Mündung des Tigers auf dem Flusse bey Kanton erbauten Forts würden das Feuer einer mäßigen Fregatte nicht auszuhalten vermögen. Ueberhaupt sind die chinesischen Festungswerke ganz und gar nicht für europäische Artillerie berechnet.

Wir haben auf unserer Reise auch viele bloß militairische Plätze getroffen, sie sind aber gar nicht von befestigten Städten unterschieden, und dienen zur Vertheidigung des Landes, oder zu Garnisonen. Die Chinesen haben gleichfalls kleine Forts auf den Gebirgen erbaut, und an gewissen gefahrlichen Durchgängen Mauern angelegt; allein weder diese Forts noch diese Mauern, obgleich mit Soldaten be-

setzt, taugen zu etwas andern, als Räuber aufzuhalten. Ein Gleiches kann man auch von den Wachhäusern behaupten, welche man von Zeit zu Zeit längs den Straßen und großen Flüssen findet, und welche, ob sie gleich zu den besten Anstalten der Chinesen gehören, dennoch mehr von Seiten der Straßenpolizey, als in militairischer Hinsicht beurtheilt werden müssen.

Artillerie; Schießpulver.

Die Chinesen kannten das Schießpulver schon lange zuvor, ehe man es in Europa kennen lernte; allein sie können den Erfinder desselben nicht angeben *). Die Missionarien sagen: es habe von der christlichen Zeitrechnung an bis zum dreyzehnten Jahrhunderte wenig Krieger in China gegeben, welche sich auf den Gebrauch des Schießpulvers und der Feuergewehre verstanden, und Kong-ming sey fast der einzige, der sich 200 Jahre nach Chr. Geb. derselben bedient habe. Indessen wird dieser Behauptung durch die Bemerkung eines Chinesen widersprochen, dem man wohl Kenntniß dieser Sache zutrauen darf. Man erzählt, der Kaiser Hoay-

*) Man hat gesagt, das Schießpulver sey in Europa erst im J. 1354, 59 Jahre nach der Rückkehr von Marco Polo, durch einen deutschen Mönch, Schwarz, erfunden worden. Indessen hatte Bacon schon 60 Jahr zuvor davon gesprochen, und im J. 1342 hatten sich die in Algesiras von Alphons XI., König von Kastilien, belagerten Mauren oder Araber schon einer Art von Kanonen zu ihrer Vertheidigung bedient, welches anzeigt, daß das Schießpulver aus Asien gekommen ist, und daß es daselbst im XIV. Jahrh. schon so alt war, daß die Asiaten selbst seinen Ursprung nicht kannten. Im J. 1346 bedienten sich die Engländer der Kanonen in der Schlacht von Crecy.

tsong habe im Jahr 1640 seinen Rath versammeln lassen, und da habe ein Mandarin den Vorschlag gethan, sich an P. Adam Schaal zu wenden, um Kanonen zu gießen, allein Leou-tcheou habe sich dagegen gesetzt und gesagt: vor den Tang und Song *) habe man niemals etwas von Feuergewehr gehört, und seitdem man sich dessen bediene, gehe alles schlecht. Die Bemerkung dieses Mannes beweist, daß man den Gebrauch des Feuergewehrs vor den Jahren 619 und 960 nach Chr. Geb. nicht kannte, und daß es erst nach diesem Zeitraume erfunden sey. In alten Zeiten kannte man bloß Feuerlanzen, deren sich die Tunkinesen und Cochinchinesen noch heut zu Tage bedienen.

Im Jahre 1000 nach Chr. Geb. machte Tang-sou dem Kaiser Tchin-tsong Feuerpfeile, Kugeln und Fußangeln zum Geschenke.

In demselben Jahre überreichte Leou-you Handpaos.

Im J. 1161 segelte die Flotte der Kin von Tsien-tsin-ouey, dreyßig Meilen östlich von Peking, aus, um nach der Stadt Lin-ngan, gegenwärtig Hang-tcheou-fou sich zu begeben. Die Chinesen bedienten sich bey dieser Gelegenheit der Feuerpaos, und zerstörten einige hundert tatarische Schiffe.

Der Geschichtschreiber der Kin nennt, indem er von diesem Gefechte spricht, Ho-pao (Feuerpao) die Maschinen, deren sich die Chinesen bedienten, indeß diese bestimmt sagen, daß es Feuerpfeile waren. Man sieht also, daß Pao nicht Kanonen bedeutet, sondern es heißt vielmehr eine Baliste

*) Die Tang fingen an zu regieren 619, und die Song 960.

oder Maschine, zum Schleudern von Steinen bestimmt; eine Erklärung, welche sich aus der Zusammensetzung des Wortes ergiebt. Denn es zeigt den Buchstaben Che (Stein) verbunden mit Pao (einhüllen).

Im Jahr 1232 wurde Kay-fong-fou, die Hauptstadt der Kin in Honan von den Mongolen und den Chinesen belagert, die Kin bedienten sich einer Art von Kanonen, welche Tchin-kien-louy (Donner, welcher den Himmel erschüttert) hießen, und aus einem eisernen hohlen Rohre bestanden, welches man mit Pulver füllte. Diese Rohre ahmten beym Losbrennen den Donner des Himmels nach, und das Feuer, welches sie von sich warfen, erfüllte einen halben Morgen Landes.

Im Jahre 1273 bezwangen die Mongolen die Stadt Siang-yang-fou mit Kanonen. Das chinesische Werk, Hoang-tchao-ly-ky-tou-che (Beschreibung alles dessen, was zum Dienste des Kaisers vorhanden ist), erklärt sich über die Kanonen folgendermaßen:

„Wenn man die Geschichte aufmerksam betrachtet, so muß man bekennen, daß das, was man sonst Pao nannte, nichts weiter war, als eine Maschine zum Steinschleudern. Man bediente sich zum ersten Male des Sy-yo-pao, als man die Kin in der Stadt Tsay-tcheou belagerte, allein späterhin bediente man sich derselben nur selten."

Der P. de Mailla sagt, indem er von der Belagerung von Kay-fong-fou im J. 1232 spricht, daß die Mongolen sich der Rohre bedienten, um Pfeile damit zu werfen, der Pao hingegen zum Steinen, und der Ho-pao zum Anzün-

den; allein da das Wort Pao von den Chinesen ohne Unterschied gebraucht wird, so läßt sich die wahre Bedeutung davon nicht bestimmen, auch nicht ausmachen, ob es wirklich eine Kanone bedeute. Es scheint, als ob zur nehmlichen Zeit die Mongolen eine Art von Kanonen hatten, aus Bambusstöcken bestehend, die fest verbunden und mit Stricken befestigt waren. Diese Maschine, welche Tsuan-tchou hieß, mußte die Chinesen sehr natürlich auf den Gedanken bringen, nach diesem Muster andere zu verfertigen, und anstatt des Bambus eiserne Barren zu nehmen, welche sie mit Reifen von dem nehmlichen Metalle befestigten; so waren ihre ersten Kanonen. Es ist wahrscheinlich, daß ste späterhin dauerhaftere verfertigt haben; allein es ist doch auch, wie der chinesische Geschichtschreiber sagt, gewiß, daß man, weil man die Regeln, nach welchen sie eigentlich verfertigt werden müssen, nicht recht kannte, auch den Gebrauch derselben aufgab.

Der P. Heralde, ein Spanier, der im J. 1577 nach China kam, fand daselbst Artillerie, allein sehr kleine, schlechte und alte. Die auf ihn folgenden Missionarien sagen, daß sie zu Nanking einige Bombarden gesehen haben, allein daß sich die Chinesen derselben nicht zu bedienen gewußt hätten. Ein Beweis von dieser Unerfahrenheit ist, daß die Portugiesen, als sie im J. 1621 dem Kaiser Kanonen zum Geschenk machten, zugleich Leute mitsandten, welche sie zu bedienen wußten. Nachdem man diese Kanonen zu Peking probirt hatte, wurden sie nach der Grenze gesandt, um auf die große Mauer gestellt zu werden.

Eine große Menge der in China befindlichen Kanonen, sind von dem P. Adam Schaal und P. Verbiest im J. 1636

und 1681, oder nach ihrer Anleitung gegossen worden; allein diese geschickten Missionarien haben, aller angewandten Mühe ungeachtet, keine guten Artilleristen aus den Chinesen machen können.

Alle Kanonen, welche ich in China gesehen habe, waren ohne Laffetten, und standen bloß auf steinernen Blöcken; bloß zu Hang-tcheou-fou habe ich zwey Kanonen auf Laffetten gesehen, allein diese Laffetten schienen nicht sehr dauerhaft. Die Kanonen, welche sich unten am Thurme des Löwen befinden, wenn man auf dem Flusse von Kanton herunterschifft, haben ein sehr breites Zündloch. Die Kugeln sind von gehärteter und getrockneter Erde.

Es ist erwiesen, daß die Chinesen in sehr alten Zeiten das Feuergewehr und vorzüglich das Schießpulver gekannt haben; allein sey es nun, daß sie selbst Erfinder davon sind, oder daß sie diese Erfindung erst von andern überkommen haben, es scheint doch, daß sie es besser bey Feuerwerken, als im Kriege anzuwenden wissen, denn ihr Schießpulver ist eigentlich schlecht. Sie nehmen dieselben Materien dazu, wie wir in Europa, Salpeter, Schwefel und Kohlen. Diese letztern können von jeder Art von Holz genommen werden, nur muß es nicht harzig und öhlicht seyn.

Die Missionarien geben zwey Rezepte von der Art, wie die Chinesen das Schießpulver bereiten. Nach dem erstern nehmen sie drey Pfund Kohlen und eben so viel Schwefel auf acht Pfund Salpeter, nach dem zweyten nur ein Pfund Kohlen und eben so viel Schwefel auf fünf Pfund Salpeter. Hr. Barrow sagt, man nehme nur ein Pfund Kohlen und eben so viel Schwefel auf zwey Pfund Salpeter.

Um die Masse in Körner zu bringen, schlagen sie die Chinesen mit Stäbchen. Uebrigens giebt es in China keine Schießpulverfabrik, denn jeder Privatmann bereitet es sich selber.

Studien; Prüfungen.

Es giebt wenig Dörfer in China, worin man nicht eine Schule findet; es giebt ihrer in allen Städten und Flecken. Die Regierung bestreitet nicht die Kosten eines in den Provinzen gestifteten Collegiums, es unterhält bloß das zu Peking, welches Koue-tse-kien heißt, und in welchem der Kaiser die Kinder der Großen des Reichs erziehen läßt. Die bürgerlichen Mandarinen in der Hauptstadt vom ersten Range bis zum letzten, diejenigen vom ersten bis zum dritten in den Provinzen, und die Militairmandarinen vom ersten und zweyten Range haben das Recht, eines ihre Kinder dahin zu schicken. Diese Zöglinge erhalten nach dreyjährigem Aufenthalte kleine Stellen mit Gehalt.

Man findet in ganz China eine große Menge Schulmeister. Die Reichen, welche ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben wünschen, halten Hauslehrer; dieses sind Chinesen, welche entweder schon Doktoren sind, oder arbeiten, um diesen Rang zu erhalten. Der Stand eines Jugendlehrers ist ehrenvoll, und die Kinder haben eine tiefe Achtung gegen ihre Lehrer.

Im fünften Jahre fangen die Kinder an, die Buchstaben kennen zu lernen; die Bücher, die man ihnen in die Hände giebt, sind 1) der Pe-kia-sing (eigenthümliche Namen von hundert Familien), worin alle Individuen verzeich-

net sind, welche die Nation ausmachen. Dieses Studium ist in China nothwendig, weil hier die Familiennamen alle eine besondere Bedeutung haben, und da diese in den Büchern durch kein Zeichen unterschieden werden, so weiß man oft nicht, ob ein Wort ein Name ist, oder nicht. 2) Der Tsatse (wissenschaftliches Mancherley). Dieses Buch handelt von den zum Leben nothwendigen und brauchbaren Dingen. 3) Der Tsien-tse-ouen (Vereinigung von tausend Buchstaben). 4) Der San-tse-king (Verse von drey Sylben), in welchen man die ersten Elemente der Moral und Geschichte gebracht hat.

Ob sich die Kinder gleich beysammen befinden, so lernen sie doch laut, und sprechen alle zusammen; sie wiederholen des Tags zwey Mal ihre Lektionen, und werden gestraft, wenn sie nicht im Stande sind, es zu thun; sie haben wenig Erholungszeit, außer während der Neujahresfeste und einige Tage im Jahre.

Nach den ersten Elementen gehen die Kinder über zum Studium des Sse-chou, oder der vier klassischen Bücher; allein man erklärt sie ihnen nicht eher, als bis sie alle Buchstaben und Züge vollkommen verstehen. Ehe man ihnen die King giebt, werden sie fleißig im Schreiben geübt. Die Chinesen halten viel auf das Schönschreiben, denn in schriftlichen Aufsätzen und Memorialen müssen die Buchstabenzüge mit Bestimmtheit und Nettigkeit ausgedrückt werden.

Sind die Kinder hinreichend unterrichtet, so werden sie in die Städte der dritten Ordnung zum Gouverneur in die Prüfungen geschickt. Es sind ihrer oft 600 an der Zahl; allein nach der ersten Prüfung vermindert sich dieselbe auf

400, welche den Namen Hien-ming erhalten. Die zweyte Prüfung findet Statt bey dem Tchy-fou, oder Gouverneur einer Stadt der ersten Ordnung, wohin sich die Hien-ming begeben, um in großen dazu bestimmten Gebäuden ihre Arbeiten zu fertigen. Aus diesen 400 wählt man oft wieder 200 aus, welche die Benennung Fou-ming erhalten.

Die Prüfungen, deren ich erwähnt habe, sind aber nicht die einzigen, welche die Studirenden zu bestehen haben. Ein von Peking ausgesandter Mandarin, der den Titel Hio-tao oder Hio-yuen führt, durchreist die Provinzen, und hält in jeder großen Stadt zwey Prüfungen, eine im Frühling und die andere im Winter. Er braucht zu dieser Reise immer drey Jahre. Aus den 400 Concurrenten ernennt der Hio-yuen funfzehn, welche den Titel Sieou-tsay (Baccalaureen) erhalten; diese tragen Distinktionszeichen, und haben das Vorrecht, daß sie nicht nach der Willkühr eines Mandarin Bambushiebe bekommen dürfen. Im Fall sie einen Fehler begehen, so kann ihnen diese Strafe nur durch einen besondern Mandarin auferlegt werden, welcher die Aufsicht über ihr Betragen hat. Um den Grad eines Sieou-tsay zu erhalten, muß man zehn Mal Prüfungsarbeiten machen, und da man von dem Erscheinen bey den Prüfungen nur durch Krankheit oder Trauer befreyt werden kann, so erkaufen sich mehrere Chinesen, selbst Sieou-tsay, lieber den Titel Kien-seng, indem sie an das Büreau der Finanzen tausend Thaler bezahlen. Dieser letztere Titel ist zwar nicht so ehrenvoll, als der des Sieou-tsay, allein man braucht, um ihn zu erhalten, keine Prüfungsarbeiten zu verfertigen.

Die Kien-seng und die Sieou-tsay begeben sich aller

drey Jahre in die Hauptstadt der Provinz, um wegen des Titels Kiu-gin Prüfungsarbeiten zu machen; diese Prüfung geschieht unter dem Vorsitz zweyer dazu von Peking eigends ausgesandten Mandarinen, von denen der erste Tching-tchou-kao und der zweyte Fou-tchou heißt.

Aus einer sehr ansehnlichen Menge von Kien-seng und Sieou-tsay werden nur 60 Kiu-jin ernannt; der erste erhält den Titel Kiay-yuen.

Im folgenden Jahre müssen alle Kiu-jin aus den Provinzen sich nach Peking begeben, um ein Examen auszuhalten, welches aller drey Jahre Statt findet, und worin sie den Grad eines Tsin-tse oder Doktors erhalten. Aus diesen wählt nun der Kaiser diejenigen, die er zur Würde der Han-lin erhebt. Die übrigen können sich als sicher befördert betrachten, denn außer den Geschenken, welche sie von ihren Freunden und Verwandten erhalten, können sie auch zu den wichtigsten Aemtern im Staate gelangen. Viele Kiu-jin begeben sich indessen nicht nach der Hauptstadt, sondern sind mit diesem Titel zufrieden, der für sie hinreichend ist, um ehrenvolle Posten zu erhalten *).

Daraus folgt denn, daß viele Chinesen die Laufbahn der Gelehrten einschlagen, nicht so wohl um sich durch Geist und Talente auszuzeichnen, als vielmehr um Stellen, Ansehen und Vermögen zu bekommen.

*) Auch die Soldaten müssen Prüfungen bestehen und erhalten Titel wie die Gelehrten; sie müssen den Bogen zu spannen, zu reiten verstehen, und Beweise von Kraft und Gewandtheit ablegen.

Allein, wenn auch gleich das Studiren ein Mittel ist emporzukommen, so ist es doch nicht das einzige und hinreichende, um zu Aemtern und Würden zu führen; und wenn auch Verdienst und Tugend jemanden auszuzeichnen vermögen, so thut es der Reichthum doch noch mehr; denn Talente, mit äußern Wohlstande verbunden, führen weiter, als bloße Kenntnisse. Ein Gelehrter ohne Vermögen und Amt genießt in China keines großen Ansehens, daher kaufen sich auch viele Chinesen Titel, welche sie in den Stand setzen, Aemter zu erhalten. Ein Beweis, daß nicht Verdienst allein zu Anstellungen verhilft, ist dies, daß mehrere, bloß Kriegsmandarinen, Gouverneure von Städten sind, ob sie gleich gar nichts von Geschäften verstehen; allein sie haben Civilmandarinen bey sich, welche diese leiten. Ueberdies können auch die großen Mandarinen vom ersten und zweyten Range ihre Kinder zu einem Posten vorschlagen, ohne daß diese eine Prüfung bestehen, oder mit einem Titel geziert sind; sie müssen bloß einen annehmen, wenn sie zu den allerhöchsten Stellen gelangen wollen.

Indessen darf man aus der Sorgfalt, welche die Chinesen auf die Erziehung ihrer Kinder wenden, nicht schließen, daß alle Chinesen lesen und schreiben können; indessen findet man doch in China weit mehr Menschen, als in Europa, welche für alle Umstände, wo sie es bedürfen, hinreichend lesen und schreiben können.

Astronomie.

Die Chinesen setzen ihre Kenntnisse in der Astronomie bis in das früheste Alterthum hinauf. Nach dem Chou-

king, einem unter der ersten Dynastie verfaßten Buche, kannte man schon zu den Zeiten des Kaisers Yao, 2357 Jahr vor Chr. Geb., die Bewegungen des Himmels und die Länge der Sonnen- und Mondenjahre. Seit dem Jahre 2255, unter Chun, stellte man astronomische Beobachtungen an. Andere Schriftsteller versichern, daß man diese Kenntnisse unter Hoang-ty, 2608 Jahre vor Chr. Geb., besaß. Wie dem auch seyn mag, so sind die Chinesen, wenn sie auch vom Ursprunge ihres Reiches an Beobachtungen angestellt haben, denn doch dadurch keine bessern Astronomen geworden. Mehr der Astrologie als der Astronomie ergeben, haben sie die Gestirne nur beobachtet, um Prophezeihungen der Zukunft daraus zu ziehen. Man kann von den Chinesen nicht das sagen, was man von vielen andern Völkern behauptet hat, daß nehmlich die Astrologie die Fortschritte der Astronomie ausnehmend befördert habe.

Drey hundert Jahre hatten die Araber die Leitung des Kalenders, da erhielt endlich der Pater Adam Schaal diesen Auftrag; allein als dieser Missionar im J. 1664 in's Gefängniß gesetzt wurde, erfüllten den Kalender neue Irrthümer, so daß der Pater Verbiest, dem der Hof die Verbesserung desselben auftrug, im J. 1669 einen ganzen Monat davon wegnehmen mußte.

Von dieser Zeit an haben die Missionarien die Leitung des Kalenders behalten; allein noch gegenwärtig besorgen diese Patres nur den astronomischen Theil der drey Almanache, welche alle Jahre erscheinen, und die Chinesen fahren fort, den astrologischen Theil zu redigiren.

Nach dem gewöhnlichen Kalender wird das Jahr in

Mondenmonate eingetheilt; er enthält eine Tafel des Sonnenaufgangs, berechnet für jeden Tag nach den Breiten der vornehmsten Orte; er zeigt den Neumond und den Vollmond an, und den Namen des Cyklus von 60, der jedem Tage entspricht. Der zweyte Kalender zeigt die Bewegungen der Planeten, und dieser dient den Chinesen dazu, Vermuthungen über die Zukunft zu bilden. Der dritte, bloß für den Kaiser bestimmte Kalender zeigt an die Conjunktionen der Planeten mit dem Monde, und die Situation dieses Gestirns in Verhältniß zu den Sternen.

Die Publikation des Kalenders ist ein Staatsgeschäft. Der Kaiser theilt Exemplare davon an die Großen, die Mandarinen und die zinsbaren Völkerschaften aus. Er verkauft auch eine große Menge davon, weil jedes Individuum sich gern ein Buch anschafft, wodurch es in den Unternehmungen seines Lebens für die Zukunft geleitet werden kann. Von dem Oberhaupte des Reichs bis zu dem niedrigsten Unterthan ist jedermann mit chimerischen Gedanken beschäftigt, und jeder glaubt an das durch die Geister geweissagte Unglück. Dieser Aberglaube, der jedermann in der Meinung erhält, daß eine angekündigte Begebenheit unvermeidlich ist, muß in unruhigen Zeiten fürchterliche Folgen haben, und man muß sich wundern, daß die Kaiser nicht versucht haben, diesen unglücklichen Glauben, daß ein verfinsterter, oder weniger stark leuchtender Planet ihren Thron und ihren Kopf bedrohe, bey der Menge auszurotten; allein ich habe schon bemerkt, daß der Kaiser eben so leichtgläubig ist, als das ganze Volk.

Nach dieser Denkungsart kann man leicht denken, daß

diese Nation nicht viel geschickte Astronomen hervorbringen werde; das folgende wird es bestätigen. Wolken hatten eines Tages die Beobachtung einer Verfinsterung verhindert. Die Missionarien beklagten sich über diesen störenden Zufall, indeß die Chinesen, entzückt, daß sie nichts gesehen hatten, dies dem Kaiser sogleich meldeten, und ihm Glück wünschten, daß der Himmel, von seinen Tugenden gerührt, ihm den Schmerz erspart habe, eine Sonnenfinsterniß zu sehen*).

Die Astronomie, setzt der Pater Parennin hinzu, wird immer in China zurückbleiben, weil diejenigen, welche den Himmel eigentlich beobachten sollen, wünschen, daß sich nichts Außerordentliches an demselben ereignen möge.

Die Chinesen zählen sieben Planeten, welche sie Tsy-yao (die sieben Brillanten) nennen, mit Inbegriff der Sonne und des Mondes. Nach ihren abergläubischen Vorstellungen haben die Planeten Einfluß auf alle Begebenheiten, die sich in der Welt ereignen, so wie auf das Leben und den Tod der Menschen; ihre mehr oder minder düstere Farbe droht mit irgend einem Zufalle.

Die Sonne nimmt unter den Gestirnen den ersten Rang ein, sie leitet das Jahr und die Jahreszeiten, ihre bleiche Farbe verkündet Unglücksfälle, oder den Tod eines Prinzen; Empörungen müssen nothwendig auf eine Sonnenfinsterniß folgen. Der Mond dient zum Anzeigen des Wetters; ist seine gewöhnliche Klarheit gebleicht, so müssen sich die Menschen auf widrige Ereignisse gefaßt machen. Die Chinesen stellen die Sonne unter dem Bilde eines Vogels in einem Zirkel vor, und den Mond unter dem eines Kaninchen, wel-

*) Lettres édifiantes, tome XXII, page 192.

ches etwas in einem Mörser zerstößt. Diese Bilder sind nicht etwa für Kinder gemacht, denn sie stehen auf den Fahnen des Kaisers, so wie man dies in der Sammlung der zu seinem Gebrauche bestimmten Gegenstände sehen kann.

Die fünf andern Planeten, welche im Chinesischen Ousing (die fünf Gestirne) heißen, sind:

Tou (die Erde), welche dem Saturn entspricht, und am Ende des Sommers regiert.

Mo (das Holz), welches dem Jupiter entspricht, und dem Frühling und sogar dem Jahre vorsteht.

Ho (das Feuer), welches dem Mars entspricht, und dem Sommer vorsteht, ferner den Trauern und öffentlichen Arbeiten.

Kin (das Metall), welches der Venus entspricht, dem Herbst vorsteht und die Minister beschützt.

Chouy (das Wasser), welches dem Merkur entspricht, und dem Winter und dem Wasser vorsteht.

Die Chinesen haben alle Sterne unter verschiedene Sternbilder gebracht, deren besondere Namen sich auf die chinesische Regierung beziehen; so haben sie am Himmel einen Kaiser, einen Erbprinzen, seine Weiber, seine Söhne, seine Kinder versetzt, sie haben Tribunäle daselbst angebracht, auch haben sie den Sternen Namen von Würden, Menschen, Thieren, Seen, Flüssen, Strömen, Städten und allerley Instrumenten gegeben, welche man im Reiche findet.

Von der Art und Weise, die Tage, Stunden und Monate zu zählen.

Vor der Ankunft der Europäer kannten die Chinesen keine Uhren, sie bedienten sich der Sonnenzeiger und der Wasseruhren, Kou-leou genannt, um die Zeit zu messen, und man kündigte die Stunde dadurch an, daß man eine große Trommel rührte. Die Chinesen zählen des Tages zwölf Stunden, daher macht eine chinesische Stunde zwey unserer Stunden aus. Die erste Stunde fängt an um eilf Uhr des Abends, und endigt sich um ein Uhr des Morgens. Jede Stunde wird getheilt in zwey Poen-chy (halbe Stunden), jede Poen-chy theilt sich wieder in vier Viertel, welche Chy-ke heißen.

Der erste Theil der Stunde heißt Chang, und der zweyte Hia; die Mitte heißt Tchong, und das Ende Mo. Um Mittag auszudrücken, sagt man Chang-ou; daß Mittag vorüber ist, Chang-ou-tso; Nachmittag, Hia-ou; Mitternacht, Poen-ye. Man setzt das Wort Poen vor das Wort Ye, denn wenn es auf dieses folgte, würde der Sinn nicht mehr derselbe seyn. Poen-nien heißt mitten im Jahre, und Nien-poen, ein und ein halbes Jahr.

Die Monatstage werden bezeichnet durch die Charaktere des Cyklus von 60, welcher anfangs die einzige große Zeitabtheilung gewesen zu seyn scheint. Die Chinesen sagen: diese oder jene Begebenheit ereignete sich Eul-yue (im zweyten Monde), Ky-se-y, am Tage Ky-se (sechsten des Cyklus).

Die zwölf Stunden führen auch Namen von verschiedenen Thieren.

Chu (Ratte).
Nieou (Ochse).
Hou (Tiger).
Tou (Hase).
Long (Drache).
Che (Schlange).
Ma (Pferd).
Yang (Schaf).
Heou (Affe).
Ky (Henne).
Keou (Hund).
Tchu (Schwein).

Die Nacht wird in fünf Wachen eingetheilt, welche mehr oder weniger lang sind, je nachdem es die Nacht selbst ist. Die erste Wache dauert von acht bis zehn Uhr, die zweyte von zehn bis zwölf Uhr, die dritte von zwölf bis zwey Uhr, die vierte von zwey bis vier Uhr, und die letzte von vier bis fünf oder sechs Uhr.

Die erste Wache wird durch einen Trommelschlag, die zweyte durch zwey Schläge, die dritte durch drey, und so weiter angezeigt.

Die Chinesen zählen die Tage, indem sie dem Laufe des Mondes folgen, eins, zwey u. s. f.; allein bisweilen bedienen sie sich des Wortes Nien (zwanzig), nach dem zwanzigsten Tage des Monats, und sagen Nien-y (ein und zwanzig), Nien-ou (fünf und zwanzig).

Das Jahr besteht aus zwölf Monden; man schaltet aller drey Jahre während eines Zeitraumes von neun Jahren einen ein, und noch einen zwey Jahre nachher; hierauf schaltet man in einem Zeitraume von nur sechs Jahren aller drey Jahre einen ein, und noch einen zwey Jahre nachher, dergestalt, daß man anfangs vier Monden in einem Zeitraume von eilf Jahren, und dann drey Monden in einem Zeitraume von acht Jahren, d. h. sieben während einer Zeit von neunzehn Jahren einschaltet. In den gemeinen Jahren zählt man die Monden von dem ersten bis zum zwölften, allein bey Schaltjahren zählt man denselben Monat zwey Mal hinter einander. Dieser Monat erhält dann den Namen Joun. Von dem zweyten Monde an bis zum zehnten, mit Einschluß desselben, wiederholt man sie ohne Unterschied; allein man wiederholt niemals den ersten, den eilften und den zwölften. Das Mondenjahr besteht aus 354 Tagen; es fängt an mit dem ersten Neumonde, welcher eintritt nach dem ersten Grade des Wassermannes. Es giebt Monate von 30 Tagen, und andere von 29. Die erstern heißen Yue-ta (großer Monat), und die andern Yue-siao (kleiner Monat).

Der erste Monat, welcher anfängt Ende Januars, oder im Februar, heißt Tching-yue, der zweyte Eul-yue.

Die Chinesen theilen zuweilen den Monat in drey Theile. Von dem ersten des Monats bis zum zehnten sagen sie Tse-chy-kien, von dem zehnten bis zum zwanzigsten, Chang-siun, und von dem zwanzigsten bis zum dreyßigsten Hia-siun.

Die Chinesen geben ihrem Kaiser bey seinem Leben einen eigenen Namen, der sehr von dem verschieden ist, den sie

ihm nach seinem Tode geben; nach dem ersten zählen sie die Jahre seiner Regierung, und sie bedienen sich seiner nach ihm nicht weiter; der zweyte dient dazu, ihn in dem Saale der Ahnen und in der Geschichte zu bezeichnen.

Diese Sitte, dem ersten Regierungsjahre einen Namen zu geben und vom Ausgange dieses Jahres an zu zählen, hat angefangen unter Hiao-ouen-ty, einem Kaiser aus der Dynastie der Han, 179 vor Chr. Geb., welcher das siebzehnte Jahr seiner Regierung Heou nennen ließ. Dieses Jahr entspricht dem Jahre 163 vor Chr. Geb. Man zählte vorher nach der Zahlenordnung der Jahre der Regierung des Kaisers.

Art und Weise, die Tage und die Jahre zu zählen.

Diese Art besteht darin, zwey Cyklen zu vereinigen, nehmlich den der Stunden und den der Jahre, so daß der letztere sechs Revolutionen, und der erstere fünfe macht, ehe die beyden ersten Enden der Cyklen, der Stunden und Jahre sich wieder zusammen befinden. Der Cyklus von zehen, oder der der Jahre, heißt Che-kan (die zehn Stämme), und der Cyklus der Stunden, Cheeul-tchy (die zwölf Zweige). Dieser Cyklus dient für die Jahre und Tage.

Sekten des Lao-kiun und des Fo.

Die Sekte des Lao-kiun ist die älteste unter allen, welche in China existiren. Lao-kiun oder Lao-tse war aus der Provinz Honan gebürtig, und lebte 604 Jahre vor

Chr. Geb., und 53 Jahre vor dem Confucius. Dieser Sektirer sahe, daß die Tugend bey den Tcheou ausartete, daher verließ er China, und zog sich nach Ta-tsin, ein den Römern unterworfenes Land zurück, wo er sein Buch Tao-te-king schrieb, bestehend aus fünf tausend sieben hundert und acht und vierzig Charakteren. Dieses Buch, welches dem Titel nach das Buch der Macht des Tao ist, ist bloß eine Reihe von einzelnen Gedanken und Maximen, welche in einem sehr kurzen und schwer zu verstehenden Style abgefaßt sind.

Nach Lao-tse ist der Tao der Ursprung des Himmels und der Erde; er ist der Erzeuger von Allem, was existirt, er ist ein sehr weises, allein auch ganz unbegreifliches Wesen.

Es hat ein Chaos gegeben, ehe Himmel und Erde gebildet wurden, die Ruhe und das Schweigen. Der Tao ist immer gleich und ohne Wechsel; er erzeugt Alles, er ist groß, er giebt sich selbst Gesetz und Regel. Wer sich mit dem Tao vereinigen will, heißt Ching: er ist der wahre Weise, er muß ohne Leidenschaften seyn, sich nur mit dem Nichts beschäftigen, immer schweigen, Güter und Würden verschmähen, Nichts, was da ist, tadeln, leben, als lebte er nicht, und mitleidsvoll gegen Andere seyn.

Lao-tse nahm die Unsterblichkeit der Seele an. Die Anhänger von Lao-kiun oder die Tao-tse suchen ihr Glück in der vollkommensten Ruhe. Allein weil diese Ruhe denn doch durch den Gedanken an das Ende getrübt wurde, so ergaben sich die Tao-tse der Chemie, und suchten einen Trank zu bereiten, der die Unsterblichkeit verschaffte. Sie

erhielten dadurch einen großen Anhang unter den Mandarinen, vorzüglich unter den Weibern. Auch einige Kaiser ergaben sich, in Hoffnung den Trank zu erhalten, ganz den Grundsätzen der Tao-tse. Da der Aberglaube sich immer vergrößerte, erhielten diese den Titel: himmlische Doktoren, und ihr Oberhaupt die Würde eines großen Mandarin.

Einer der Brüder von Ming-ty aus dem Stamme Han, verführt durch die Versprechungen der Tao-tse, welche ihm die Gemeinschaft mit den Geistern versprochen hatten, hörte, daß im Lande Tien tso (Indostan) ein Geist, Fo mit Namen, sich befinde, und bat den Kaiser, ihn kommen zu lassen. Es wurden Gesandte nach Indien geschickt. Hier fanden sie zwey Chamen oder Priester, und diese führten sie mit ihren theurgischen Büchern und den Bildern des Fo oder Boudha, auf Leinwand gemalt, mit sich fort. Im Jahre 69 vor Chr. Geb. kehrten die Gesandten nach China zurück. Von dieser Zeit an hat sich die Sekte des Fo in China außerordentlich ausgebreitet.

Sie macht einen großen Unterschied zwischen Gut und Böse, stellt Strafen und Belohnungen nach dem Tode auf, und nimmt die Seelenwanderung an.

Die Ho-chang oder Priester des Fo behaupten, er sey auf die Erde gekommen, um die Menschen zu erlösen, und nur durch Gebete zu ihm ließen sich die Sünden versöhnen. Sie sagen, man müsse, um in jener Welt glücklich zu seyn, fünf Grundsätze befolgen: kein lebendes Wesen tödten, kein fremdes Gut antasten, keine Unlauterkeit begehen, niemals lügen, und niemals Wein trinken.

Diese Priester, welche wir Bonzen nennen, verehren nicht allein den Gott Fo, sondern noch eine große Menge Personen, welchen sie verschiedene Namen geben, nehmlich die Chin-ven oder berühmten Menschen, die Yuen-kio, die durch glänzende Tugenden Ausgezeichneten, und die Poussa, vollkommene und wie Gottheiten angesehene Wesen.

Sekte des Confucius.

Confucius wurde 551 Jahre vor Chr. Geb. geboren. Die Chinesen betrachten ihn als ihren ersten Weisen und ihren Gesetzgeber. Confucius bemühte sich, die alte Lehre wieder herzustellen und die Menschen besser zu machen, indem er sie ermahnte, dem Himmel zu gehorchen, Gott zu ehren, den Nächsten zu lieben und ihre Leidenschaften zu besiegen.

Die Verschiedenheit zwischen den beyden Schulen des Confucius und Lao-tse besteht darin, daß die erstere lehrt, unter Menschen zu leben, und sie zu bessern sucht, statt daß die Anhänger der andern die Gesellschaft vermeiden, und in einem frugalen und zurückgezogenen Leben sich nur mit ihrem eigenen Glück beschäftigen.

Die Lehre des Confucius hat das Uebergewicht über die des Lao-tse gewonnen; es ist die der Gelehrten. Man findet in allen Städten einen dem Confucius geweihten Tempel; man bewahrt hier sein Bild und seine Schreibtafel auf. Man pflegt im Frühling und im Herbst sich in diesem Tempel zu versammeln, und zu Ehren dieses Philosophen und seiner Schüler zu opfern, da die Chines-

sen diese für ihre Schutzgeister ansehen. Diese Ceremonie findet auch bey gewissen andern Umständen und vorzüglich zur Zeit der Prüfungen Statt.

Juden.

Es giebt auch Juden in China. Sie haben eine Synagoge zu Kay-fong-fou in Ho-nan. Der Pater Gozani, welcher sie besucht hat, glaubt, daß die Juden unter den Han, 206 Jahre vor Chr. Geb., nach China gekommen sind. Der Pater Cibot läßt sie zwey und funfzig Jahre eher einwandern, unter der Regierung der Tcheou.

Die Anzahl der Juden ist nicht groß. Die Chinesen nennen sie, eben so wie die Mahomedaner, Hoey-hoey. Auch nennen sie sie Lan-mao hoey-tse, oder Hoey mit blauen Mützen, weil sie dergleichen tragen, wenn sie sich in der Synagoge versammeln.

Christenthum; Verfolgungen, Missionarien; Nützlichkeit der Missionen.

Die Niederlassung der Nestorianer schreibt sich vom Jahr 635 nach Chr. Geb. her, wo ein gewisser Olopuen unter Tay-tsong aus der Dynastie der Tang nach China kam. Diese Thatsache wird bestätigt durch das zu Syngan-fou im Jahre 1625 unter Hy-tsong aus der Dynastie der Ming entdeckte Monument.

Diese Nestorianer, Priester des Ta-tsin genannt, wurden im Jahr 845 nach Chr. Geb. auf Bewegung der Bonzen des Tao-tse, welche damals von dem Kaiser Voutsong begünstigt wurden, verjagt.

Unter den Yuen oder Mongolen kehrten die Christen und Mahomedaner nach China zurück. Saint-François Xavier wollte im Jahr 1552 nach China reisen, allein er starb zu Sancian auf den Küsten dieses Reiches. Der Pater Ricci kam im Jahr 1582 nach Peking. Um diese Zeit fing das Predigen der christlichen Religion in China an.

Es haben zu verschiedenen Zeiten strenge Verfolgungen gegen die Christen und Mahomedaner Statt gefunden; indessen hat man nicht unterlassen, Missionarien in China zu unterhalten, welche, wenn sie auch die christliche Religion nicht förmlich und sicher haben einführen können, dennoch nicht ohne Nutzen waren und sind. Man würde sehr Unrecht thun, wenn man sie zurückrufen wollte.

Ehe man aber ein Urtheil über den größern oder geringern Nutzen der Missionen fällt, ist es nothwendig, zu untersuchen, was man eigentlich unter Missionen versteht, und worin sie bestehen. Man muß in China zwey Arten von Missionen unterscheiden, eine ist von der chinesischen Regierung nicht anerkannt, und wird ohne ihr Vorwissen in den Provinzen geduldet; die andere ist von der Regierung gebilligt, und wohnt zu Peking.

Die Mission des Innern kostet nicht viel. Schwerlich wird man irgendwo tugendhaftere und uneigennützigere Menschen finden, als diejenigen sind, woraus sie besteht. Beraubt aller Lebensannehmlichkeiten, fast an Allem Mangel leidend, täglich in Todesgefahr schwebend, streben sie bloß darnach, sich zu unterrichten und die christliche Religion zu verbreiten; darüber vergessen sie alle Leiden und Beschwerden. Ich spreche hier ohne alles Vorurtheil, und führe bloß das

an, was ich gesehen habe. Durch Unterstützung der Missionarien ist Frankreich im Stande, sich immer die bestimmteste Kenntniß von diesem Reiche zu verschaffen; ich habe selbst mehrere gekannt, welche sehr ausgebreitete Kenntnisse besaßen. Auch beweisen ihre Schriften, daß man diesen unermüdeten, fleißigen Menschen sehr viel zu danken hat.

Ich muß gestehen, daß die Missionarien, welche sich heimlich in China einschleichen, ihrem Verderben entgegen eilen; allein was kann der Nation der Verlust einiger Individuen schaden, welche sich selbst aufopfern? Das Interesse des Staats erfordert, daß er die Missionarien aufmuntert und begünstigt.

Für die Nützlichkeit der Mission zu Peking sprechen Thatsachen, und man müßte blind seyn, wenn man nicht erkennen wollte, wie wichtig es für uns ist, eine anerkannte Mission in dieser Stadt zu haben. So lange China für die Europäer verschlossen bleibt, muß die Nation, welche nur einige Individuen zu Peking erhalten kann, sich sehr glücklich schätzen.

Vierzig tausend Franken dürften für die Mission zu Peking hinreichend seyn, und eben so viel für die Unterhaltung der im Innern. Es wäre ein wahres Unglück, wenn man die Missionen wollte eingehen lassen. Man würde dann leider zu spät empfinden, wie viel, wie sehr viel man dadurch verloren hätte.

Mahomedaner.

Die Missionarien nehmen an, die Muselmänner seyen im Jahre 599 nach Chr. Geb. unter den Souy nach

China gekommen; allein dieses ist wohl irrig, denn genauern Berechnungen nach hat Mahomed erst ums Jahr 609 nach Chr. Geb. zu predigen angefangen.

Die Mongolen oder Yuen, welche sich im Jahr 1279 des Throns bemächtigten und die Song vertrieben, brachten eine große Menge Muselmänner ins Land. Diese waren sehr zahlreich bis zur Dynastie der Ming, welche im Jahr 1368, nachdem sie die Tataren ausgerottet hatte, zu regieren anfing. Das Mittel, welches sie brauchten, um sich zu erhalten, bestand darin, daß sie Kinder kauften und diese in ihrer Religion erzogen. Unglückliche Zeiten und Hungersnoth verschafften ihnen eine große Menge.

Der letzte Kaiser Kien-long hat in den Jahren 1783 und 1784 hundert tausend Mahomedaner ausgerottet. Als wir nach Hang-tcheou-fou kamen, sahen wir eine Moschee, aber sie stand ganz leer.

Die Mahomedaner, welche die Chinesen Hoey nennen, und welche die am äußersten Ende von Chen-sy bis nach Ily in der Tatarey gelegenen Landstriche bewohnen, werden in drey Klassen getheilt und unterscheiden sich durch den Kopfputz. Die von der ersten Klasse tragen eine rothe Mütze in Form eines Zuckerhutes, weshalb sie den Namen Hong-mao-Hoey-tse (Hoey mit rothen Mützen) erhalten haben; die von der zweyten Klasse haben eine weiße Mütze, man nennt sie Pe-mao-hoey-tse (Hoey mit weißen Mützen); die von der dritten Klasse hüllen sich den Kopf in ein großes Stück Leinwand, daher nennt man sie Tchan-teou-hoey (Hoey, die sich den Kopf verhüllen).

Sekte des Jukiao.

Im Jahre 1070 nach Chr. Geb., unter der Regierung der Song, versuchten mehrere Weise die King zu erklären. Einer dieser Philosophen, Chao-kang-tse mit Namen, ausgezeichnet durch seine Gelehrsamkeit, behauptete: die Welt habe einen Anfang und werde daher auch ein Ende haben, sie zerstöre und erneuere sich daher allmählich.

Dieser Philosoph bestimmte die Dauer der Welt auf 129,600 Jahre, welche er in zwölf Perioden, jede von 10,800 Jahren theilte. Nach ihm hat sich in der ersten Periode der Himmel allmählich gebildet durch die Bewegung, welche der Tay-ky der damals unbeweglichen Materie mittheilte; in der zweyten hat sich auf dieselbe Art die Erde erzeugt; in der dritten haben der Mensch und alle Wesen zu existiren angefangen, und so fort bis zur eilften Periode, wo sich Alles auflösen und die Welt wieder in das Chaos verfallen wird, woraus sie erst am Ende der zwölften Periode hervorgehen soll.

Der Tay-ky hat die Macht, Alles zu erzeugen, Alles zu erhalten und zu regieren, er ist das Wesen aller Dinge. Diese Philosophen geben ihm auch den Namen Ly: er ist es, sagen sie, der, mit der Materie verbunden, alle Naturkörper durchdringt.

Die Anhänger des Tay-ky wurden endlich Atheisten, indem sie jede übernatürliche Ursache verwarfen, und nur eine mit der Materie verbundene Kraft annahmen. In Ansehung der Moral haben sie sehr vernünftige Grundsätze aufgestellt.

Von allen in China gegründeten Religionen ist keine die herrschende; alle sind der Regierung untergeordnet, welche unter gewissen Umständen selbst die Zahl der Priester vermindert und einen Theil der Tempel zerstört hat.

Der Kaiser in China ist das Oberhaupt. Alle Individuen, aus denen das Reich besteht, sind vor ihm gleich. Die Bonzen oder Priester genießen keines besondern Vorzugs, und sind, so wie alle andere Staatsbürger, dem Willen des Souverains unterworfen.

Gottesverehrung.

Die Chinesen folgten hierbey dem gewöhnlichen Gange des menschlichen Geschlechtes; daher sehen wir sie anfangs das höchste Wesen unter dem Namen Chang-ty, Hoang-tien und Tien *) anbeten, und ihm auf Höhen und in Tempeln opfern.

Zu den Chang-ty fügte man in der Folge noch die Schutzgeister, welche man Chin oder Kouey-chin nannte und göttlich verehrte; dieses ist die Lehre, deren in den

*) Chang-ty heißt oberster Herr, Hoang-tien, herrschender Himmel, Tien, Himmel. Diese Worte bezeichnen nach den King die Gottheit. Das Wort Tien wird genommen für das höchste Wesen und für den sichtbaren Himmel.

Auf dem Frontispiz eines Saales des Himmelstempels zu Peking liest man die beyden chinesischen und tatarischen Worte: Kien, Apkai-han. Das Wort Kien heißt im Chinesischen bloß der Himmel, allein es wird deutlich erklärt durch das tatarische Wort Apkai-han, oder Han-apkai, Herr des Himmels. Es ist daher über die Worte Kien und Tien kein Zweifel mehr übrig; sie sind sich ganz gleich und bedeuten beyde den Himmel.

King gedacht wird. Die Moral beschränkte sich damals auf zwey Tugenden Gin und Y genannt; die erste drückte aus die Ehrfurcht gegen Gott und die Eltern, oder die Milde gegen die Menschen, die zweyte die Billigkeit und Gerechtigkeit.

Die Dynastie von Hia, welche 2205 Jahre vor Chr. Geb. zu regieren anfing, errichtete dem Chang-ty einen Tempel unter der Benennung Che-chy (Haus der Generationen und der Jahrhunderte). Die Chang, welche auf jene folgten (1766 vor Chr. Geb.) erbauten diesen Tempel von neuem und nannten ihn Tchou-ou (erneuertes Haus). Die Tcheou, welche 1122 vor Chr. Geb. auf diese folgten, ließen einen andern Tempel errichten, und nannten ihn Ming-tang (den Tempel des Lichtes). In der Folge wollten die andern Dynastien mehr thun, als die vorhergehenden; sie kamen daher auf den Einfall, das Wort Ming, welches aus den Charakteren Ge (die Sonne) und Yue (der Mond) besteht, zu trennen, und erbauten einen Tempel für die Sonne, und einen andern für den Mond. Aus dieser Theilung und Benennung sind in der Folge eine Menge abergläubiger Vorstellungen entstanden. Alles wurde personifizirt, Wind, Regen, Donner, Krankheiten wurden zu Gottheiten gemacht; die Krieger, Kaiser und berühmte Menschen aber als Halbgötter angesehen.

Die Chinesen vergaßen sehr bald die Verehrung des Chang-ty, und vernachlässigten die Lehre der King: umsonst suchte sie Confucius durch seine weisen Grundsätze und Gebote wieder herzustellen. Die nach seinem Tode

entstandenen Unruhen versenkten die Völker wieder in Unwissenheit. Chy-hoang-ty unterwarf sich 246 Jahre vor Chr. Geb. das Reich, und stellte den Frieden wieder her; allein dieser Prinz, der Sekte des Lao-tse zu sehr ergeben, ließ die Bücher verbrennen, und verfolgte die Gelehrten. Unter den Han suchte man die dem Brande entgangenen King wieder auf, und studirte von neuem Philosophie und Moral. Diese Beschäftigungen paßten für Philosophen; allein die aller Aufklärung beraubten, meistens mit ihren Schicksalen unzufriedenen und auf Verbesserung derselben unaufhörlich bedachten Menschen verließen bald eine zu abstrakte Gottesverehrung, um sich einer Religion zu ergeben, welche ihnen eben so viele Götter darbot, als sie Wünsche haben könnten. Daher hielten sich die Chinesen so eifrig zur Sekte des Fo, welche im Jahr 65 nach Chr. Geb. aus Indien gebracht wurde: sie beteten die Genien, die Poussa an; sie glaubten an die Seelenwanderung, an zukünftige Strafen und Belohnungen; und wenn die fast sämmtlich ungläubigen, aber doch abergläubischen Gelehrten die Lehre der King studirten, so begaben sie sich zugleich in die Tempel, um hier die Götzen anzubeten.

Die Großen glaubten an ein höchstes Wesen; allein hingerissen von dem Strome der öffentlichen Meinung, konnten sie sich des allgemein verbreiteten Aberglaubens nicht erwehren. Die Kaiser, als höhere Wesen betrachtet, behielten sich das Recht vor, den Tien anzubeten, allein sie opferten gleichfalls auch dem Erdgeiste, der Sonne und dem Monde, und hielten sich mehr oder weniger an die

Ideen der Tao-tse und der Bonzen des Fo. Die Tataren, welche auf dem Throne sitzen, beschützen die letztern, und erkennen den großen Lama an, indessen verrichten sie die hergebrachten Opfer, und gehen in die Tempel zu den Zeiten, welche von dem Ceremonientribunale vorgeschrieben sind.

Im ganzen Reiche existirt nur ein dem Tien geweihter Tempel, und der Kaiser allein hat das Recht, in demselben zu opfern, und seine Gebete an das Täfelchen des Hoang-tien-chang-ty (erhabener Himmel, erhabenster Kaiser) zu richten.

Der Tempel der Sonne, oder Ge-tan, ist außerhalb der tatarischen Stadt auf der Ostseite; der Kaiser sendet alle Jahre zur Zeit des Frühlingsäquinoktiums einen Prinzen dahin, um zur Ehre der Sonne die feyerlichen Gebräuche zu begehen.

Der Tempel des Mondes, oder Yue-tan, liegt westlich außerhalb der tatarischen Stadt; der Kaiser sendet auch hierher zur Zeit des Herbstäquinoktiums eine Person, welche die zur Verehrung des Mondes eingeführten Feyerlichkeiten verrichtet.

Wenn der Kaiser in den Tien-tan oder in dem Ty-tan opfern will, so bereitet er sich dazu durch ein dreytägiges Fasten vor. Zu dieser Zeit sind alle Gerichte geschlossen, und man darf weder Fleisch noch Fische essen.

Der Tien-tan (Erhöhung des Himmels) ist in der chinesischen Stadt von Peking. Der Kaiser bringt hier ein Opfer zur Zeit des Wintersolstitiums, welches in Ochsen, Schweinen, Ziegen und Schafen besteht.

Der Ty-tan (Erhöhung der Erde) ist mit grünen Ziegeln gedeckt, und steht gleichfalls in der chinesischen Stadt; der Kaiser bringt hier zur Zeit des Sommersolstitiums der Erde Opfer.

Da das Volk, die Gelehrten, die Mandarinen und der Kaiser besondere Arten des Gottesdienstes haben, welche jedoch mit verschiedenen, andern Glaubenspartheyen zugehörigen Ceremonien vermischt sind, so darf man sich nicht wundern, daß sich bey einer so großen Verwirrung der allgemeine Geist der Nation zum Aberglauben gewandt und Alles angenommen hat, was ihm nützlich oder tröstlich scheinen mochte: daher zählen die Chinesen eine große Menge von Göttern und Schutzgeistern für Städte, Häuser und das Land, ferner der Winde, der Erde und der Gewässer. Alle haben bey ihnen einen kleinen Altar und Bilder, vor welchen sich die Chinesen niederwerfen, und zur Zeit des neuen und vollen Mondes vergoldetes Papier verbrennen. Sie setzen über ihre Thüre den Namen oder die Gestalt eines Genius, Men-chin genannt, eine Art erhaltender Gottheit oder von Penaten, der in einer Hand eine Keule und in der andern einen Schlüssel hält. Das Volk betet die Sonne und den Mond an; es zündet ihnen zu Ehren zur Zeit des Neu- und Vollmondes Laternen an, und bey Verfinsterungen bildet es sich ein, daß diese beyden Gestirne in Gefahr sind, von einem Drachen gefressen zu werden; diese Meinung ist allgemein. Unter solchen Umständen versammeln sich Mandarinen, Gelehrte und Bürger, um zu beten; alle schlagen auf kupferne Trommeln, und dieser fürchterliche Lärm hört nicht eher auf, als am Ende der Verfinsterung.

Der Drache steht bey den Chinesen in großer Verehrung; sie nennen ihn Geist der Luft und der Gebirge, und stellen ihn dar bedeckt mit einem aus Schildkröte verfertigten Schilde als den Erhalter der Welt. Der Drache ist das Emblem des Kaisers; er allein hat das Recht, einen mit fünf Klauen auf seinem Kleide gestickt zu tragen.

Seit undenklichen Zeiten sind in China öffentliche Fasten gewöhnlich. Bey großer Trockenheit halten die Landleute Prozessionen; die Mandarinen gehen in die Tempel, um bey den Göttern vorzubitten, und man darf kein Schwein schlachten und kein Fleisch genießen, bis der Himmel Regen geschenkt hat. Ehedem opferte man Ochsen, Lämmer und Schweine, allein da das Vieh jetzt selten ist, nicht mehr. So lange ich wenigstens zu Kanton gewohnt habe, habe ich in den Tempeln nur Früchte oder gekochtes Geflügel, dem das Untere des Schnabels abgeschnitten war, oder ganz gebratene und nur zur Hälfte geöffnete Schweine opfern sehen. Ein einziger Umstand hat mir indessen zu Yu-chan-hien gezeigt, daß die Chinesen auch blutige Opfer haben. Von den dargebrachten Früchten oder Thieren wird nichts den Götzenbildern oder den Priestern gelassen, das Volk nimmt nach vollendetem Gebete Alles mit, und die Priester der Pagode behalten bloß einiges Geld.

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

Tab. 1.

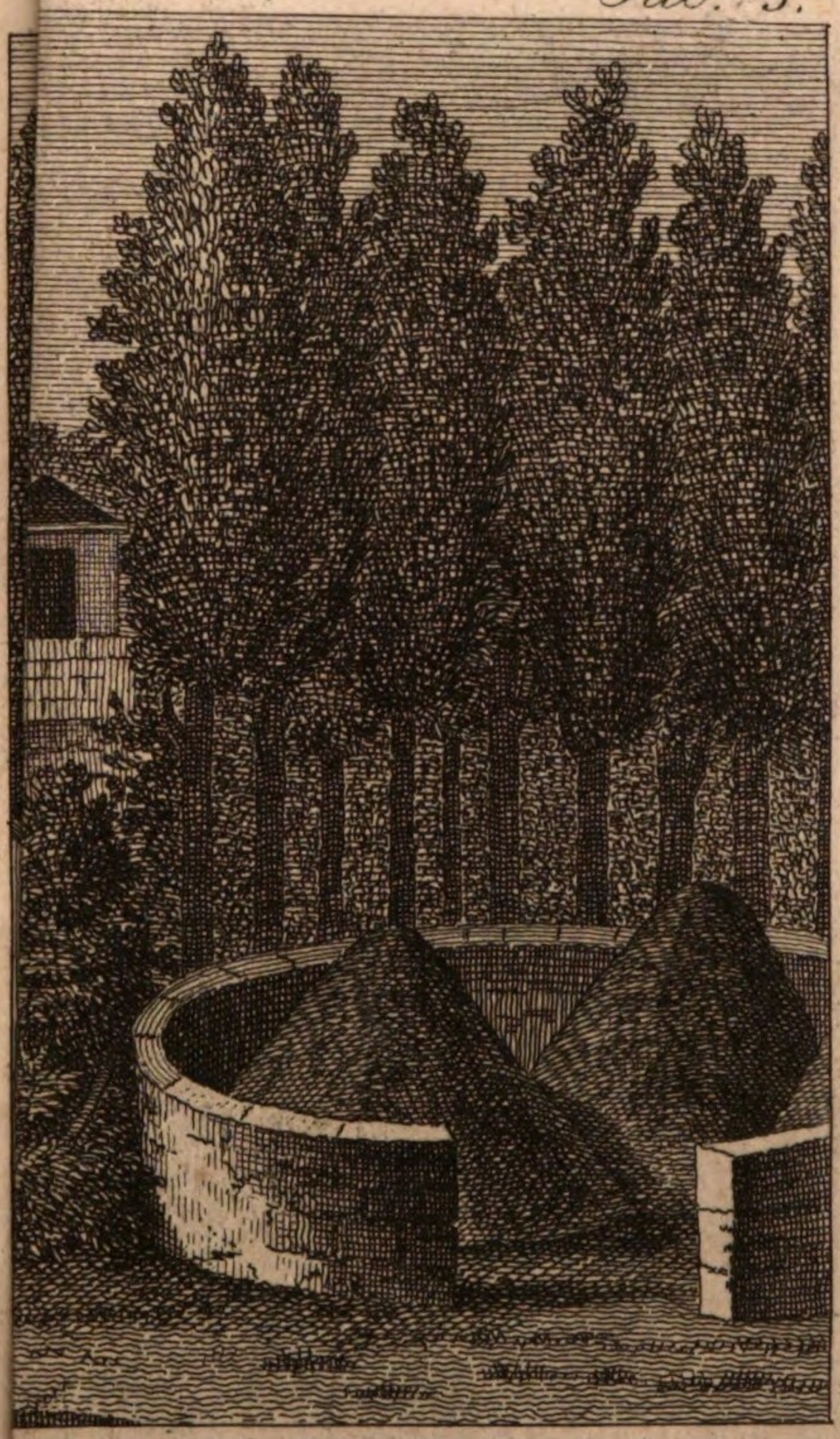
Bayerische
Staatsbibliothek
MUNCHEN

XXX 9.86

1/15/-

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Tab. 3.



Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Tab. 4.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Tchatchou 4. Rübsaamen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

X

XXX 9.86

1/15/-

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Guignes, Chrétien-Louis-Joseph <<de>>,

Reisen nach Peking, Manila und Isle de France in den Jahren 1784 - 1801 ;
Mit Kupfern

Leipzig 1810

It.sing. 1444 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469268-6